98-84523 - 1

Haenel, Hans Georg

Wertbeeinflussung und Unternehmertätigkeit

Jena

1922

98-84523-1
MASTER NEGATIVE #

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DIVISION

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

ORIGINAL MATERIAL AS FILMED -- EXISTING BIBLIOGRAPHIC RECORD

330.11
H118 Haenel, H G
Wertbeeinflussung und unternehmertätigkeit; grundzüge einer organischen theorie der ökonomischen wertrelationen und ihrer dynamischen rückwirkungen, von dr. H. G. Haenel. Jena, Fischer, 1922.
xii, 158 p. 24 cm.

137364

RESTRICTIONS ON USE: *Reproductions may not be made without permission from Columbia University Libraries.*

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 mm REDUCTION RATIO: // :1 IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB

DATE FILMED: 12/23/98 INITIALS: cw

TRACKING #: 33695

FILMED BY PRESERVATION RESOURCES, BETHLEHEM, PA.

PM-MGP
METRIC GENERAL PURPOSE TARGET
PHOTOGRAPHIC

PRECISION℠ RESOLUTION TARGETS

A & P International
612/854-0088 FAX 612/854-0482
8030 Old Cedar Ave. So., Ste. #215
Bloomington, MN 55425

COLUMBIA
UNIVERSITY
LIBRARY

330.11 H118
Columbia University
in the City of New York
LIBRARY

Wertbeeinflussung
und
Unternehmertätigkeit

Grundzüge einer organischen Theorie
der ökonomischen Wertrelationen und
ihrer dynamischen Rückwirkungen

Von

Dr. H. G. Haenel

Jena
Verlag von Gustav Fischer
1922

23-27544

Alle Rechte vorbehalten.

330.11
H118

Feb. 19, 1923 AET
" 28 " a S P

DEM ANDENKEN MEINES VATERS

OSKAR RICHARD JULIUS HAENEL

Vorwort.

Den Anlaß zur vorliegenden Arbeit gab eine kritische Untersuchung des „Kapitals" von Karl Marx nach gewissen Gesichtspunkten, in deren Verlauf der Stoff mich fortriß zu selbständiger Betrachtung. Trotz meiner kritischen Stellungnahme zur Marxschen Lehre ist wohl insbesondere seine gesellschaftliche Betrachtungsweise nicht ohne tiefere Einflüsse auf mich geblieben.

Jedoch die Grundlage meiner ökonomischen Auffassung bin ich mir bewußt, K. Diehl zu verdanken, in dem ich meinen eigentlichen Lehrer sehen darf. Speziell seiner Kritik der Grenznutzlehre und der Böhm-Bawerkschen Zinstheorie konnte ich nur wenig Eigenes hinzufügen. Ich habe versucht, durch genaue Hinweise diese Einwirkungen kenntlich zu machen, sehe aber, daß sie doch nicht völlig die grundlegenden Einflüsse charakterisieren können, die die kritisch scharfe, rein sachliche, immer die gesellschaftlichen Zusammenhänge betonende Diehlsche Betrachtungsweise auf mich ausgeübt hat. — Gelegentliche Abweichungen berühren nicht diese Grundauffassung.

Den Aufbau und weiteren Ausbau meiner Auffassung darf ich jedoch als Ergebnis eigener Arbeit betrachten.

Bei dem unsicheren Vorwärtstasten auf innerhalb der systematischen Werttheorie bisher kaum begangenen Wegen ergab sich eine mich freudig überraschende Übereinstimmung mit Anschauungen W. Sombarts. Besonders bei der Erkenntnis des in stärkster Weise objektivierten, gesellschaftlich beeinflußten Werturteils des (kapitalistischen) Unternehmers, sowie des Geldproblems gab mir diese teilweise Übereinstimmung ein Gefühl der Sicherheit. In der Folge sind auch die Ausführungen des § 13 über den Unternehmer

und die Unternehmertätigkeit zum großen Teil auf Ausführungen Sombarts aufgebaut, daneben auf Beobachtungen K. Wiedenfelds und Monographien R. Ehrenbergs.

Die im folgenden vorgetragene Auffassung des ökonomischen Wertproblems nennt sich organisch, weil sie amechanische Wechselwirkungen in Bildung und Wirkung individueller und gesellschaftlicher Wertrelationen darstellt. Sie glaubt zu beweisen, daß nicht nur stoffliche, sondern auch gesellschaftliche Einflüsse auf die Lebensäußerungen des vergesellschafteten Individuums stets wirksam sind. So auch auf seine Wertschätzungen, die deshalb niemals exakt durch den Einzelvorrat allein bestimmt, sondern stets auch durch Handlungen und Schätzungen anderer Individuen, schließlich der Gesellschaft beeinflußt werden! Beide Einflüsse müssen einander modifizieren oder verstärken, also verschieden einwirken je nach der Einstellung des Individuums, die weder durch Vorrat noch Gesellschaft exakt und eindeutig bestimmt erscheint, sondern letzten Endes von der Persönlichkeit abhängig. Die Einwirkung beider Einflüsse auf die individuellen Wertschätzungen (die einander beeinflussend den gesellschaftlichen Wert bilden und von diesem als ihrer Gesamtheit wiederum beeinflußt werden) ist, wie die Darstellung nachweist, nur nach Wirtschaftsgruppen gleichgerichtet. Daraus folgert sie aber die Unmöglichkeit jeder exakt quantitativen Bestimmung und erblickt gerade in dieser Tatsache das eigentlich Subjektive, lebendig-Organische individueller und gesellschaftlicher Wertrelation. Als Verallgemeinerndes ergibt sich ihr also nur die Gruppe mit typischen Gleichrichtungen dieser Einflüsse; und so findet sie eine allerdings schwankende, aber der organischen Struktur der Gesellschaft angepaßte Basis, auf der sie zur Synthese und Erklärung regelmäßiger Tendenzen der notwendig schwankenden und flüssigen individuellen und gesellschaftlichen Wertbeziehungen gelangt. So erscheint ihr der Wert in jeder seiner Formen nur als Relation auf organisch verbundene und einander entgegengesetzte Individuen denkbar und weder durch mechanische Wirkung von Arbeitsnoch von Vorratsquantitäten absolut bestimmt und bestimmbar. Die Messung der einzelnen organisch in sich und gegen einander gruppenweise variabelen Bedürfnisintensitäten, sowie des Resultates ihres Zusammenwirkens erscheint ihr als ganz anderes Problem als deren Untersuchung und Erklärung.

Dieser Verzicht auf exakt quantitative Bestimmbarkeit des Wertphänomens und dieser von der exakten und quantitativen

Grenznutzauffassung erheblich verschiedene Subjektivismus schließt notwendig einen stark betonten Relativismus ein. Ein solcher Relativismus bedeutet aber m. E. durchaus nichts Neues innerhalb der nationalökonomischen Theorie (wie z. B. die noch umstrittene Relativitätstheorie innerhalb der Naturwissenschaften, zu der hier natürlich jede Analogie vermieden werden soll). Vielleicht schon seit Entstehung einer deutschen Nationalökonomie, sicher aber von K. Knies zu J. Fr. Neumann und J. Conrad bis auf A. Lexis, W. Sombart, K. Diehl u. a. m., scheint mir ein immer deutlicheres Hervortreten dieses Gedankens nachweisbar — wenn auch vorherrschend nur in der mehr oder weniger verhüllten Form der Resignation und Kritik, schließlich aber als offene Ablehnung der Gültigkeit und Möglichkeit absoluter Gesetze und exakter Theorie [1]).

Und im Grunde verdankt wohl auch der gesamte Subjektivismus als Gegensatz zum rein mechanischen Objektivismus einem solchen Gefühl seine Entstehung, auch wenn er in der absoluten Grenznutztheorie in die rationalistische Auffassung exakt quantitativer Bestimmbarkeit zurückfällt und eigentlich erst in der Lehre von der Preisbildung dem Individuum etwas von der Stellung eines Subjekts einräumt! Und so scheint mir auch der Subjektivismus der Wiener Schule nicht eigentlich in ihrer Anschauung vom Grenznutzen zu liegen (der eben bei extremer und exakt mechanischer Durchführung das Individuum nicht als Subjekt, sondern als Objekt seines Einzelvorrats hinstellen müßte), sondern in der Möglichkeit freierer Durchführung desselben. Insbesondere scheinen mir dies die Schriften Philippovichs und seines Schülers A. Amonn (Auffassung der Verhältniszahlen als „intensive" Größen) zu beweisen. Und so glaube ich auch nicht, daß der hier vorgetragene Subjektivismus die fortschreitende Entwicklungslinie der nationalökonomischen Theorie unterbricht oder ihr zuwiderläuft.

Ich glaube mich vielmehr zu der Annahme berechtigt, daß auch den heutigen Vertretern der Wiener Schule die Linie dieser Entwicklung nicht durch ein Auf-die-Spitze-Treiben der rationalistischen Tendenz des Grenznutzgedankens gegeben erscheint, wie z. B. durch die Theorie R. Liefmanns. Nicht durch Auflösung in rein psychische Lust- und Unlustgefühle unter mechanischer Verall-

[1]) Inwiefern diese Entwicklung trotz scheinbarer Gegensätze in der Tendenz doch durch Forschungsergebnisse der historischen Schule (Schmoller, Bücher) stark gefördert werden konnte, braucht hier wohl nicht erst ausgeführt zu werden.

gemeinerung eines rationalistischen ökonomischen Prinzips, die manchmal geradezu eine Loslösung von Gesellschaft und Materie bedeutet, scheint mir dieser „Materialismus" überwunden werden zu können, sondern vielmehr nur durch den Nachweis und die Erkenntnis der Unmöglichkeit exakt quantitativer Bestimmung! Das Individuum und seine Lebensäußerungen sind und bleiben an Gesellschaft und Materie gebunden — aber in verschiedener Weise! Und so kann der Subjektivismus nur in einer nicht mechanischen oder rein quantitativen, sondern nur in einer letzten Endes individuell organischen Bedingtheit dieser äußeren Einflüsse auf menschliche Handlungen und Schätzungen erblickt werden.

Die Theorien L. Stephingers und G. Cassels enthalten ausgeprägte Ansätze zu einem relativen Subjektivismus bzw. subjektiv begründeten Relativismus, jede in anderer Art. Aber keine von beiden führt diesen Gedanken bis ans Ende durch. Während Stephinger resigniert und in die Grenznutztheorie zurückfällt, versucht Cassel nicht nur Messung, sondern zugleich auch Erklärung der Preisbildung durch ein — allerdings funktionales — Gleichungssystem mit absoluten Zahlen. Gleichungen, wenn auch funktionalen Charakters, könnten jedoch nur rein quantitativ bestimmte mechanische Relationen erklären.

Die vorliegende Darstellung glaubt nur durch bewußten Verzicht auf exakt quantitative Bestimmbarkeit einen von Anfang an individuell-relativ begründeten Subjektivismus systematisch durchführen und zu organischer Synthese des Wertproblems und der Erscheinungen des Wirtschaftslebens gelangen zu können. Diese Synthese erfaßt auch die Einwirkungen des Rechts, der wechselnden Gewohnheit, Mode und Reklame und so ergibt sich ihr sowohl eine befriedigende Erklärung des Geldwertes, als auch der Wertbildung innerhalb des Warenumlaufs (Handels), welch letztere ihrer Ansicht nach von keiner der absoluten Theorien gegeben werden kann. Auf Grund dieser Resultate glaubt sie auch die Einflüsse (Produktivität) der Unternehmertätigkeit auf die Wertbildung als dynamische Rückwirkung nachweisen zu können und kommt so schließlich zu einer von der üblichen Auffassung abweichenden Erklärung der Dynamik, als deren Folge- und Grenzerscheinung sie auch statische Erscheinungen, insbesondere die statische Preisbildung auffaßt.

Aus dem eben Gesagten ergibt sich schon z. T. die Stellungnahme zu der statisch orientierten, sogenannten reinen Theorie. Ein statischer Zustand ist meines Erachtens nicht nur unmöglich,

sondern auch ökonomisch nicht denkbar. Es gibt eben innerhalb der Nationalökonomie keine rein quantitativ bestimmten Probleme und nur solche könnten aus Gleichungen erklärt werden. Statische Gleichungen müssen aber ferner, auch wenn sie dem Anschein nach völlig voraussetzungslos aufgestellt sind, immer eine verborgene Voraussetzung allgemeiner Gleichheit der Individuen in sich tragen. Und diese Voraussetzung stellt einmal immer eine Untersuchung „omnibus paribus" dar, ferner aber eine Forderung ethischer oder rationeller Art! Nur A. Schumpeter trifft dieser letzte Vorwurf nicht, da er die aus der Statik gefundenen Resultate nur für eine solche gelten läßt; wodurch er aber eine Erklärung der Wirklichkeit preisgibt.

Aus dieser Ablehnung reiner und absoluter Theorien wird jedoch nicht der Schluß gezogen, daß alle ihre Resultate schlechtweg zu verwerfen wären. Es wird nur versucht, ihre Ungültigkeit als absolute Gesetze zu beweisen und der Wert solcher Theorien zur Erklärung gewisser, unter bestimmten Voraussetzungen eintretender Erscheinungen vorbehaltlos erkannt. Es wird sich immer nur um gewisse regelmäßige Tendenzen handeln, die immer durch von Individuen ausgehende Wirkungen durchbrochen werden können und müssen! Diese dynamischen Wirkungen sind ebensowenig als „Störungen" (Oppenheimer) aufzufassen, wie andere Hemmungen in Gestalt rechtlicher, sachlicher und persönlicher Qualifikationen; ja wir hoffen nachzuweisen, daß die statische Preisbildung ihrer zum regelmäßigen Verlauf bedarf und schließlich auch die Erscheinungen des Wirtschaftslebens, welche sich statisch äußern, dynamischer Natur sein müssen. Denn ist wirklich menschliches Bedürfnis und Handeln subjektiv und nicht restlos durch mechanische direkte oder indirekte Wirkung von Quantitäten zu erklären, dann muß auch die Dynamik organisch begründet sein, d. h. letzten Endes verschieden starken und unersättlichen durch äußere Einflüsse nur bis zu einem gewissen Grade beeinflußbaren und begrenzten Bedürfnissen und Handlungen von Individuen ihren Ursprung verdanken. Sie wird deshalb auch nie einer auf einer konstruierten Statik beruhenden mathematischen Variationsmethode (nach Art der Schumpeterschen) zugänglich sein! Eine solche organische Dynamik muß sich aber Hemmungen und Förderungen, deren sie bedarf — soweit das innerhalb der von Natur und Gesellschaft jeweilig gezogenen Grenzen möglich erscheint — selber geschaffen haben und weiter schaffen, wenn auch in wechselnder, organischer gesellschaftlicher und rechtlicher Entwicklung unterliegender Form.

Zum Schluß möchte ich noch zur angeführten Literatur bemerken, daß ich in der Hauptsache immer nur auf das grundlegende Werk der betreffenden Autoren Bezug genommen habe, ihre anderen Schriften nur dort zitierte, wo solcher Hinweis notwendig erschien. Als Unterlage für die Kritik und weitere Auseinandersetzung mit dem absoluten Grenznutzen habe ich die Formulierung Böhm-Bawerks deshalb gewählt, weil sie einmal die bekannteste ist, ferner aber auch als mittlere Linie betrachtet werden darf, an der auch diejenigen Autoren „als tatsächlicher Grundlage" festhalten, die wie Philippovich den Grenznutzen freier zur Durchführung bringen. Während in seinen späteren Schriften die Fülle der Beispiele leicht verwirrend wirkt, gelten wohl seine von mir hauptsächlich benutzten „Grundzüge" (Jahrb. f. Nationalök. u. Stat. Bd. 13, 1886) auch heute noch als die prägnanteste und trotzdem vollgültige Darstellung seiner Auffassung.

Bezüglich der Marx-Kritik im Anfang meiner Erörterungen muß ich noch bemerken, daß sie nur die Grundlagen seiner Wertlehre, insbesondere die Zwieschlächtigkeit der Arbeit, ins Auge faßt. Eine Kritik des Mehrwerts und der Kapitalbildung und eine Würdigung der umfangreichen Mehrwertliteratur mußte unterbleiben, weil sonst die Klarheit dieses innerhalb des Rahmens der Arbeit notwendig beschränkten Abschnittes beeinträchtigt worden wäre. Dagegen enthält der Abschnitt über die Produktionsfaktoren (§ 12) eine kurze kritische Beleuchtung von Marx' Wertbestimmung der Arbeitskraft, als seiner Grundlage für die Konstruktion des Mehrwerts. Im übrigen konnte ich jedoch aus ähnlichen Gründen der Raumbeschränkung in diesem Abschnitt, wie in dem vorhergehenden über die Produktion (§ 11b), nur ganz kurz die Konsequenzen meiner Auffassung andeuten.

Eutin, im Mai 1922.

H. G. Haenel.

Inhaltsverzeichnis.

I. Kapitel. Kritische Vorbetrachtung. Seite

§ 1. Karl Marx' Theorie der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit . 1— 10
a) Tauschwert und Gebrauchswert . . . . . 1— 5
b) Die „Zwieschlächtigkeit" der Arbeit . . . . . 5— 10
§ 2. Oppenheimers statische Theorie der Arbeitsleistung . . . . . 10— 18
§ 3. Die Grenznutztheorie . . . . . 18— 23

II. Kapitel. Die Wertbeeinflussung.

§ 4. Grenznutzen oder beeinflußte Werturteile? . . . . . 24— 34
a) Ist die Erklärung der Werterscheinung aus einzelnen Werturteilen möglich? . . . . . 24— 26
b) Stofflich und gesellschaftlich beeinflußte Werturteile; Gleichrichtung nach Wirtschäftsgruppen. . . . . 26— 33
c) Terminologie . . . . . 33— 34
§ 5. Bewertung von Gütern, deren Vorrat durch Natur und Gesellschaft beschränkt ist . . . . . 34— 45
a) Werturteile in der Konsumwirtschaft . . . . . 34— 43
b) Im kapitalistischen Betrieb . . . . . 43— 45
§ 6. Bewertung von Gütern, deren Vorrat nur durch die Gesellschaft beschränkt ist (Die Bildung des statischen Konkurrenzpreises) . 45— 61
a) Vorwiegend kapitalistische Produktion; kapitalistische Werturteile . . . . . 45— 50
b) Der statische Verlauf in der Isolierung . . . . . 50— 54
c) In der Wirklichkeit. . . . . 54— 57
d) Ergebnisse . . . . . 57— 61
§ 7. Bewertung von Geld und Gold. . . . . 61— 75
a) Das Vermögensgut . . . . . 61— 64
b) Das Geld . . . . . 64— 72
c) Das Gold . . . . . 72— 75
§ 8. Gesellschaftliche und stoffliche Einflüsse bei Bewertung von Seltenheitsgütern. — Zeit, Sitte, Recht als gesellschaftliche Einflüsse . . . . . 75— 81
a) Seltenheitsgüter . . . . . 75— 78
b) Zeit, Sitte, Recht . . . . . 78— 81

Seite

III. Kapitel. Der relative (organische) Wert.

§ 9. Die Wertursache . . . . . 82—100
a) Zusammenhang und Art der Beeinflussungen . . . . . 82— 88
b) Der höchstgeschätzte Nutzen . . . . . 88— 98
c) Die Preisbildung . . . . . 98—100
§ 10. Das Wertmaß . . . . . 100—112
a) Die Geldeinheit nur relatives Wertmaß (Die Casselsche Preistheorie) . . . . . 100—104
b) Das Einkommen von Wirtschaftsgruppen als individuelles Wertmaß (Indexziffern) . . . . . 104—107
c) Die Geldeinheit als gesellschaftliches Wertmaß . . . . . 107—112

IV. Kapitel. Die Zweckrichtung und ihre Rückwirkungen.

§ 11. Warenumlauf und Produktion . . . . . 113—123
a) Anziehung und Ansammlung (Beeinflussung) von Werturteilen durch örtlich zweckgerichteten Warenumlauf (Handel) . . . 113—122
b) Durch sachlich zweckgerichtete Produktion . . . . . 122—123
§ 12. Die technischen und volkswirtschaftlichen Faktoren . . . . . 123—132
a) Natur und Arbeit (Marx' Wertbestimmung der Arbeit) . . 123—127
b) Kapital und Kapitalzins . . . . . 127—130
c) Zurechnung nur nach Zweckrichtung, daher exakt unmöglich 130—132
§ 13. Die Unternehmertätigkeit . . . . . 132—144
a) Technische und zweckrichtende Arbeit (sachlich, örtlich, zeitlich) . . . . . 132—134
b) Gehemmte und reine (kapitalistische) Unternehmertätigkeit und Unternehmerpersönlichkeit . . . . . 134—141
c) Die aktive Wertbeeinflussung durch Unternehmertätigkeit 141—144

V. Kapitel. Die Dynamik.

§ 14. Die Wertbeeinflussung durch die Konkurrenz und die Art ihrer Dynamik . . . . . 145—153
a) Wertbeeinflussung, nicht Wertbildung . . . . . 145—149
b) Ist Statik denkbar? . . . . . 149—151
c) Der statische Verlauf als Grenzerscheinung der Dynamik 151—153
§ 15. Organische (dynamische) Struktur von Recht und Wirtschaft. — Unmöglichkeit absoluter Gesetze und „exakter" Theorie . . . . 153—158

Druckfehlerberichtigung.

Es ist zu lesen S. 33 Zeile 6 statt „Realtivität": Relativität.

I. Kapitel.

Kritische Vorbetrachtung.

§ 1.

Karl Marx' Theorie der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit.

a.

„Der Tauschwert" der Waren „sieht augenscheinlich ab von ihrer Nützlichkeit"[1]) — dieser Satz bildet offensichtlich den Ausgangspunkt aller Werttheorien, welche Entstehung und Höhe des ökonomischen Wertes auf rein mechanische objektiv wirkende oder gegebene Faktoren zurückführen wollen, — der Schätzung des menschlichen Individuums aber auf sein Zustandekommen keinen Einfluß einräumen.

Der Wertbegriff der Objektivisten soll aber keineswegs eine abstrakte objektive Spekulation darstellen. Er ist keineswegs rein objektiv und absolut, sondern will den Tauschwert und seine wechselnde Höhe innerhalb des Wirtschaftslebens erklären und darstellen, hat immer nur Gültigkeit als Beziehung auf die bestehende menschliche Gesellschaft. Die objektive Werttheorie hat nur insofern Anspruch auf diese Bezeichnung, als sie diese Beziehung durch eine rein objektiv wirkende, vom Individuum, nicht aber von der Gesellschaft losgelöste Ursache erklären will und so versucht ein objektives absolutes Maß dafür zu finden. Ihre Absicht ist nicht die Konstruktion eines rationellen oder ethischen Wertbegriffes nach Art des „natürlichen Wertes" Wiesers[2]) oder des „natürlichen

[1]) Marx, Das Kapital, Stuttgart 1919, S. 5.

[2]) „Der sich in einer nach einheitlichem Plan geleiteten Wirtschaft und Gesellschaft .... herausstellen würde" vgl. Böhm-Bawerk, Artikel Wert im H. d. St.

Preises" v. Thünens. Sie will nicht feststellen: „welches Bestehende ist denn das Rechte, das Naturgemäße"[1]), sondern sie will voraussetzungslos untersuchen, auf welche Ursachen sich Entstehung und Höhe des Tauschwertes innerhalb der bestehenden Wirtschaft und Gesellschaft zurückführen lassen. Das will auch Karl Marx, obgleich er gelegentlich von der voraussetzungslosen Untersuchung ins ethisch Fordernde hinübergleitet[2]).

Der gesellschaftliche Wert stellt sich ihm dar „als das bestimmte gesellschaftliche Verhältnis der Menschen selbst, welches hier für sie die phantasmagorische Form eines Verhältnisses von Dingen annimmt"[3]) und seine Ursache und sein Maß, die „gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit" schließt notwendig eine Beziehung zur Gesellschaft zur Menschheit in sich. So ist auch ihm der Wert nicht ein objektives Verhältnis von Ding zu Ding, sondern „ein unter dinglicher Hülle verstecktes Verhältnis von Menschen zueinander"[4]), von Subjekt zu Subjekt. Dieses Verhältnis allerdings glaubt er aus objektiv wirkenden quantitativen Verhältnissen erklären zu können.

Aber dieses ökonomische, gesellschaftliche Verhältnis von Subjekt zu Subjekt hat zur Voraussetzung ein Verhältnis des Subjekts zum Objekt, bzw. der Subjekte zu Objekten.

Um ein ökonomisches Verhältnis von Mensch zu Mensch zu ermöglichen muß ein Verhältnis von Menschen zum Ding bestehen, die Beziehung Mensch-Ding(Ware)-Mensch ist nur möglich, wenn eine Beziehung Mensch-Ding(Gut) vorausgeht, wenn ein Ding (Gut Ware) Gebrauchswert hat.

Diesen Gebrauchswert, das primäre Verhältnis durch das allein die ökonomische Beziehung möglich wird, macht auch die objektivistische Theorie, macht auch Marx zur Voraussetzung, hält aber

[1]) v. Thünen, „Der isolierte Staat", Berlin 1875 S. 64.

[2]) „Der Preis ist normaliter nichts anderes als der in Geld ausgedrückte Wert" (III² S 188) wohingegen (III² 162) „die Erde nicht Produkt der Arbeit ist, also keinen Wert hat." Diese Widersprüche zwischen Preis und Wert, zwischen Bildung des Wertes einerseits, des Preises und der Profitrate andererseits, lassen erkennen, daß Marx im Grunde nur den Preis für normal hält, der mit dem aus gesellschaftlich notwendiger Arbeit gebildeten „Wert" übereinstimmt, also unbemerkt und uneingestanden (vgl. Polemik gegen Proudhon I, S. 48 Fußnote) eine ethische Forderung im Bewußtsein trägt. Nur so ist zeitweises Abgleiten ins ethisch Fordernde z. B. bei Entwicklung des „unbezahlten" Mehrwerts zu erklären. Vgl. dazu die Polemik S. Budges, „Der Kapitalprofit", Jena 1920, S. 101.

[3]) I, S. 36.

[4]) Kautsky, „Karl Marx' ökonomische Lehren", Stuttgart 1919, S. 24.

eine nähere Untersuchung und Klärung desselben nicht für erforderlich, da es keinen „Wert" in ökonomischer Beziehung darstellt. Der ökonomische Wert, der Tauschwert stellt sich den Klassikern als ein lediglich quantitativ bestimmtes gesellschaftliches Verteilungsproblem von Arbeitsprodukten dar, erscheint so auch Marx als ein gesellschaftliches Verhältnis von Mensch zu Mensch beruhend auf dem Verhältnis von Quantitäten gesellschaftlich notwendiger Arbeit, die die Produkte erzeugt und damit die Werte bestimmt[1]). So hat für ihn das auch qualitativ bedingte Verhältnis Mensch-Gut keine Bedeutung für die Lösung dieses nur quantitativen Problems und muß völlig ausgeschaltet werden. Nur so ist es zu verstehen, daß die Klassiker und in der Folge Marx das Qualitative dieser Beziehung allein betonen, um den Gegensatz zur rein quantitativen gesellschaftlichen hervorzuheben.

So hat es oft den Anschein, als ob es sich beim Gebrauchswert um eine immanente Eigenschaft der Dinge bzw. Güter[2]), eine bloße natürliche Nutzbarkeit derselben an sich für allgemein menschliche Zwecke[3]) handele, daß der Gebrauchswert Marx' wie auch der „value in use" der Klassiker gleichbedeutend sei mit dem „abstrakten Gebrauchswert" Raus[4]).

So wehrt sich auch Böhm-Bawerk, der einen „subjektiven und objektiven Gebrauchswert", einen „subjektiven und objektiven Tauschwert" unterscheiden zu müssen glaubt[5]), mit Recht gegen eine Gleichsetzung von „Gebrauchswert" und „subjektivem Wert" und niemand wird der Wiener Schule das Verdienst der Klärung des (subjektiven?) Werturteils des Individuums absprechen. Die Erkenntnis, daß die Wertauffassung des einzelnen menschlichen Subjekts durch Größe des eigenen Vorrats und Größe des Vorrats bzw. Mangels an dem bestreffenden Gut bestimmt, oder besser beeinflußt wird, also auch quantitativ bestimmt ist, ist erst durch die Forschungen der Grenznutzlehre zum festen Bestand der Wissenschaft geworden. Ihr „subjektiver Wert" und der „Gebrauchswert" der Klassiker decken sich nicht in aller Beziehung.

Aber weder die Klassiker noch Marx haben jemals an einen auf bloße allgemeine Nützlichkeit eingestellten oder rein abstrakten

[1]) Vgl. I, S. 51 „das quantitative Verhältnis, worin sie sich austauschen . . . von ihrer Produktion selbst abhängig".

[2]) So I, S. 10 „die Gebrauchswerte . . . . . kurz die Warenkörper".

[3]) I, S. 8 „so Luft, jungfräulicher Boden".

[4]) Rau, Volkswirtschaftslehre 8. Aufl., I, S. 87 und § 62.

[5]) Artikel Wert im H. d. St.

objektiven Gebrauchswert für allgemein menschliche Zwecke, wie er zum Beispiel durch Berechnung von Wärmeeinheiten oder Pferdekräften in bezug auf ökonomische Möglichkeit und Nützlichkeit gefunden werden könnte, gedacht, noch ihn zum Gegenstand von Untersuchungen gemacht. Auch wenn sie den Einfluß der Quantität auf den Gebrauchswert nicht erkannten, — die Beziehung zum einzelnen menschlichen Subjekt zum speziellen menschlichen Bedürfnis darf stets als vorhanden angenommen werden und tritt auch beim Gebrauchswert Marx'[1]) mehr oder weniger deutlich hervor. Ja sogar Anklänge an den „subjektiven Tauschwert" der Wiener Schule finden wir bei ihm[2]).

Für den Gebrauchswert wird so auch der Objektivist, sei er Anhänger der Klassiker oder Marx', immer zugeben, daß er sich nur durch den einzelnen Menschen verwirklichen kann, daß die Eigenschaften eines Gutes nur Gebrauchswert bekommen durch die Schätzung des einzelnen Menschen. Und das ist das Wesentliche, nicht kasuistische Abgrenzungen und Spezialisierungen. Ein eigentlich neuer Begriff ist der subjektive Wert nicht.

Auch der Gebrauchswert ist nur als Beziehung zu den Bedürfnissen des menschlichen Individuums denkbar. Wertbildend in bezug auf den Gebrauchswert wirkt nur die Schätzung des Menschen, sie drückt die Bedeutung aus, die er den durch Natur und Arbeit erzeugten Gütern, den durch Natur oder Arbeit zu leistenden Diensten, den durch bestehendes Recht geschaffenen Verhältnissen beilegt.

Natur, Arbeit, mittelbar Kapital und die hierauf bezüglichen Rechte sind — darauf wird später noch eingegangen — zunächst nur technische Produktionsfaktoren, erzeugen nur unter Umständen, falls sie der Schätzung, den Bedürfnissen des Menschen entgegenkommen, zweckmäßig produzieren, Wertträger, Güter, die erst durch menschliche Schätzung ihrer Eigenschaften Bewertung und Wert erlangen.

Insofern, als jede objektivistische Theorie, ob mit Worten oder als stillschweigende Voraussetzung zugibt, daß nur solche

[1]) Z. I. I, 50 „ein die unmittelbaren Bedürfnisse seines Besitzers überschießendes Quantum von Gebrauchswert" und S. 10 „durch zweckmäßig produktive Tätigkeit besondere Naturstoffe besonderen menschl. Bed. anpaßt" u. passim.

[2]) I, S. 487 „für ihn hat sie unmittelbar nur den Gebrauchswert Träger von Tauschwert und so Tauschmittel zu sein" unter Hinweis auf Aristoteles (das. Fußnote). Die Erkenntnis des „subjektiven Tauschwertes" ist also schon sehr alt und nur die Bezeichnung neueren Datums.

Gegenstände Tauschwert haben können, die in bezug auf Bedürfnisse des Menschen und so der Gesamtheit derselben, der Gesellschaft, nützlich sind, bzw. als Gebrauchswerte entstehen „indem zweckmäßig produktive Tätigkeit besondere Naturstoffe besonderen menschlichen Bedürfnissen assimiliert"[1]), ist sie trotz aller späteren Einwände aufgebaut auf der Grundlage der menschlichen Schätzung.

Wenn auch der gesellschaftliche Wert, der Tauschwert sich scheinbar der Schätzung des einzelnen entzieht, ihm als unbeeinflußbar, als gegebener dem Anschein nach „autogener" Wert gegenübertritt, den er durch seinen Bedarf, seine Schätzung nicht ändern kann, — die Eigenschaften eines Gutes müssen von menschlichen Individuen zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse geschätzt sein, sonst hat es keinen Wert, weder Gebrauchs- noch Tauschwert. „Kein Ding kann Wertgegenstand sein ohne Gebrauchsgegenstand zu sein"[2]). Kein Tauschwert ohne Gebrauchswert.

b.

Und trotzdem wäre die Ursache des Tauschwerts und das Wertmaß absolut?!

Die Größe der „gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit" wechselt allerdings nach Marx' Auffassung, — aber nur nach der Maßgabe zeitlich-technischer gesellschaftlicher Notwendigkeit, nach der technischen Produktivkraft der Arbeit[3]); und zwar umgekehrt wie diese[4]). Aber die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit ist ihm trotzdem immer die gleiche Verausgabung abstrakter gesellschaftlich notwendiger Durchschnittsarbeit[5]), „produktiver Verausgabung von menschlichem Hirn, Muskel, Nerv, Hand usw."[6]), bei der vom nützlichen Charakter, also der Zweckmäßigkeit abzusehen ist[7]).

Besteht aber die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, gleichgültig ob ihre Größe wechselt, aus immer der gleichen Menge gesell-

[1]) Marx I, S. 10.

[2]) Marx I, S. 8.

[3]) Marx I, S. 7.

[4]) Marx I, S. 8 der eigentliche Beweis erfolgt erst später.

[5]) Marx „die in der Produktion einer Ware auch nur die im Durchschnitt notwendige oder gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit braucht" (S. 6/7). „Dieselbe Arbeit ergibt daher in denselben Zeiträumen (ges. notwendiger Arbeitszeit) stets dieselbe Wertgröße" (S. 13).

[6]) S. 11 vgl. auch Kautsky a. a. O. S. 19 „produktive Ausgabe menschlicher Arbeitskraft überhaupt."

[7]) S. 11/13.

schaftlicher Durchschnittsarbeit, bzw. braucht Durchschnittsarbeit immer die im Durchschnitt gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, so muß sie selber gesellschaftlich notwendig sein.

Marx reduziert daher in folgender Weise: „überflüssig verausgabte Quanta vergegenständlichter Arbeit zählen nicht . . . gehen nicht in das Produkt der Wertbildung ein[1])." Er faßt aber das „überflüssig" (gegenüber dem „gesellschaftlich notwendig") nur als überflüssig und zwecklos im zeitlich-technischen Sinne auf, nicht als zwecklos im ökonomisch-qualitativen Sinne. Und hier kommen wir an die Fehlerquelle. Daß es auch überflüssige Verausgabung von Arbeit geben kann im ökonomisch zweckmäßigen Sinne übersieht Marx, oder vielmehr er glaubt diesen Umstand vernachlässigen zu können und muß ihn ausschalten, will er nicht seine absolute Wertursache preisgeben!

Wie kommt er aber zu dieser Annahme Der Grund oder vielmehr die Konstruktion, durch die er zu dieser bewußten Vernachlässigung kommt, ist von der Marx-Kritik, soweit ersichtlich, bisher nicht erörtert worden! Marx nimmt an, Durchschnittsarbeit müsse immer ohne weiteres in „gegebener Menge" in wechselnder Form restlos als nützliche zweckgerichtete Arbeit verausgabt werden[2]) und nennt sie deshalb auch in der abstrakten Form, in der von ihrer Nützlichkeit abzusehen ist, produktive Verausgabung von menschlichem Hirn, Nerv, Muskel, Hand etc.

Gewiß — wäre es so in Wirklichkeit, würde alle Arbeitskraft immer qualitativ voll zweckmäßig verausgabt, — dann allerdings wäre Marx berechtigt nur im zeitlich-technischen Sinne zu reduzieren (falls sich eine solche „Normalarbeit" überhaupt klarlegen und „physiologisch auf ein Einfaches zurückführen ließe")[3]). Wenn die Zweckrichtung der Arbeit nur durch einen glatten Formwechsel der gegebenen Menge technischer Durchschnittsarbeitskraft erreicht würde, würde die gesellschaftliche Notwendigkeit in jeder Form ihrer Verausgabung nur durch ihre technisch-zeitlich erforderliche Quantität gegeben sein. Und diese würde exakt im umgekehrten Verhältnis stehen müssen zu ihrer technischen Produktivkraft.

[1]) I, S. 150/51 u. S. 6/7.

[2]) Marx I, S. 11.

[3]) Vgl. K. Diehl, Theoretische Nationalökonomie, Jena 1916, S. 73. Eine objektive einfache Arbeit findet aber Marx nicht, sondern „will Multipla auf einfache Arbeit (deren Größe er nicht klarstellt) zurückführen" auf Grund ihrer — Bezahlung, die ja nur für Arbeit in nützlicher Form geleistet wird auf Grund ihrer Bewertung, vgl. ebd.

Falls nun aber dieser Formwechsel der „gegebenen Menge", der nach Marx trotz möglicher Reibungen „gehen muß"[1]) sich nicht glatt vollzieht, wenn ein Teil dieser gegebenen Menge zur Herstellung von Artikeln verwendet wird, die nicht nützlich sind, weil nicht, nicht mehr oder nur zum Teil den Bedürfnissen entsprechend, dann nützt die Reduktion auf die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit im zeitlich-technischen Sinne nichts, oder vielmehr sie ist unmöglich. Arbeitskraft wird nicht immer in zweckentsprechender Form verausgabt; es gibt zwecklose und weniger zweckentsprechende Verausgabung derselben, auch wenn sie unter den vorhandenen „gesellschaftlich normalen Produktionsbedingungen" und „mit dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit" verausgabt wird. Um im ökonomischen Sinne gesellschaftlich notwendig zu sein, müßte diese gegebene Menge immer voll und ganz auf Schaffung von „Gebrauchswerten" verausgabt werden, die voll und ganz zweckentsprechend sind. Das ist, wie wir mit einem Blick auf die Wirklichkeit sehen, nicht der Fall. Die technisch-zeitliche Notwendigkeit wird bedingt durch die ökonomisch-qualitative Notwendigkeit (Zweckmäßigkeit) — nicht umgekehrt.

Und fällt dieser Schluß des restlosen Aufgehens aller gegebenen Arbeit nur durch Formwechsel als zweckgerichtete Arbeit, dann fällt auch die Behauptung von der unbedingten Produktivität der Durchschnittsarbeit, der Arbeit an sich, bei der von Zweckmäßigkeit abzusehen ist.

Die nicht zweckmäßig verausgabte Durchschnittsarbeit ist nicht produktiv, nicht gesellschaftlich notwendig und wird überflüssig im ökonomisch qualitativen und damit im technisch zeitlichen Sinne Marx'.

Produktiv ist menschliche Arbeitskraft nur, soweit sie zweckmäßig verausgabt wird; zwecklose Arbeit kann niemals produktiv sein, ist nicht gesellschaftlich notwendig und „kommt für die Ökonomik nicht in Betracht"[2]). Entweder ist sie produktiv, schafft Güter,

[1]) . . . . „dieser Formwechsel mag nicht ohne Reibung abgehen, aber er muß gehen" (S. 11).

[2]) gegen diese Ansicht Oppenheimers wendet sich Budge a. a. O. S. 87, u. E. mit Unrecht. Er meint auch jede Marktware sei nicht ohne weiteres ein Begriff der Ökonomik, sondern werde es erst dadurch, daß sie im Verhältnis zum Bedarf knapp sei. Nach Arbeitskraft ist aber nur Bedarf, soweit sie auch zweckmäßig produktiv verausgabt wird. Zwecklose Arbeit kann also unter keinen Umständen ein Begriff der Ökonomik sein, weil kein Bedarf darnach ist; erst wenn und soweit sie zweckgerichtet ist (oder erscheint) wird sie es.

die Gebrauchswert erlangen und nur dadurch Tauschwert — nur diese Arbeit wird entlohnt und hat im ökonomischen Sinne Anspruch darauf. — Oder sie ist zwecklos, nicht zweckentsprechende „Verausgabung von menschlichem Hirn, Nerv, Muskel, Hand"; dann ist sie nicht produktiv, schafft weder Gebrauchs- noch Tauschwert, wird nicht entlohnt und hat ökonomisch betrachtet keinen Anspruch darauf[1]).

Soll die Arbeitskraft, die gesellschaftliche Durchschnittsarbeit, aus welcher die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit besteht „wertbildende Substanz" sein, so kann dies nur der zweckmäßig verwendete Teil derselben; bzw. wertbildende Substanz kann sie nur soweit sein, als sie wirklich produktiv Gebrauchswerte herstellt, den Bedürfnissen des Menschen entgegenkommt.

Der „Aufwand lebendiger Arbeit als Akt der Konsumption des Produktionsgutes Arbeit mit dem Effekt der Tauschwerterzeugung"[2]) bei dem vom nützlichen Charakter abgesehen werden kann, ist eine geniale Abstraktion, die aber außerhalb der Ökonomik liegt, eine Hilfskonstruktion zum Zwecke der Darstellung eines absoluten Wertmaßes zwecks Vermeidung des Zirkelschlusses der Klassiker.

Die Produktivität der Durchschnittsarbeit und der darauf verwendeten Arbeitskraft ist abhängig von menschlicher Schätzung. Produktive Arbeit könnte also im Sinne Marx' nicht letzte Ursache und absolutes Maß des gesellschaftlichen Wertes sein. Sie wäre aber auch nicht konstant in bezug auf die technisch-quantitativ notwendige Arbeitszeit, da ihre Produktivität je nach der menschlichen Schätzung wechseln muß. Gewiß ist ein solcher Wechsel der Produktivität der menschlichen Arbeit auch bedingt durch natürliche Vermehrung des Vorrats und technische Produktionsverbesserungen[3]). Aber diese würden weder Vermehrungen noch Verbesserungen bedeuten, wenn sie nicht der menschlichen Schätzung

[1]) Daß auch bei Konstruktion des Mehrwerts sich Marx in dieser Hinsicht in einen Widerspruch verwickelt weist Budge (a. a. O. S. 101) nach. Marx erklärt „plötzlich und unversehens den Mehrwert als unbezahlte Arbeit." „Entweder" bemerkt Budge „ist die Arbeit im Sinne von Arbeitsaufwand ein Wertobjekt .... oder kein Wertding, dann hat sie auch keinen Anspruch auf Bezahlung und es ist dann sinnlos von unbezahlter Arbeit zu sprechen". „Eine plötzliche Volte von der Ökonomik in die Ethik." Im übrigen bezeichnet Budge jedoch die Konstruktion von der Zwiespältigkeit der Arbeit als eines der größten wissenschaftlichen Verdienste Karl Marx' (S. 85).

[2]) Budge a. a. O. S. 101.

[3]) Marx I, S. 7/8.

entgegenkämen. Sie haben letzten Endes immer nur in bezug auf das menschliche Werturteil Geltung. Menschliche Bedürfnisse, menschliche Schätzung bedingen und beeinflussen die volkswirtschaftliche Produktivität, begrenzen und spornen die technische Produktivität an. Nur sie bestimmen die gesellschaftliche Notwendigkeit, die immer nur Zweckrichtung bedeutet.

Marx bezeichnet die Erkenntnis von der „Zwieschlächtigkeit der Arbeit" als den „Springpunkt"[1]), um den sich das Verständnis der politischen Ökonomie — im Sinne seiner Theorie — dreht.

Auch wenn wir nicht so weit gehen, zu behaupten, daß die menschliche Schätzung rein subjektiv bedingt ist, so müssen wir doch erkennen, daß diese Konstruktion einer Durchschnittsarbeit, bei der von Zweckmäßigkeit zu abstrahieren ist und die trotzdem produktiv sein soll, auf die Ökonomik in der bestehenden Gesellschaftsform nicht anwendbar ist.

Das Wertmaß der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit muß relativ durch Zweckmäßigkeit bedingt sein, soll es als Begriff der Ökonomik Gültigkeit haben, kann nie absolute Geltung haben, nie ein absolutes Maß des gesellschaftlichen Wertes sein.

So kommt es auch, daß Marx, dem es unmöglich entgehen konnte, daß die Preisbildung sich nach ganz anderen Gesichtspunkten gestaltet, zugeben muß, daß bei der Gestaltung der Marktpreise „die notwendige Arbeitszeit einen anderen Sinn erhält"[2]) und „nur so und soviel davon notwendig zur Befriedigung der gesellschaftlichen Bedürfnisse ist", daß ihre „Beschränkung" eintritt „durch den Gebrauchswert"[3]). Diehl bemerkt sehr zutreffend, daß so im III. Bande, in dem es sich um Erklärung der Preisbildung handelt, die „gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit" des I. Bandes „die dem gesellschaftlichen Bedarfe entsprechende Arbeit" geworden ist[4]).

So muß Marx notwendig, will er nicht seine im übrigen mit so außerordentlich logischer Schärfe aufgebaute Konstruktion preisgeben, zu einem Gegensatz zwischen Wert und Preis kommen und, was noch wichtiger ist und von Diehl[5]) eingehend nachgewiesen. ist, zu einem Gegensatz zwischen Bildung des Wertes und Preises.

[1]) Marx I, S. 9. [2]) „Das Kapital" III, II, Hamburg 1894, S. 176. [3]) Ebenda.

[4]) Vgl. K. Diehl, „Über das Verhältnis von Wert und Preis im ökonomischen System von Karl Marx", Festgabe für J. Conrad, Jena 1898, S. 21. Vgl. auch Tugan-Baranowsky, „Die theoretischen Grundlagen des Marxismus" Leipz. 1906, S. 170ff.

[5]) Ebenda passim insonderheit S. 15 a. a. O.: „Der Begriff des Marktpreises

So entspricht der gesellschaftliche Wert Marx nicht dem sich in der bestehenden Gesellschaftsform bildenden Tauschwert und kommt für die Erklärung desselben nicht in Frage.

Lassen wir nun die Frage offen, ob die Schätzung des Menschen rein subjektiv sein kann oder objektive Momente dabei mitspielen, — Schätzung nicht durch den Menschen, aber durch die Menschen muß der Entstehungsgrund auch des Tauschwertes sein, dessen Bildung die Bildung der Preise erklären soll.

§ 2.

Oppenheimers statische Theorie der Arbeitsleistung.

Den Entstehungsgrund auch des Tauschwertes aus menschlicher Schätzung leugnet nun auch eine neuere von F. Oppenheimer aufgestellte objektivistische Theorie nicht mehr, aber sie meint, diese Entstehungsursache habe auf die Höhe der Preise bzw. des Wertes keinen Einfluß. Oppenheimer begründet diese Ansicht im Anfang seiner mit mathematischer Folgerichtigkeit durchgeführten Beweisführung folgendermaßen: „Das Problem ist lediglich die Frage nach der Höhe und dem Maße des Wertes. Was ihr hier aber (von der subjektivistischen Schule) zugemutet wird, ist das rein personal-ökonomische „binnenwirtschaftliche" Problem von der Ursache und dem Wesen des Wertes. Daß beide Probleme aus einer Wurzel lösbar seien, ist eine mögliche, aber durchaus keine a priori zwingende Annahme. Um uns an einem groben Beispiele zu orientieren: finde ich in einer Mulde Schnee, so ist die Ursache offenbar dafür ein vorhergegangener Schneefall; aber die Höhe des Schnees an dieser Stelle, daß er z. B. zwei Meter hoch liegt, hat ihre eigenen Ursachen, die mit der Stärke des Schneefalls wenig oder nichts zu tun haben: die Tiefe der Mulde, die Kraft und Richtung des Windes, die Natur des Schnees. . .[1])".

Fragen wir uns nun aber, welche Kräfte sind es denn, die die

und der Profitrate beruht (nach Marx) darauf, daß die einzelnen Waren nicht zu ihrem „Werte" verkauft werden .... Darin liegt aber nicht nur das Zugeständnis daß das Wertgesetz nicht die Preise beherrscht, sondern auch das weitere, daß es in schroffem Widerspruche zu Marx' Lehre steht!"

Dagegen behauptet Kautsky a. a. O. S. 93, ohne näheres Eingehen auf Einzelheiten trotzdem „vollste Abhängigkeit der Produktionspreise vom Wertgesetz, ohne das sie unerklärlich würden" — im Sinne Marx' allerdings!

[1]) F Oppenheimer, „Wert und Kapitalprofit, eine Neubegründung der objektivistischen Wertlehre." Jena 1916, S. 5.

ökonomische Materie in Bewegung setzen, die Marktwirtschaft erzeugen, so wird auch Oppenheimer nicht leugnen, daß es das Bedürfnis des Menschen ist, das Bedürfnis nach Gütern zur Bedürfnisbefriedigung. Der Mensch wirtschaftet und gestaltet die Materie nach seinen Bedürfnissen um. Andere Kräfte als die der Natur und des Menschen sind offensichtlich a priori bei ihrer Gestaltung nicht tätig. Der Mensch bewertet Naturprodukte und Arbeitsprodukte nach seinen Bedürfnissen und nur soweit, als sie ihnen entsprechen. Eine Höhe dieser Bewertung ist aber schon gegeben durch die Höhe seiner Bedürfnisse und deren Abwägung gegeneinander. Oppenheimer sagt, indem er gegen die „gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit" polemisiert, sehr richtig: „ein Wert kann nur durch einen Wert gemessen werden". Ohne menschliche Schätzung gibt es keinen Wert. Natürliche und soziale Einflüsse können zwar — dies hoffen wir später zeigen zu können — die Höhe der Wertschätzung beeinflussen, nicht aber völlig bestimmen.

Oppenheimer behauptet nun, daß der Tauschwert durch die Bewertung, die Schätzung des Menschen entstehen müsse, seine Höhe sei aber unabhängig davon und lediglich durch mechanische Einflüsse entstanden; und so spricht er von einem „autogenen" Wert, erklärt alle Werterscheinungen aus dem statischen Preise beliebig vertretbarer Güter und kann so den Wert von Naturprodukten nur als verursacht durch ein Monopol erklären.

Die Behauptung Böhm-Bawerks[1]), daß Wertschätzung immer schon Werthöhe in sich schließe, ist nur zu widerlegen, wenn man das Bedürfnis als von mechanischen Faktoren wiederum völlig bestimmt auffaßt; und bei näherer Betrachtung werden wir finden, daß trotz der scheinbaren Konzession, die Oppenheimer der Wiener Schule macht, indem er zugibt, daß der Wert einem Bedürfnis seine Entstehung verdankt, er doch auch schon bezüglich der Entstehung dieses Bedürfnisses im Grunde ganz anderer Ansicht ist. Alle seine Behauptungen lassen sich nur halten auf Grund einer Voraussetzung.

Bevor wir jedoch eine Darstellung der Oppenheimerschen Beweisführung geben, möchten wir die absolute Beweiskraft einer Behauptung anzweifeln: Oppenheimer meint[2]) der Umstand,

[1]) Vgl. Böhm-Bawerk, Jahrb. f. Nationalökonomie und Statistik 1890, S. 518 contra Dietzel. „So bringen die Ursachen, denen der Wert .... seine Entstehung verdankt, nie einen stärkelosen Wert, sondern immer nur einen Wert von bestimmter Höhe und Stärke zur Erscheinung."

[2]) „Wert u. Kapitalprofit" S. 65/66.

daß der statische Preis beliebig vertretbarer Güter durch den Grenzbeschaffungswert bestimmt werde, beweise, daß der „Preis beliebig vertretbarer Güter durch die verschiedene Qualifikation der an ihrer Erzeugung mitwirkenden Arbeit überhaupt nicht verändert werden könne." Das ist ein Beweis, ähnlich wie der Marx'[1]), daß der Tauschwert augenscheinlich von der Nützlichkeit absehe und deswegen durch verschiedene oder gleiche Quantitäten gesellschaftlich notwendiger Arbeitszeit entstanden sein müsse. Natürlich gilt ein solcher Beweis immer nur innerhalb eines Systems. Wie der eigentliche „Springpunkt" der Marxschen Theorie in der „Zweischlächtigkeit der Arbeit", so beruht der Beweis Oppenheimers natürlich auch nicht auf dieser Beobachtung, die man auch durch das Zusammenwirken verschiedener Wertschätzungen erklären könnte[2]).

Oppenheimer nimmt den statischen Preis „beliebig vertretbarer" Güter zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung, jede Hemmung der Konkurrenz betrachtet er als Störung der Wage. So sind auch alle Einflüsse, die diese außer Kraft setzen können, ihm nur Monopole, natürliche (Seltenheits-) oder künstliche (Rechts-)-Monopole, und nur Störungen, welche die Wage des Marktes „unrichtig" machen.

Er will die Dynamik des Wertes, schließlich die Dynamik menschlichen wirtschaftlichen Handelns überhaupt, aus einer Statik heraus erklären, die ihm als „Gravitationspunkt" erscheint. Zu dieser Behandlung des Problems kommt er durch Betrachtung des Phänomens der Konkurrenz, die offensichtlich, was nicht bestritten werden soll, auf Ausgleichung der Preise tendiert. Oppenheimer aber stellt die Behauptung auf, sie tendiere auf Ausgleichung der Einkommen[3]).

Dies Einkommen sei lediglich eine Menge von Gebrauchsgütern, die zur Konsumption bestimmt seien, und so auch lediglich „opheli-mistisch" als eine „Gebrauchswertmasse"[4]) aufzufassen.

Der Mittelpreis der beliebig vertretbaren Produkte sei nicht rein rechnerisch gefunden, sondern durch Kräfte bestimmt, die „außerhalb des Marktgetriebes der Konkurrenz", also der Dynamik

[1]) Marx I, S. 5/6.

[2]) weshalb es allerdings der Grenznutzlehre nicht gelingt, diesen Umstand erschöpfend zu erklären (Zuckerkandls, „normaler Nutzen") werden wir später zeigen.

[3]) A. a. O. S. 34.

[4]) A. a. O. S. 47.

lägen, „durch Kräfte nämlich, die die Personalwirtschaft und erst durch diese mittelbar die Marktwirtschaft in Bewegung setzen"[1]).

Und welche Kräfte sind das? Der Unbefangene wäre geneigt darauf zu antworten: die Bedürfnisse des einzelnen als Letztes!

Oppenheimer aber konstruiert eine „Gesellschaft der Gleichen", in der alle Einkommen gleich sind ohne Tendenz zur Veränderung. Voraussetzung ist dafür Wegfall aller Unterschiede der Körperkraft, Intelligenz (persönliche Qualifikation) und der Rechte, der Bodengüte, des Kapitals, der Verkehrslage (sachliche Qualifikation). In dieser Gesellschaft der Gleichen seien die Einkommen gleich ohne Tendenz zur Veränderung, als subjektiv gleiche Massen von Gebrauchsgütern und gleich „als objektiver Beschaffungswert" Dieser „objektive Beschaffungswert" ist in der Gesellschaft der Gleichen die gleiche Menge von Arbeitszeit, in der Wirklichkeit aber (bei verschiedener Qualifikation) die gleiche Menge Arbeitsleistung.

Die „Kraft, die die Personalwirtschaft in Bewegung setzt", die „Kraft, die außerhalb des Marktgetriebes liegt" und den statischen Preis bestimmt, ist für Oppenheimer also die Arbeitsleistung, die gesellschaftlich notwendige Arbeitsleistung. Diese bildet die Grundlage seiner Werttheorie, bestimmt die Höhe des Wertes.

Bei gleichem Bedürfnis wird bei gleicher Qualifikation (persönlicher und sachlicher) auch die gleiche Arbeitszeit die gleiche Masse von Gebrauchsgütern verschaffen können. Bei verschiedener Qualifikation, bei völlig freier Konkurrenz müßte die gleiche Menge von Arbeitsleistung dieser gleiche objektive Beschaffungswert sein; und alle Einflüsse, die dies Gleichungsverhältnis änderten, müßten „Störungen" sein und wären aus der statischen Gleichung heraus zu erklären — das ist logisch einwandfrei konstruiert.

Aber fragen wir uns, durch welche Kräfte wird die Arbeitsleistung hervorgerufen, wird auch bei Abstraktion von verschiedener Körperkraft und Intelligenz die Arbeit ausgelöst, so kommen wir auf das Bedürfnis — das gleiche Bedürfnis.

Sind die Bedürfnisse gleich, ist auch die Arbeitsleistung gleich, wird unter den gegebenen Umständen auch das Einkommen gleich sein. — Sind aber die Bedürfnisse trotzdem verschieden stark, dann wird es auch die Arbeitsleistung sein und auch das — Einkommen. Sind Bedürfnisse und Arbeitsleistung verschieden, wird auch ein

[1]) A. a. O. S. 7.

gleiches Einkommen verschieden gewertet. Und ebenso die Arbeitsleistung, welche dann nicht mehr „gleicher objektiver Beschaffungswert für subjektiv gleiche Gebrauchswertmassen" wäre. Die Konstruktion stimmt nur, wenn gleiche Einkommen gleiche Bedürfnisse zur Folge haben.

Allerdings paßt Oppenheimer seine Theorie sehr geschickt der Wirklichkeit an, indem er eine Voraussetzung nach der anderen fallen läßt. Aber eine Voraussetzung kann er nicht fallen lassen nämlich, daß bei gleichem Einkommen alle Bedürfnisse gleich und ausgeglichen sein müssen.

Oppenheimer faßt also, wie er auch in einer früheren Schrift ausführt[1]) das Bedürfnis auf als „das Gefühl einer Störung im Gleichgewicht der Substanz", also nicht als individuell verschieden, sondern als a priori gleich stark. Er geht also schon mit der Vorstellung, daß das menschliche Bedürfnis auf Ausgleichung der Einkommen gerichtet sei, an das Problem heran.

So erklärt es sich wohl auch, daß Oppenheimer gar nicht merkt, daß er bei seiner Beweisführung einen allgemeinen Zustand der Gleichheit voraussetzt, aus dem nur — Gleichheit gefolgert werden kann. Das erkennt auch S. Budge[2]) sehr richtig und weist darauf hin, daß Oppenheimer im Gegensatz zur Methode v. Thünens des *ceteris paribus*, die er anzuwenden glaubt, in den Fehler verfallen ist — *omnibus paribus*, zu folgern[3]).

Obgleich sich nun Oppenheimer scheinbar auf Schumpeter stützt[4]), wird doch jeder, der in den Gedankengang der Grenznutztheorie eingedrungen ist, erkennen, daß eine Ausgleichung der Einkommen für sie noch nicht „ein Gleichgewichtszustand"[5]) sein würde.

Diese Verschiedenheit ist allerdings, wie Oppenheimer richtig erkennt, in der Hauptsache durch die „individualistisch-atomistische" Auffassung der Grenznutzschule gegeben. [Und es

[1]) Oppenheimer, „Theorie der reinen und politischen Ökonomie", Berlin 1910.

[2]) S. Budge a. a. O. S. 132. Diese Schrift enthält eine Kritik Oppenheimers vom objektivistischen Standpunkte aus. U. E. scheint aber nur dieser eine Punkt als wesentlich.

[3]) Übrigens Oppenheimer in ähnlicher Weise schon von Diehl gelegentlich Besprechung der „Theorie" nachgewiesen, vgl. Diehl, „Theoretische Nationalökonomie", Jena 1916, S. 474.

[4]) „Wert und Kapitalprofit", S. 26ff.

[5]) Vgl. Schumpeter, „Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie", Leipzig 1908, S. 132 u. 198/99.

ist nicht zu verkennen, daß die Voraussetzungen der Grenznutzschule insofern sich gar nicht so weit von denen Oppenheimers entfernen, als beide ihre Untersuchungen auf der Prämisse aufbauen, daß die Bedürfnisse der Menschen a priori gleich seien.

Die Bedürfnisse des Menschen sind nun aber, wenn wir voraussetzungslos betrachten, nicht nur verschieden gerichtet (das gibt für die Wirklichkeit auch Oppenheimer zu), sondern auch verschieden stark, nicht nur auf geistigem Gebiet, sondern dadurch bedingt auch auf ökonomischem. Allerdings, primitive Konsumptionsbedürfnisse könnten ausgeglichen werden, wie Oppenheimer annimmt, durch Ausgleichung der Einkommen, — für die Wiener Schule erst durch Ausgleichung des gesamten Versorgungsstandes. — Gibt es aber nicht noch andere Bedürfnisse, die sich ebenfalls ökonomisch äußern?

Und so kommen wir zu der Frage: würde ein solcher Zustand der Statik (ob er erreicht werden kann oder nicht ist nach Oppenheimers Ansicht allerdings gleichgültig) denkbar sein, wäre er ökonomisch innerhalb der menschlichen Gesellschaft denkbar?

Oppenheimer erscheint er denkbar, weil die Konkurrenz auf Ausgleichung der Einkommen gerichtet sei. Ist dem wirklich so?

Gewiß, sie tendiert auf Ausgleichung der Preise. Weshalb aber auf Ausgleichung der Preise? Weil der Mensch einen möglichst großen Vorrat von Gütern erstrebt. Diese Güter sind aber nicht, wie Oppenheimer annimmt, lediglich rein ophelimistisch zu Gebrauchsgütern, zum Konsum bestimmt. Es gibt Güter, bei denen, wie K. Diehl sich ausdrückt „mit jedem neuen Stück des Zuwachses der Genuss und die Begierde nach neuen Genüssen derselben Art wächst"[1]).

Das Streben des Menschen, nicht nur das geistige, sondern auch das ökonomische, kennt keine Sättigung. Bei allen Gütern, „welche der Erlangung von Reichtum, Macht, Ehre, Ansehen dienen"[2]), und das sind, wie wir später zu zeigen hoffen, nicht nur „wichtige Güterkategorien", sondern sie erscheinen vielen Menschen als die wichtigste Güterkategorie in einem Gut verkörpert, — wird weder eine Gleichheit der Bedürfnisse noch eine allgemeine Sättigung als möglich angenommen werden können.

Und das erscheint als das eigentlich Ausschlaggebende gegen die im übrigen in ihrem logischen Aufbau so ungemein bestechende

[1]) K. Diehl, „Theoretische Nationalökonomie" S. 294.

[2]) Ebenda.

Oppenheimersche Werttheorie und zugleich gegen jede „reine Ökonomie“[1]).

Zugegeben, daß bei völlig freier Konkurrenz unter gegebenen Umständen ein statischer Verlauf eintritt, so wird diese Statik doch hervorgebracht durch die Dynamik und zwar durch eine Dynamik, die einen Zustand der Sättigung nicht kennen würde[2]), die niemals in ihm zu beharren eine Tendenz zeigen würde. So verführerisch es erscheint ökonomische Probleme vom Standpunkt der reinen Mechanik aus zu lösen, so gefährlich ist diese Methode.

Gewiß hat die Oppenheimersche Betrachtungsweise gegenüber der „isolierten“ oder „atomistischen“ der Grenznutzschule den Vorzug, daß sie die gesellschaftlichen Zusammenhänge erkennen läßt. Aber diese erscheinen ihr nur rein mechanisch durch Arbeitsquantitäten bestimmt. Das menschliche Individuum wird nicht in die Rechnung eingestellt, oder doch nur soweit, als seine Bedürfnisse auf einen solchen Gleichgewichtszustand gerichtet sind. Das ist aber offenbar ein konstruiertes Individuum, welches das erwartete Resultat der späteren Untersuchung schon in sich trägt.

Haben wir bei vorurteilsloser Betrachtung irgendwelche Anhaltspunkte dafür, daß das Individuum ein solches Gleichgewichtsstreben in sich tragen muß? U. E. erscheinen im Gegenteil die Individuen, die dem Wirtschaftsleben die Bewegung geben, als verschieden eingestellt und mit verschieden starken Anlagen und Bedürfnissen, eben weil sie menschliche Individuen sind.

Denn wäre das Bedürfnis der Menschen nur „das Gefühl einer Störung im Gleichgewicht der Substanz“, dann erschiene es doch als einigermaßen sonderbar, daß ein solches Gleichgewicht wie z. B. im Ameisen- oder Bienenstaat (auf den Oppenheimer in seiner

[1]) Auch Schumpeter will in seinem oben zitierten Werk eine „reine“ Theorie geben. Auch er meint, daß „alle Tauschwerte danach streben ihn (den Gleichgewichtszustand) zu realisieren“. Dieser Gleichgewichtszustand ist aber entsprechend der Methode der Grenznutzauffassung in erster Linie ein Gleichgewichtszustand für das Individuum in dem „keine Tendenz zur weiteren Änderung“ vorliegt.

[2]) Fast unbegreiflich erscheint es, daß die theoretische Forschung beider Richtungen der letzten Jahrzehnte vorübergehen konnte an den Schriften Sombarts („Der moderne Kapitalismus“ I und II. „Der kapitalistische Unternehmer.“ Archiv für Sozialwissenschaft u. Sozialpolitik, Bd. 29) ferner den induktiven Forschungen R. Ehrenbergs, („Thünenarchiv“ I, „Große Vermögen“, Jena 1902, „Die Unternehmungen der Brüder Siemens“, Jena 1906). Ferner W. Rathenaus Schrift „Reflexionen“, Berlin 1908 u. K. Wiedenfeld „Das „Persönliche im mod. Unternehmertum“, München-Leipzig 1920. In allen ist reichhaltiges Beweismaterial für unsere Behauptung zu finden.

„Theorie“ hinweist), bisher innerhalb der menschlichen Gesellschaft noch nie erreicht werden konnte, vielmehr trotz allen sozialen Empfindens sich immer wieder Selbständigkeits- und Freiheitsbestrebungen und verschiedene Bedürfnisse der Individuen Geltung verschaffen. Bei Annahme der Oppenheimerschen Voraussetzung müßte die (organische) Gestaltung der Gesellschaft und des Rechts also im geraden Gegensatz zu den Trieben der Menschen zustande gekommen sein und würde dann allerdings von vornherein als „Störung“ anfzufassen sein! Gerade aber im Streben nach Selbständigkeit und in dem Hervortreten verschiedener Veranlagung menschlicher Individuen scheint denn doch ein tiefer Gegensatz der menschlichen Gesellschaftsbildung zu anderen biologischen Erscheinungen[1]) zu liegen. So kann auch die menschliche Gesellschaft nicht als meßbare nach mechanischen Gesetzen lenkbare und durch dieselben gelenkte Masse erscheinen. Wohl ist sie offenbar durch soziale Instinkte zusammengehalten und ihre Individuen müssen von der Gesamtheit ausschlaggebend beeinflußt werden, aber doch in verschiedener Art. Wir hoffen im folgenden nachzuweisen, daß nur durch verschiedene und verschieden starke Begehrungen der Individuen der stete Fluß, die stete Bewegung dieser miteinander und gegeneinander strebenden Teile einer Masse und so der Masse selbst erklärt werden kann.

Wird Oppenheimer durch seine Grundanschauung, daß das Bedürfnis des Individuums „das Gefühl einer Störung im Gleichgewicht der Substanz“ sei, der Wirklichkeit gerecht? Können wir das Wirtschaftsleben nur als Wage auffassen, die nur durch objektive Einflüsse „gestört“ wird? — Nicht aus einer konstruierten Statik heraus können wir die Dynamik der Gesellschaft erklären, sondern nur aus der Dynamik des menschlichen Individuums. Auch wenn im „Maximum“ die verschiedenen Kräfte einander aufheben, so doch nicht die Begehrungen (die Energieen), die sie treiben. Eine Erklärung für das Phänomen des gesellschaftlichen Wertes, den Stoff in der Bewertung, im Spiegel der menschlichen und gesellschaftlichen Schätzung, werden wir nur unter Berücksichtigung der Triebfedern menschlichen ökonomischen Handelns finden können!

Allerdings die Triebfedern selbst können wir nicht aufsuchen,

[1]) Auch Diehl warnt in seiner Kritik der Oppenheimerschen „Theorie“ vor allzu weitgehender Analogie mit Ergebnissen der Biologie. (Theor. Nationalök. S. 475.)

das überschreitet die Grenzen unserer Wissenschaft. Wohl aber müssen wir versuchen die Auswirkung derselben, die sich in der Wertschätzung des Individuums äußert, eingehend zu untersuchen. Werterscheinungen sind, da sie aus der Schätzung der Menschen hervorgehen, nur durch Untersuchung dieser zu erklären.

Oppenheimer meint, die Frage „nach der Ursache und dem Wesen des Wertes", nach unserer Auffassung also seiner Dynamik, sei von der subjektivistischen Schule „vollständig und richtig gelöst"[1]). Wir wollen nun im folgenden untersuchen, wieweit dies der Fall ist.

§ 3.

Die Grenznutztheorie

Die Theorie der Menger, Walras, Jevons, Wieser, Böhm-Bawerk nennt sich die „subjektivistische", weil sie die subjektive, individuelle Schätzung des Menschen untersucht und zur Grundlage ihrer Erklärung des Tauschwertes macht. Erklärt sie uns befriedigend die Dynamik der Wertschätzung?

Ihre Beweisführung, insonderheit die Theorie vom Grenznutzen ist so bekannt, daß sie an dieser Stelle wohl nicht erst ausgeführt zu werden braucht, zumal wir noch öfter auf Einzelheiten derselben werden eingehen müssen.

Nur auf einen Umstand muß hingewiesen werden, nämlich daß sie niemals, mag sie sonst vielen Einwänden und berechtigter Kritik unterliegen, sich trotz ihres Subjektivismus, trotz der psychologischen Untersuchung menschlicher Werturteile soweit von der Wirklichkeit entfernt, daß sie die Materie, das Stoffliche als Grundlage aufgibt.

Sie nennt sich mit Recht „subjektivistisch" im Gegensatz zur „objektivistischen" Schule, ist aber von der rein psychischen Theorie Liefmanns[2]) noch sehr weit entfernt, welch letztere die Ökonomik durch rein subjektive und psychische Nutzen- und Kostenschätzungen auf Grund rein psychischer und nur vom Individuum abhängiger Lust- und Unlustempfindungen aufbaut und darüber oft vergißt, daß diese subjektiven Empfindungen an eine bestimmte Stofflichkeit gebunden sind. Sie entfernt sich schließlich in der

[1]) Wert und Kapitalprofit S. 22 u. S. 6.

[2]) Dr. Liefmann, „Ertrag und Einkommen auf der Grundlage einer sein subjektiven Wertlehre", Jena 1907 passim. vgl. die Kritik Diehls, Theor. Nationalökonomik, S. 316—334.

Theorie des Geldwertes[1]) so weit von der Wirklichkeit, daß sie zu einer fast völligen Verneinung des Stofflichen gelangt.

Und verglichen mit dieser Auffassung erkennen wir, daß die Grenznutzlehre, die insonderheit von der „Wiener Schule" vertreten wird, nicht rein subjektivistisch ist, indem sie gerade den Einfluß (nach ihrer Ansicht) rein objektiv gegebener Faktoren, nämlich des Vorrats und des Gesamtgütervorrats auf die Einzelschätzung berücksichtigt. Also auch sie gibt zu, daß die menschliche Psyche durch außer ihr stehende Momente beeinflußt wird. Diese allerdings glaubt sie, seien von Natur „gegeben"!

Kommen wir nach dieser Abschweifung wieder auf unsere im Anfang gestellte Frage zurück: erklärt uns die subjektivistische Theorie die Dynamik des Wertes befriedigend?

Gewiß sie bleibt auf dem Boden der Wirklichkeit, aber sie gibt dennoch in vielen Fällen ein verzerrtes Bild derselben.

Einmal sieht auch sie allgemein in der Sättigung eine Grenze für menschliche Bedürfnisse und menschliches Handeln. Obgleich sie die Dynamik der Wertschätzung erklären will, ist sie im Grunde nicht dynamisch, sondern statisch orientiert.

Eine Sättigung ist aber nur denkbar in bezug auf Konsumptionsgüter; niemals in bezug auf „Güter, welche zur Erlangung von Ehre, Macht, Reichtum, Ansehen dienen"[2]).

Einen Grenznutzen würde es also, wenn alle anderen Voraussetzungen gälten, nur für Konsumptionsgüter geben, nicht aber für Güter der eben erwähnten Art, insonderheit für das Geld oder sagen wir vorsichtiger, das in der Vorstellung des Individuums dauernd wertvolle Tausch- und Preisgut.

Wenn Schumpeter[3]) die Behauptung aufstellt, daß „ein Gürtel von Gleichungen", ein „Kreis, auf dessen Peripherie die Grenzpunkte des Güterwerts liegen"[4]), für das Individuum den Gleichgewichtszustand darstellt, daß das „Individuum im Gleichgewichtszustand ein Maximum der Bedürfnisbefriedigung erreicht"[5]), so sind das Abstraktionen, die nur konsequent auf der Grenznutztheorie der Wiener Schule aufgebaut sind — auch wenn z. B. Böhm-

[1]) Liefmann, „Geld und Gold", Stuttgart 1916, speziell S. 137.

[2]) Diehl, Theoretische Nationalökonomik, S. 294.

[3]) „Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie", Leipzig 1908.

[4]) Ebenda, S. 132.

[5]) Ebenda, 198f.

Bawerk[1]) sich über die Verwirklichung dieses Zustandes in der Praxis recht skeptisch äußert.

Eine Voraussetzung ethischer oder rationeller Art vermeidet allerdings Schumpeter dadurch, daß er in sehr feinem Empfinden die aus dieser statischen Abstraktion hervorgehenden Resultate nur für die Statik gelten läßt; dadurch gibt er aber eine Erklärung der Wirklichkeit auf.

Daß Oppenheimer zur Begründung seiner auf der Statik, der Gleichheit der Einkommen, der Arbeitszeit bzw. der Arbeitsleistung (und letzten Endes der Bedürfnisse) nach dem Prinzip der klassischen Theorie aufgebauten Wertlehre die Schumpeterschen Definitionen benutzt[2]), beweist uns schlagend, wie berechtigt die Diehlsche Kritik ist: „gerade so wie die Deduktionen der klassischen Ökonomie aus den Handlungen des rationell produzierenden *homo oeconomicus*, so geben die Deduktionen (der Wiener Schule) aus den Schätzungen des rationell konsumierenden *homo oeconomicus* ein lebensunwahres Bild“[3]).

Und gehen wir weiter: es sind wirklich nur die Schätzungen des rationell konsumierenden *homo oeconomicus*, es ist nur der „sorgsam wirtschaftende Hausvater“, den die Wiener Schule betrachtet, auf den Böhm-Bawerk in allen seinen vielen Beispielen zurückgeht. Es ist der Mensch, der „klug handelt“, während doch die Beweggründe der einzelnen Menschen in Wirklichkeit sehr verschieden sind, und was uns allein interessiert, sich seine Handlungen als Auswirkung derselben, nicht immer nach einem ökonomischen Prinzip richten. Die Menschen lassen ihre Handlungen sehr oft durch „vielerlei Wünsche, Launen und oft recht törichte Leidenschaften“[4]) leiten.

Gewiß, darin soll Böhm-Bawerk unbestreitbar recht gegeben werden: dem einzelnen sind seine Bedürfnisse immer kommensurabel, er weiß in der Regel immer genau, welches Bedürfnis er vor dem anderen befriedigen will, welchem er den Vorzug geben

[1]) „Grundzüge einer wirtschaftl. Theorie des Güterwerts“, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, Bd. 13, Jena 1886, § 11. Auch die Schumpetersche Maximumtheorie soll keine Annahme der Maximalbefriedigung (S. 200) im Sinne Benthams bedeuten.

[2]) Oppenheimer, Wert und Kapitalprofit, S. 26f. und S. 30ff.

[3]) Diehl, Theoretische Nationalökonomie S. 287/88.

[4]) Diehl a. a. O. „Ein guter Teil der sozialen Frage, ... wäre gelöst, wenn die Menschen immer nach der Art wirtschafteten, die Böhm zur Voraussetzung seiner Werttheorie macht.“

soll, welches er höher bewertet[1]). Er wird auch immer die letzte Verwendungsart die ihm das Gut bzw. eine in seinem Besitze befindliche Quantität desselben noch gestattet, seiner Beurteilung zugrunde legen, — die „mindestwichtige Verwendungsart“ — für ihn! Aber welche ist ihm die unwichtigste, wie ist die Rangordnung seiner Bedürfnisse?

Die Begehrungen der einzelnen Menschen sind nicht gleich gerichtet und verschieden stark, und wenn sie dem einzelnen kommensurabel sind, so sind sie es doch nicht für den Betrachtenden. Dem Nationalökonomen ist die Reihenfolge und Stärke der Bedürfnisse des einzelnen nicht allgemein meßbar am Vorrat und Gesamtgütervorrat.

Schließlich — der u. E. größte Vorwurf, der die subjektivistische Schule trifft, ist der, daß sie das einzelne Individuum isoliert, nicht in Zusammenhang setzt mit der Gesellschaft, in der es lebt, mit der es notwendig durch die stärksten Beziehungen und Bande verknüpft ist.

Sie betrachtet jedenfalls bei Begründung der Grenznutztheorie den Gesellschaftsmenschen gleichsam unter einer Glasglocke im luftleeren Raum und begeht, indem sie an den Rodbertusschen Robinson anknüpft, zwei Fehler.

Sie setzt voraus, daß alle Menschen nach dem gleichen ökonomischen Prinzip handelten. Diese Voraussetzung könnte sich allenfalls erfüllen in einer Gemeinschaft, in der die Menschen einander in stärkster Weise beeinflußten, so daß auch, wenn ihre Bedürfnisse verschieden stark sich äußerten, doch eine Gleichrichtung derselben und eine gleichartige Methode zur Befriedigung derselben allgemein angenommen werden könnte.

Dadurch aber, daß die subjektivistische Schule das isolierte Individuum unter die Lupe nimmt, seine Beziehungen zur Außenwelt und seine Beeinflussung durch dieselbe ganz unberücksichtigt läßt, ihnen nur bei Bildung des Preises als nebensächlichen Momenten Beachtung schenkt, vergrößert sie die Fehlerquelle.

Es ließe sich allenfalls die Theorie des Grenznutzens halten und verteidigen innerhalb einer Wirtschaftsform, in der Menschen auf sehr niedriger Kulturstufe, autarkisch und nur auf Befriedigung des augenblicklichen Konsums wirtschaftend, isoliert voneinander nicht durch die starken Hemmungen und Förderungen der Gemeinschaft beeinflußt würden.

[1]) Vgl. Böhm-Bawerk, Grundzüge I.

Die Wiener Schule vergrößert dadurch, daß sie den durch Betrachtung des isolierten Individuums gefundenen „subjektiven Wert" auf alle in der Marktwirtschaft lebenden und durch dieselbe verbundenen Individuen ohne weiteres überträgt, ihre Fehlerquelle. Das isolierte Individuum würde ganz anders handeln und bewerten als das vergesellschaftete; die Richtung und Stärke seiner Begehrungen würde von denen anderer Individuen völlig abweichen. Und gesetzt den Fall, man könnte die Stärke und Reihenfolge der primitivsten derselben verallgemeinern —, die Art ihrer Befriedigung würde ganz wesentliche Verschiedenheiten aufweisen! Wenn nun die subjektivistische Schule den objektiven Wert als Grundlage des Preises innerhalb der hochentwickelten Tausch- und Verkehrswirtschaft der Gegenwart als Resultierende aus der Zahl einzelner isoliert subjektiver Wertschätzungen entwickelt, muß sie notwendig zu Resultaten kommen, die der Wirklichkeit nicht entsprechen.

Trotz der großen Einblicke, die uns die Wiener Schule vermittelt, trotz der fundamentalen und wichtigen Erkenntnis, daß der Tauschwert beruhen muß auf der Schätzung von Individuen, und daß diese Schätzung wiederum in stärkster Weise quantitativ bedingt ist durch Größe des Gesamtgütervorrats und Vorrats der betreffenden Ware, — sie gibt uns in der Theorie des absoluten Grenznutzens ein verzerrtes Bild der Wirklichkeit.

Gewiß ist es die Verwendungsmöglichkeit, die den Wert der Güter bestimmen muß, und der Tauschwert kann nur durch Einzelschätzungen entstehen. Aber diese Wertschätzung des einzelnen kann nicht nur vom Vorrat abhängig sein! Will man allgemein untersuchen, dann bietet der Vorrat allein keine genügende Gewähr.

Der absolute Grenznutzen, die vorteilhafteste, bzw. „höchste der alternativen letzten Verwendungsarten" eines Gutes, bestimmt allein durch Größe des Gesamtgütervorrats und des Vorrats bzw. Mangels an dem in Frage stehenden Gut, läßt sich nur aufrecht erhalten, wenn man eine Sättigung an Gütern für jedes menschliche Subjekt sich denken könnte. Ferner müßte man die Bedürfnisse des einzelnen Menschen als a priori gleich stark annehmen können und als gleichgerichtet. Diese Schätzungen müßten außerdem immer einem ökonomischen Prinzip entsprechen, d. h. rationell im jeweiligen Sinne der Allgemeinheit sein. Ferner müßte das Individuum in seinen Werturteilen und Bedürfnissen nur durch seine eigenen ökonomischen Verhältnisse beeinflußt sein.

Alle diese Voraussetzungen entsprechen der Wirklichkeit nicht. Der Mensch ist nicht nur infolge sachlicher Qualifikation zu

verschieden hohen Werturteilen gezwungen, sondern seine Bedürfnisse sind auch nicht a priori als gleich anzunehmen.

Ob beim Urmenschen diese Bedürfnisse a priori gleich waren, ob der Mensch an sich, dessen Anlagen (persönliche Qualifikation) jedenfalls von Natur verschieden, nicht nur durch sachliche Qualifikation erzeugt zu sein scheinen, a priori gleiche und gleich starke oder verschiedene Bedürfnisse gehabt hat, das können wir als Volkswirtschaftler nicht weiter untersuchen und — das Ergebnis wäre für unsere Forschung ziemlich belanglos. Denn unsere Untersuchungen können immer nur in bezug auf die bestehende Wirtschaftsform gelten, die allein wir beurteilen können.

Uns interessiert nur der Umstand, haben die in der augenblicklichen Gesellschafts- und Wirtschaftsform zusammenlebenden Menschen a priori gleich starke Bedürfnisse, sind diese unbeeinflußbar von der Gesellschaft und sind sie an sich gleich gerichtet?

Betrachten wir diesen Menschen und die Auswirkungen und Äußerungen seiner Triebe und Bedürfnisse (die wir im einzelnen nicht untersuchen können und wollen), so müssen wir erkennen, daß diese nicht darauf schließen lassen! Wir müssen zu dem Ergebnis kommen, daß seine Bedürfnisse ungleich sind, weder im einzelnen gleich stark noch gleich gerichtet. Auch ist der Mensch nicht von vornherein gleich ökonomisch eingestellt und ferner ist nicht für alle seine Bedürfnisse, auch wenn für einzelne eine solche erfolgen könnte, eine Sättigung als möglich anzunehmen. Und schließlich: der Mensch ist als „*ζῷον πολιτικόν*" [1]) beeinflußbar in seinen Werturteilen und Begehrungen, auch wenn diese individuell verschieden und verschieden stark sind.

[1]) wodurch nicht ausgedrückt werden soll, daß wir im Bienenstock und seiner Arbeitsteilung ein Analogon für die menschliche Gesellschaft erblicken, wie z. B. Oppenheimer in seiner „Theorie" (S. 23). Im Gegenteil, es wird auch im folgenden immer hervorgehoben werden, daß die menschliche Gesellschaft aus menschlichen Individuen besteht, die nicht nach Instinkten, sondern im allgemeinen als Persönlichkeiten bewußt und im Streben nach Unabhängigkeit handeln. Gesellschaftswissenschaft ist weder Mechanik noch Biologie.

II. Kapitel.

Die Wertbeeinflussung.

§ 4.

Grenznutzen oder beeinflußte Werturteile?

a.

Betrachten wir uns das durch diese Kritik angerichtete Resultat:

Wir leugnen ein a priori gleichgerichtetes Streben des Menschen nach einem ökonomischen Prinzip, wir wehren uns gegen eine Grenze, eine mögliche Sättigung seiner Bedürfnisse, jedenfalls bezüglich solcher Güter, die einen Zuwachs an Reichtum, Macht, Selbständigkeit bedeuten. Wir erklären ferner eine Verallgemeinerung der Bedürfnisse, der wertbildenden Motive des Individuums nach Maßgabe rationeller Betrachtung nicht für angängig und ferner eine Untersuchung der Wertschätzungen des isolierten Individuums für irreführend. Wir erkennen, daß Bedürfnisse und Wertschätzungen des isolierten Individuums oft abhängig sind von törichten Launen und Wünschen.

Ist es da nicht wirklich so, daß der Tauschwert als ein „zufälliges Verhältnis erscheint, das fortwährend mit Zeit und Ort wechselt“[1])?

Andererseits richtet er sich doch offenbar nach gewissen Tendenzen, tendiert nach einer gewissen Statik, schwankt unter gewissen Voraussetzungen bei beliebig vertretbaren Gütern um den Punkt der Produktionskosten, wie die Erfahrung zeigt.

Sind wir nicht so gezwungen, für die Erkenntnis des Tausch-

[1]) Marx I, Kap. I, S. 4.

wertes und seiner Bildung die Betrachtung und Untersuchung des Werturteils des Individuums überhaupt aufzugeben? Muß nicht eine solche Betrachtungsweise in jedem Falle versagen, angewendet auf den Tauschwert, sobald wir gezwungen sind zu verallgemeinern und volkswirtschaftlich zu betrachten? Ist es aus diesem Grunde nicht zweckmäßiger wie die Klassiker, Marx und die Objektivisten überhaupt die Erklärung des Wertes und der Ursachen der Wertschätzung zu vernachlässigen und uns darauf zu beschränken, wenigstens ein Teilphänomen, die Gestaltung und Höhe des statischen Preises zu erklären aus mechanischen oder gesellschaftlichen Ursachen und diese allein zu beobachten. Oder ist wirklich die nichtssagende Formel von Angebot und Nachfrage die einzige, die wir finden können, um in den Erscheinungen der Wert- und Preisbildung gewisse Regelmäßigkeiten zu erkennen und eine Erklärung für das Schwanken derselben zu finden? So kann ja auch Stephinger[1]) nach eingehendster Betrachtung und Untersuchung des Wertphänomens den Tauschwert doch nur als „nach dem Stand des Vorrats und Bedarfs“ bestimmt erkennen. Stephinger resigniert offenbar mit dieser Formel, und doch, — seine tiefgründigen Ausführungen rücken trotz aller Schwierigkeiten und Unklarheiten seiner philosophische Definitionen bevorzugenden Ausdrucksweise das Wertproblem aus der Umzäunung methodischer Streitfragen auf eine höhere Plattform. Er zeigt uns Gemeinsamkeiten zwischen objektivistischer und subjektivistischer Betrachtungsweise. Allerdings ist die Erkenntnis, daß es einen rein subjektiven Wert nicht gibt, nicht neu und von Böhm-Bawerk z. B. selber eingeräumt[2]). Und ebenso erhellt besonders aus der gesellschaftlichen Betrachtungsweise Karl Marx', daß auch der objektive Wert, wie wir im Anfang unserer Untersuchungen feststellten, keine von der Menschheit und dem Wirtschaftsleben losgelöste Konstruktion sein soll. Allerdings gelingt es Stephinger trotz heißen Bemühens nicht, objektivistische und subjektivistische Theorie zu ver-

[1]) L. Stephinger, „Wert und Geld“, Tübingen 1918, S. 87. „Der Tauschwert, den eine ganze Gütermenge hat, . . . in der Tat das Produkt, das man erhält, wenn man die Zahl der Gütereinheiten mit dem Tauschwert vervielfältigt, der nach dem Stand des Vorrats und Bedarfs noch wirtschaftlich zweckmäßig ist.“ Im übrigen sind die Ausführungen wohl weniger als eigentliche Werttheorie, als vielmehr als theoretische Grundlage einer das Stoffliche betonenden Geldtheorie gedacht.

[2]) Grundzüge, S. 13 „ebensowenig ist er freilich ein rein subjektives, lediglich im Menscheninnern sich abspielendes Phänomen.“

schmelzen, — das wird nie gelingen. Die Art und Weise aber, wie er die Wirklichkeit erkennt als entstehend aus der „Stofflichkeit im Spiegel der menschlichen Psychen", wie er den Wert darstellt als eine „Erscheinung", „eine Beziehung der Zwecke eines Subjekts auf die in irgendeinem menschlichen Objekt gelegenen Möglichkeiten", deren Untersuchungen, wie alle ökonomischen Betrachtungen, nur innerhalb dieser stofflichen Wirklichkeit Geltung haben können, ist dennoch zur Vertiefung und Klärung des Wertbegriffs geeignet. Wenn Stephingers Untersuchungen uns auch nicht weiter zu führen vermögen, so ermutigen sie uns doch fortzufahren auf der beschrittenen Bahn: aus der Schätzung des Menschen heraus zur Erklärung der Werterscheinung zu kommen, auch wenn wir Einflüsse, die außerhalb des Menschen selbst liegen, auf seine Psyche, auf sein Werturteil erkennen müssen.

b.

Es gilt keinen rein subjektiven Wert, und wenn die Wiener Schule der Materie, dem Gesamtgütervorrat und dem Vorrat an dem in Frage stehenden Gut Einflüsse auf das Werturteil zubilligt, dann ist dies nicht durch das Individuum rein subjektiv zustandegekommen.

So geben wir aber auch nicht zu, wenn wir erkennen, daß neben der Materie noch andere Einflüsse auf das Werturteil des Individuums wirksam sind, daß der Wert lediglich durch der Materie immanente oder durch rein mechanisch wirkende, außerhalb des Menschen liegende, durch menschliche Einzelbedürfnisse unbeeinflußte und unbeeinflußbare Arbeitskräfte hervorgebracht sei.

Die Wiener Schule hat unbestritten recht, wenn sie behauptet, daß die Schätzung des menschlichen Individuums bestimmt ist, oder besser in ihrer Höhe beeinflußt wird von der Verwendungsmöglichkeit, die ihm abhängig ist vom Gütervorrat und Mangel an dem betreffenden Gut.

Die Stofflichkeit, der Vorrat ist aber, wenn man ihn, wie die Grenznutzlehre als bestehend, als gegeben ansieht, rein objektiv bestimmt. Trotzdem ist aber diese Beeinflussung durch die Stofflichkeit nicht bei jedem Menschen gleich stark, weil seine Bedürfnisse verschieden gerichtet und nicht a priori als gleich stark angesehen werden können. Und aus diesem Grunde muß nicht nur dem Vorrat, der Quantität der Stofflichkeit, sondern auch den von Natur gegebenen Eigenschaften des Stoffes, der qualitativen Stofflichkeit ein verschiedener Einfluß auf das Individuum zukommen.

Begehen Marx und die Klassiker den Fehler den „Gebrauchswert" als nur qualitativ bedingt anzusehen, so begeht die Wiener Schule den anderen Fehler, die „subjektive Wertschätzung" als nur quantitativ durch den Vorrat bedingt zu erkennen. So läßt sie die verschiedene Würdigung der Qualität an sich, und so der Quantität, die durch verschieden gerichtete und verschieden starke Bedürfnisse notwendig hervorgerufen werden muß, ganz außer Betracht[1]). Sie glaubt vielmehr die Bestimmung des Werturteils durch rein quantitative Einzelbetrachtung, die sie dann verallgemeinert, zu erreichen.

Wir erkannten, daß Richtung und Art der Bedürfnisse, wie ihrer Befriedigung, noch mehr differieren würden beim isolierten Individuum der Grenznutzschule, als beim Individuum, das in Beziehung zur Gesellschaft steht.

So kommen wir zu der Frage: wodurch wird denn eine gewisse Gleichrichtung der Bedürfnisse und der Art ihrer Befriedigung überhaupt möglicherweise hervorgerufen?

Die Antwort kann nur lauten: durch das Beispiel, durch den Einfluß anderer Menschen, durch Einflüsse der Gruppe, der Wirtschafts- oder Gesellschaftsgruppe, schließlich des Volkes, der Gesellschaft.

Haben aber andere Menschen, hat die Gruppe und schließlich die Gesellschaft Einfluß auf Richtung und Befriedigung der Einzelbedürfnisse, dann müssen auch menschliche und gesellschaftliche Einflüsse auf das Werturteil des einzelnen und seine Höhe vorhanden sein. Einflüsse, die ob gewollt oder ungewollt die Schätzung anderer auf unser eigenes Werturteil ausübt. Ja, da auch der Einzelvorrat eines Individuums mehr oder weniger bedingt ist durch die Bedürfnisse anderer, müssen wir — wollen wir überhaupt das Zustandekommen des Tauschwertes, des gesellschaftlichen Wertes, aus dem Zusammenwirken einzelner Werturteile und nicht mechanisch erklären, — fremden Werturteilen Einfluß auf das Werturteil des Individuums zubilligen. Und gerade in dem Mehr oder Weniger dieser Einflüsse, die nicht nur quantitativ nach der Größe

[1]) So würde sie tatsächlich ins Extrem getrieben zu der Folgerung Liefmanns kommen müssen, „daß es überhaupt keine Gegenstände gibt, die Wertqualität haben" (Geld und Gold, Tübingen 1916, S. 137). Die Wertschätzung ist aber doch immer an die natürlichen Eigenschaften eines Gutes gebunden, also stofflich bedingt. Und da sie stofflich verschieden bedingt ist, darf man die verschiedene Qualität nicht vernachlässigen und glauben, sie durch rein quantitative Betrachtungsweise ersetzen zu können.

des Einzelvorrats wirken, sondern nach der Individualität und deren Einstellung auf den Markt und die Gesellschaft verschieden sein werden, glauben wir das eigentlich Subjektive, Persönliche erkennen zu können.

Böhm-Bawerk kommt des öfteren in der Untersuchung der Preisbildung dazu, dies Phänomen zu streifen, bestreitet aber jedesmal, wenn seine Betrachtung daran stößt, diesen Einfluß auf das Werturteil des einzelnen, indem er wohl zugibt, daß das Werturteil (z. B. durch den Marktpreis) beeinflußt erscheint[1]). Jedoch meint er, das sei nur scheinbar der Fall, in Wirklichkeit entscheide der Grenznutzen. Dann würde aber unter dem Grenznutzen kein Kauf abgeschlossen werden und die meisten Käufe würden über dem Grenznutzen stehen[2]), da sie doch einen Kompromiß bedeuten. Es würde auch jeder Kauf nach Abschluß noch günstig erscheinen für beide Teile. Gewiß, es wird niemand den vorhergehenden Preis aufrecht erhalten, wenn er sieht, daß der Marktpreis heruntergegangen ist. Auch wird niemand einen Preis bezahlen, den er nicht erschwingen kann und wird auch „nach seinen sonstigen Verhältnissen" [3]) Nutzenschätzungen vornehmen. Nur glauben wir, daß einmal diese Schätzung nicht immer genau und rationell nach dem „gesamten Versorgungsstande" vorgenommen wird und daß sogar in der Mehrzahl der Fälle der augenblickliche Marktpreis sowohl als der vorhergegangene auf diese Schätzungen von Einfluß ist; daß er sie gewissermaßen korrigiert, auch wenn er sie nicht allein bestimmt.

Auch der rationell schätzende Mensch wird einen in seinem Besitz befindlichen Gegenstand höher oder geringer schätzen bzw. bewerten, wenn er sieht, daß ihn sein Nachbar besonders hoch oder besonders niedrig schätzt, oder der Marktpreis hoch oder niedrig ist. In seiner Erklärung des Problems des subjektiven Werts erklärt Böhm, sobald er an das Phänomen des Tausches kommt, einen solchen Einfluß des Preises, oder der Bewertung durch den „subjektiven Tauschwert" [4]), dessen Größe bestimmt wird durch

[1]) Grundzüge S. 517 u. Art. Wert im HWB., S. 772.

[2]) So ist auch die Annahme der möglichen Maximalbefriedigung erklärlich, welche Böhm-Bawerk (a. a. O. S. 511) ablehnt, die so oft innerhalb der Grenznutzlehre auftritt (Walras, Pareto, Patten) vgl. dazu die späteren Ausführungen S. 87/88.

[3]) Grundzüge S. 517.

[4]) Grundzüge S. 51ff.

den Grenznutzen des Individuums, durch die Größe des (subjektiven) Gebrauchswertes der für das Gut einzutauschenden Gebrauchsgüter" [1]).

Aber dieser ist ihm einmal abhängig „von der objektiven Tauschkraft" des Gutes und ferner dem Bedürfnis und Vermögensstande des Eigentümers" [2]).

Das müssen wir festhalten, denn hier liegt der Fehler bloß! Also z. T. wenigstens wird der „subjektive Tauschwert" und der Gebrauchswert der für das Gut einzutauschenden Güter doch vom Tauschwert, vom gesellschaftlichen Tauschwert beeinflußt. Aber es braucht sich gar nicht um ein Gut zu handeln, das ich wegen der „höchsten alternativen Verwendungsart" zum Tausch bestimme. Es ist wohl möglich und denkbar, daß ich einen Gegenstand, dessen höhere Wertschätzung durch andere mir im Augenblick bekannt wird, nun viel höher schätze, weil ich an ihm Vorzüge erkenne oder zu erkennen glaube, die er vorher (für mich) nicht hatte. So kann auch das Umgekehrte der Fall sein. Ich werde durch die äußerst geringe Beachtung, die ein Nachbar dem von mir geschätzten Gut entgegenbringt, bewogen, es jetzt geringer zu schätzen bzw. meinen Vorrat geringer zu bewerten. In beiden Fällen braucht ein Tausch weder erfolgen, noch beabsichtigt zu sein. Eine Wertbeeinflussung (sie braucht gar nicht durch einen Preis erfolgen) ist trotzdem vorhanden. So kann ich auch einen Gegenstand, weil ich den großen Erfolg oder Mißerfolg, den ein anderer, z. B. mein Nachbar damit erzielt, oder weil ich den großen oder kleinen Vorrat meines Nachbarn an dem betreffenden Gut kenne, höher oder geringer schätzen. Also die verschiedene Ausnützungsmöglichkeit, die ein Gut für mich (in meiner Vorstellung) hat, wird beeinflußt durch Ausnützungsmöglichkeit anderer, die mir vermittelt wird durch ihr Urteil, ihr Werturteil. Meistens, aber nicht immer, wird sich mir dies Werturteil vermitteln durch den Marktpreis, schließlich durch den Marktpreis der Weltmarktpreis.

Solche Wertbeeinflussungen kommen tagtäglich vor und es war für einen so exakten Forscher wie Böhm natürlich unmöglich, daran vorüber zu gehen. Bei Lektüre seiner verschiedenen Schriften werden wir häufig derartige Hinweise finden können. Aber er lehnt sie entweder als unwesentlich ab, oder verweist sie in die Untersuchung der Preisbildung. Auf die Bildung, das Zustandekommen der Nutzen-

[1]) Ebenda S. 53.

[2]) Ebenda S. 54.

schätzung, des subjektiven Wertes räumt er ihnen keine Geltung ein! Und gegenüber den Anfechtungen von seiten der objektivistischen Richtung ist diese absolute Herauskehrung des rein „subjektiven" Standpunktes nur zu verständlich[1]). Sind wir aber einmal zu der Erkenntnis gelangt, daß die Betrachtung des isolierten Individuums Fehlerquellen ergibt, daß nur die Betrachtung des gesellschaftlichen Individuums eine befriedigende Erklärung der Wertphänomene verbürgt, dann dürfen wir auch an solchen offenbaren Beeinflussungen des einzelnen Werturteils nicht vorübergehen.

Es erscheint auf Grund der vorherigen Untersuchung als wahrscheinlich, daß nicht nur der „subjektive Tauschwert", — diese Terminologie erscheint trotz aller Verteidigung und Erklärung Böhm-Bawerks doch als verfehlt, — sondern ein jedes Werturteil in mehr oder weniger starkem Maße beeinflußt wird von der Wertschätzung, dem Werturteil anderer und schließlich vom Markt- und Weltmarktpreis.

Zugegeben, daß dieser Einfluß verschieden stark ist — meßbar im exakten Sinne wird er keinesfalls sein — je nach der wirtschaftlichen Einstellung des Individuums und seiner Wirtschaft, je nachdem es sich um Personen handelt, die im Geschäfts- oder Erwerbsleben stehen oder nicht, die über die Marktpreise mehr oder weniger orientiert sind, schließlich ob es sich um Käufer oder Verkäufer handelt, — dieselben Unterschiede der Wertbeeinflussung glauben wir auch feststellen zu müssen für die Beeinflussung des Individuums durch die Stofflichkeit, also einmal durch die natürliche Qualität der Güter und ferner den Vorrat an Gütern überhaupt und den Vorrat und Mangel an dem betreffenden Gut.

Es hängt ganz gewiß von der mehr oder minder wirtschaftlichen Einstellung eines Individuums ab, ob und wieweit es der Größe seines Vermögens und Vorrats an dem betreffenden Gut Einfluß gewährt auf sein Werturteil und wieweit es die stofflichen Eigenschaften und Ausnützungsmöglichkeiten des in Frage stehenden Gutes überhaupt erkennt oder würdigt. Und ebenso der Umstand, ob das Individuum sich durch Bewertung anderer in seinem Werturteil beeinflussen läßt, der Bewertung und Erkenntnis von Ver-

[1]) Daß gerade die absolute Bestimmung des Werturteils durch den (gegebenen) Einzelvorrat der objektivistischen Theorie den Angriffspunkt bietet, beweist die bekannte Polemik Dietzel ca. Böhm-Bawerk in Conrads Jahrbüchern, Bd. 54 55, 56. Freiere Durchführung, trotzdem Festhalten am absoluten Grenznutzen bei Philippowich, „Grundzüge" I, 11. Aufl. S. 254.

wendungsmöglichkeiten eines Gutes durch andere, schließlich durch die Gesellschaft Einfluß auf seine Wertschätzung einräumt.

Gerade in bezug auf Bewertung der Eigenschaften eines Gutes möchten wir behaupten, ist in den meisten Fällen das Werturteil anderer von einem viel größeren Einfluß auf das Werturteil des einzelnen, als man gemeinhin annimmt; wie auch Einflüsse des Marktpreises vom Einzelvorrat unabhängig immer zu konstatieren sind.

Es hieße doch wirklich das praktische Leben, die Wirklichkeit verneinen, wollte man den gewaltigen Einflüssen der Mode, Reklame, der Börsen- und Preisberichte, schließlich Einflüssen des Rechts und der Politik, kurz sozialen und gesellschaftlichen Einflüssen aller Art keine Geltung auf das einzelne Werturteil einräumen und sie entweder als nebensächliche Ausnahmeerscheinungen abtun oder sie aus der Werttheorie in die der Preisbildung verweisen. Denn gerade die Werttheorie soll doch über die Preisbildung Aufschluß geben.

Wenn wir nun erkennen, daß jede persönliche Nutzenschätzung ein Vergleich ist, eine Schätzung der für den Nutzen zum Opfer gebrachten Kosten darstellt, gerade weil sie niemals auf einem rein objektiven Nutzen beruht, so erkennen wir auch, daß die Kosten nie rein objektiv bestimmt sein können. Diese Opfer, bzw. Kostenschätzungen können immer nur nützliche Kosten sein und bilden nur einen Teil des Werturteils. Niemals sind sie rein objektiv gegeben, aber auch nie rein subjektiv bestimmt, sondern genau so wie die Nutzenschätzung stofflichen und gesellschaftlichen Einflüssen unterliegend. Sie werden je nach der Einstellung des Individuums Einflüssen des Vorrats oder des Preises, Einflüssen der stofflichen Qualität oder der gesellschaftlichen Schätzung derselben, welch letztere durch Reklame, Mode etc. ausgeübt werden können, unterliegen.

Die Werturteile des Individuums sind also von stofflichen und gesellschaftlichen Einflüssen abhängig und diese sind je nach seiner wirtschaftlichen Einstellung verschieden.

So läßt sich, wenn überhaupt, nur durch die Berücksichtigung einer Wertbeeinflussung durch andere, schließlich die Gesellschaft, eine gewisse Gleichrichtung der Bedürfnisse, eine Gleichrichtung der Art ihrer Befriedigung nachweisen. Existiert eine Gleichrichtung dieser, so ist auch eine starke Beeinflussung des Werturteils, der Wertschätzungen des Individuums zuzugeben. Sie wird sich nachweisen lassen und muß berücksichtigt werden genau so, wie eine

Beeinflussung in der Lebensführung und den Lebensgewohnheiten durch gesellschaftliche Sitte, Moral, Recht und allgemeine Gewohnheit.

Und so erkennen wir auch, wie eine Untersuchung vorzugehen hätte. Es wird sich nicht allgemein, sondern nur nach Gruppen, nach Wirtschaftsgruppen[1]) eine Gleichrichtung der Gewohnheiten und schließlich der Bedürfnisse durch soziale Beeinflussung der Werturteile feststellen lassen. Diesen Weg wollen wir im folgenden einschlagen.

Nun könnte aber schließlich der Einwand gemacht werden: wenn es, wie ausgeführt wurde, je nach der wirtschaftlichen Einstellung des Individuums verschieden ist, wie sich diese gesellschaftlichen und stofflichen Einflüsse geltend machen, so hängt doch die wirtschaftliche Einstellung des einzelnen wieder ab vom Vorrat. Und so hätte vielleicht doch die Grenznutzlehre recht, wenn sie all diese Einflüsse vernachlässigt und nur den Einflüssen des Vorrats Rechnung trägt. — Gerade das wird von uns bestritten und soll im folgenden Gegenstand des Beweises sein! Das Individuum ist nicht nur Objekt seines Vorrats. Gewiß ist es in sehr vielen Fällen vom Vorrat abhängig ob getauscht wird oder nicht, ob sich das Individuum auf den Markt einstellt oder nicht. Wird aber ein Anhänger der Grenznutzlehre ernstlich behaupten wollen, die ganze wirtschaftliche Einstellung eines Individuums sei nur vom Vorrat abhängig oder der Umstand, welchem Beruf, welcher Wirtschaftsgruppe es sich einreiht, welcher es angehört, sei nicht vielmehr von seiner Erziehung, seinen Anlagen usw. abhängig, kurz von seiner Individualität?

So wird uns die Struktur der Wirtschaft nach Gruppen den einzigen Anhalt geben für unsere Untersuchungen.

Allerdings wird es sich nicht um exakte Messungen handeln können im Sinne der Grenznutzlehre. Weder durch den Vorrat noch der Preis wird sich die Stärke der Bedürfnisse des einzelnen genau messen lassen.

Nicht nur die Gruppe, die Persönlichkeit des einzelnen wird für das verschiedene Einwirken dieser Einflüsse letzten Endes den Ausschlag geben. Wohl aber werden wir trotzdem Gemeinsamkeiten, verschiedene Stärke gesellschaftlicher und stofflicher Einflüsse je nach der Wirtschaftsgruppe beobachten können; und so wird uns diese Methode Wege weisen, die Bildung des Werturteils und des Tauschwertes nicht zu messen, wohl aber zu erklären.

[1]) worauf auch Diehl (Theor. Nationalökonomie) hinzuweisen scheint „nicht nur die auf seiten des Angebots . . . . . auch die auf seiten der Nachfrage wirkenden Vorgänge, aber wir müssen die wirklichen Massenerscheinungen bei den Käufern bzw. Käufergruppen . . . . heranziehen." (S. 288).

Und darauf kommt es uns an trotz der Erkenntnis der individuellen Realitivität, der Abhängigkeit des menschlichen Werturteils letzten Endes von der Persönlichkeit, gewisse Tendenzen in der Bildung des gesellschaftlichen Wertes aus einzelnen Werturteilen nachzuweisen. Dieses Ziel werden wir am besten erreichen, wenn wir an einigen der so zahlreichen Beispiele Böhm-Bawerks die verschiedenen Einflüsse gesellschaftlicher und stofflicher Art nachweisen können.

c.

Bevor wir aber in diese Beweisführung eintreten, müssen wir prinzipiell zur Terminologie Stellung nehmen.

Wir möchten die von J. Neumann[1]) übernommene Terminologie des subjektiven und objektiven Wertes nicht angreifen. Sie ist präzis und eindeutig. Aber sie bleibt eben Terminologie! Ein eigentlich neuer Begriff ist der subjektive Wert nicht; und gerade Neumann, der sich mehr gegen, als für absolute Gesetze ausspricht[2]), hat sicher nicht einen solchen damit schaffen wollen.

Wir würden an sich kein Bedenken haben dies stofflich und gesellschaftlich beeinflußte Werturteil des Individuums als „subjektiven Wert", den Tauschwert als „objektiven" Wert anzusprechen. Aber ebenso würden wir, ohne Skrupel zu empfinden, die Ausdrücke Gebrauchs- oder Tauschwert bzw. gesellschaftlicher Wert anwenden. Wir haben im Anfang unserer Erörterungen darauf hingewiesen, daß z. B. Marx oft den „Gebrauchswert" in fast demselben Sinne auffaßt, wie Böhm-Bawerk den Begriff des „subjektiven Werts". — Auch wenn er ihn nicht exakt untersucht und den Einfluß der Quantität auf das Werturteil vernachlässigt.

Allein infolge der Abgrenzung, die Böhm-Bawerk dem „Gebrauchswert" gibt, glauben wir ihn im Verfolg unserer Ausführungen ebensowenig anwenden zu können wie den Begriff des „subjektiven Wertes", der mit dem Begriff des absoluten Grenznutzens allzu eng verknüpft erscheint. Um Mißdeutungen und Zweifeln zu entgehen, haben wir deswegen in den folgenden Aus-

[1]) Schönbergs Handbuch 2. Aufl., S. 156ff.

[2]) Ebenda S. 286ff.

führungen für das beeinflußte Werturteil des Individuums die Bezeichnung „individuelles Werturteil" oder auch kurz „individueller Wert" gewählt, im Gegensatz zum gesellschaftlichen, zum Tauschwert — ohne die alten Bezeichnungen Gebrauchs- und Tauschwert über Bord werfen zu wollen. Die gewählte Bezeichnung ist überdies nicht nur als Ausweg, sondern auch aus Zweckmäßigkeitsgründen gewählt worden, nämlich um die Gegensätze und die Gemeinsamkeiten oder Beziehungen zwischen Individuum und Gesellschaft deutlicher zum Ausdruck zu bringen.

§ 5.

Bewertung von Gütern, deren Vorrat durch Natur und Gesellschaft beschränkt ist.

a.

Erproben wir die Gültigkeit unserer Behauptungen zunächst an dem bekannten oft zitierten Beispiele Böhm-Bawerks, dem Kolonisten, der 5 Säcke Korn geerntet hat, von denen er den ersten und zweiten zur Fristung seines Lebens, den dritten zur Mästung von Geflügel, den vierten zur Erzeugung von Branntwein, schließlich den letzten zum Füttern von Papageien verwendet.

Nach Böhm-Bawerks Ansicht wird er den ganzen Vorrat seines Getreides nur nach dieser letzten Verwendungsart schätzen.

Aber gerade, wenn der Kolonist von der übrigen Welt abgeschnitten ist, wird er in der Richtung seiner Bedürfnisse und der Art ihrer Befriedigung vielleicht einen ganz anderen Weg gehen.

Er würde vielleicht gar nicht daran denken Branntwein zu erzeugen, weil er diese Verwendungsart des Korns nicht kennt, oder, was durchaus als möglich erscheint: er würde einen viel größeren Vorrat seines Getreides, also auch den fünften Sack, den ein anderer den Papageien gibt, zur Erzeugung von Branntwein benutzen; ja würde vielleicht sogar noch den dritten Sack hinzunehmen, weil er in seiner Einsamkeit im Alkohol den besten Tröster erkannt hätte. So würde seine Grenznutzenschätzung ganz anders ausfallen können, als die eines anderen und er würde, da er mit der Außenwelt nicht in Berührung steht, gar nicht empfinden, daß er im Sinne der Grenznutzenschule nicht „rationell" oder verständig wirtschaftet. So werden ihm selber seine Bedürfnisse sicher kommensurabel sein. Wir erkennen daraus aber wie wenig kommensurabel dieser Grenznutzen je nach der mehr oder minder wirtschaftlichen Einstellung des einzelnen Menschen für den Betrachtenden ist.

Lassen wir nun aber diese Fehlerquelle vorerst unberücksichtigt und nehmen an auch der im Urwald lebende Kolonist befriedige seine Bedürfnisse in der gleichen Weise, wie ein sozialen Beeinflussungen unterliegender, in Gemeinschaft und Beziehungen zu anderen lebender Landwirt.

Machen wir diese Voraussetzung, wie Böhm-Bawerk das offensichtlich tut, dann können wir ihn ohne Bedenken mit seiner ganzen Wirtschaft aus seiner Blockhütte im Urwald in die Gemeinschaft mit anderen, in eine Kolonie versetzen

Wird er aber — auch wenn wir von einer durch die gesellschaftlichen Einflüsse hervorgerufenen Veränderung der Bedürfnisse und Bedürfnisbefriedigung absehen — den 5. Sack seines Getreides auch jetzt noch dazu benutzen Papageien zu füttern? Und wird er demgemäß jeden einzelnen Sack bzw. seinen ganzen Vorrat nach dieser unbedeutendsten unwichtigsten Verwendungsart, seinem Grenznutzen einschätzen?

Vernachlässigen wir abermals nach der Methode Böhm-Bawerks die Frage, ob er mehr autarkisch oder marktwirtschaftlich eingestellt ist und nehmen wir an, er handele „vernunftgemäß", also wie die Mehrzahl der anderen im Austausche mit dem Markte befindlichen Kolonisten — so wird er den Sack verkaufen.

Wie hoch wird er den letzten Sack seines Korns und so seinen Vorrat bewerten? Böhm gibt die Antwort: nach dem Gebrauchswert, dem Grenznutzen der Güter, die er dafür eintauschen kann; sagen wir dem Nutzen eines Schweines, dem „subjektiven Tauschwert", der vermutlich ein höherer sein wird, als der, Papageien zu füttern.

Konstatieren wir nun einmal, daß, trotzdem die Reihenfolge seiner Bedürfnisse und die Art ihrer Befriedigung gleich geblieben ist, doch sein „Grenznutzen" sich verändert durch seine Beziehungen zur Außenwelt.

Aber nehmen wir nun an, er hat genug Schweine, der weitere Besitz eines Schweines würde ihm keinen Nutzen gewähren, da er genug davon hat, so wird er doch sein Getreide jetzt nicht mehr nach der letzten Verwendungsart bewerten: Papageien zu füttern oder ein extes Schwein, für das er keine Verwendung hat, einzutauschen. Er wird es vielmehr nach dem Wert eines Schweines auf dem Markte und nach den Gütern, die er für diesen Wert eintauschen könnte, bewerten. Und hätte er im Augenblick für Güter und Werkzeuge,

die er für ein Schwein eintauschen könnte, keine Verwendungsmöglichkeit, so würde er doch — „vernunftgemäß handelnd" — Verwendung haben für eine Geldsumme, für die er in Zukunft alle andern Güter eintauschen zu können glaubt.

Und er würde kaum geneigt sein es für eine geringere Geldsumme herzugeben als für den ortsüblichen Preis eines Schweines, bzw. eines Sackes Getreide.

Wir müssen also notgedrungen konstatieren, daß seine „subjektive Wertschätzung" durch den Marktpreis beeinflußt wird; ohne zu behaupten, daß sie mit dem gezahlten Preise identisch wäre.

Stellen wir uns schließlich vor, der Landmann oder Kolonist habe ein großes Vermögen, das Geld habe für ihn einen geringeren „Grennznutzen", als für die anderen Kolonisten. Wird er deswegen immer geneigt sein, sein Getreide zu einem geringeren Preis zu verkaufen, also, in bezug auf die Geldeinheit, es geringer zu bewerten als sein Nachbar, der wenig Geld, also einen größeren Bedarf darnach hat, für den die Geldsumme einen größeren Grenznutzen haben würde?

Wir merken, daß wir hier an ein Problem kommen, das in die Grenznutztheorie, auch wenn wir alle Voraussetzungen derselben annehmen, nicht hineinpassen will.

Das bisherige Ergebnis ist: der „Grenznutzen" ist relativ je nach der mehr oder weniger vernunftgemäßen wirtschaftlichen Veranlagung eines Menschen und je nach dem stärkeren bzw. geringeren Einfluß, den die Gesellschaft, den die Marktwirtschaft auf ihn und seine Wirtschaft ausübt.

Betrachten wir aber seine Bedürfnisse als, wenn auch nicht gleich stark, so doch in sehr vielen Fällen als gleichgerichtet, jedenfalls innerhalb einzelner Wirtschaftsgruppen, so müssen wir auch mehr oder minder große stoffliche und gesellschaftliche Beeinflussungen der einzelnen Werturteile anerkennen.

Nun sehen wir aber, daß ein Gut sich durchaus nicht der Grenznutztheorie anpassen will: das Tausch- und Preisgut, und wir müssen hinzufügen, das wertgeschätzte und deshalb „wertvolle". Dies wertgeschätzte, wertvolle Preisgut, das Geld, gehört unbestreitbar zur Kategorie derjenigen Güter, von denen wir vorhin gesagt haben, daß es eine Sättigung für ihren Besitz nicht gibt, da sie Macht, Reichtum, Ehre, Ansehen verbürgen.

Wir wiesen schon vorher darauf hin, daß nicht ein möglichst großes Einkommen, ein möglichst großer Vorrat von Konsumptionsgütern allein Ziel des menschlichen ökonomischen Strebens ist,

wie Oppenheimer behauptet, indem er auf Ad. Smith zurückgeht. Vielmehr ist das Ziel die Ansammlung eines möglichst großen Vorrats von „Werten", die nur zum geringeren Teil zum Gebrauche, zur unmittelbaren Konsumption bestimmt sind, von Gütern, die in der Vorstellung des Individuums „dauernden Wert" haben, die dauernd ihren gesellschaftlichen und individuellen Wert behalten; die allerdings jederzeit wieder zur Erlangung anderer benutzt werden können, für die jederzeit alle anderen Güter eingetauscht werden können, deren dauernder Besitz an sich aber schon Selbständigkeit, Macht und Ehre bedeutet.

Für den Käufer der Ware mag es deshalb — mutatis mutandis — immer einen verschieden hohen Grenznutzen des Geldes geben; nicht aber in jedem Falle für den Verkäufer oder Produzenten einer Ware.

Für den Konsumenten, für denjenigen, der das Geld ausgibt, ist der Nutzen der zur Ausgabe bestimmten Summe gleich dem Nutzen der dafür einzutauschenden Güter. Ihm ist das Geld (natürlich nur mittelbares) Konsumptionsgut geworden und seine größere oder geringere Bewertung ist daher in stärkster Weise beeinflußt vom Gesamtgütervorrat des Individuums, von seinem „gesamten Versorgungsstande", wie Böhm-Bawerk sich ausdrückt.

Der „Reiche" kann und wird, wie Böhm ganz unbestreitbar richtig ausführt, für die Befriedigung eines nebensächlichen Bedürfnisses unter Umständen eine weit größere Summe ausgeben, als der Minderbegüterte, der den betreffenden Gegenstand zur Befriedigung eines dringenden Bedarfs sehr nötig braucht.

Eine Grenze und ein Ausgleich ist aber auch hier durch gesellschaftliche Beeinflussung gegeben. Ein „Reicher" wird nicht deshalb, weil er, um sich die Laune „eines dreizehnten Luxuspferdes"[1]) zu gestatten, leicht 20,000 M. aufwenden könnte, diese Laune = 20 000 M. bewerten, sondern wird beeinflußt durch den Marktpreis, — wodurch natürlich nicht behauptet werden soll, daß deswegen sein Werturteil dieselbe Höhe habe, wie das des armen Mannes[2]).

Anders aber ist es beim Verkäufer jeder beliebigen Ware.

---

[1]) Vgl. Böhm-Bawerk, Grundzüge S. 512.

[2]) Der schließlich gezahlte Preis stellt natürlich nur seine augenblickliche Bewertung in bezug auf die Geldeinheit dar, die ein relativer Maßstab ist. Trotzdem stellt aber eine Nivellierung der Werturteile in bezug auf die Geldeinheit auch eine Beeinflussung — wenn auch keine Nivellierung des individuellen Werturteils dar.

Der Grenznutzen seiner Ware ist für ihn in vielen Fällen „außerordentlich gering“[1]), das gibt auch Böhm-Bawerk zu.

Der Nutzen des Geldes spielt aber beim Verkäufer, sobald er das Geld erwerben will, eine andere Rolle. Ob er reich oder arm ist, er will verdienen beim Verkauf. Das Geld ist auch für ihn das Tausch- und Preisgut. Er schätzt es jedoch in vielen Fällen ganz anders und in anderer Weise als der Käufer. Er erhofft von ihm mehr. Es ist in seiner Vorstellung ein wertvolles, dauernd wertvolles Gut, bedeutet ihm ein Mittel zum Reichtum, zur Macht, ist ihm Vermögens- und Spargut, das trotzdem wertvolles Tausch- und Preisgut auch in dieser Form bleibt, für das er alle künftigen Bedürfnisse befriedigen kann — falls er es nur in beliebiger Menge zur Verfügung hat; das ihm aber auch, ohne daß er es eintauscht alle Güter und alle Macht zu verbürgen scheint.

Nach Böhm müßte auch dem Verkäufer immer der Wert des Preisguts gleich dem Wert der dafür einzutauschenden Güter sein, gemessen an seinem Gesamtvorrat und Bedarf.

Er will es aber nicht sofort eintauschen, sondern zu irgendeiner künftigen Verwendungsart aufspeichern, um sich später Konsumptions- (oder Produktions-) Mittel dafür kaufen zu können, schließlich aber um Macht, Ehre, Reichtum, Ansehen, Selbständigkeit damit zu gewinnen, ohne daß durch diese letztere Verwendungsart die anderen in Zukunft ausgeschaltet wären.

Es kommt hinzu, daß dieser Vorrat nicht einmal eingetauscht zu werden braucht, um wieder Geld zu erzeugen, daß innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsform, die den Schutz des Eigentums an Produktionsmitteln gewährleistet, es tatsächlich möglich ist durch Wirtschaften damit die Kunst des „Geldmachens“ auszuüben, wie Sombart sich ausdrückt[2]). Diese letztere Eigenschaft des „wertvollen“ Preisguts ist hier noch nicht näher zu erörtern, da sie in der Hauptsache auf seiner Fähigkeit beruht, als Tauschmittel schlechtweg bei Bestehen gewisser gesellschaftlicher Rechtsverhältnisse Produktionsmittel einzutauschen. Jedoch muß auch schon an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, um zu zeigen, daß, trotzdem das Geld heutzutage kaum im realen Sinne als Schatz- und Thesaurierungsgut verwendet wird, auch wenn man es „arbeiten läßt“ und ausleiht, doch auch hinter dieser Verwendungsart die Vorstellung des Schatzes, der seinen Wert nicht verliert, ver-

[1]) Böhm-Bawerk, Grundzüge S. 521.
[2]) Sombart, „Der moderne Kapitalismus“, Leipzig 1902, S. 388/89.

borgen ist. Für diese Vorstellung ist es gleichgültig, ob in Wirklichkeit die ausgeliehene „angelegte“ Geldsumme von anderen wieder zur Konsumption verwendet wird — in der Vorstellung des Individuums figuriert sie als Vermögensschatz. Das Geld kann also real als Tauschmittel zirkulieren und trotzdem vom Individuum als Vermögensgut erworben werden, kann als Leihkapital ausgeliehen sein und trotzdem in der Vorstellung des Individuums als dauernder Vermögensschatz fungieren.

Es ist die gleiche *„auri sacra fames“*, die hinter dieser kapitalistischen Verwendungsart lauert, wie hinter der mittelalterlichen Schatzbildung und Alchemie — wie uns Sombart einleuchtend darstellt[1]). Die *„auri sacra fames“*, die durch die Entdeckung der gewissermaßen selbsttätigen Vermehrung ihre höchste Höhe erreicht: Das Bestreben nach Macht, Vermögen, die „Erhebung des Geldes — zum höchsten Zweck“[2]).

So gibt es für den Geld erwerb keinen Grenznutzen. Der Mensch hat einen immer größeren Bedarf danach, immer neue Möglichkeiten der Verwendung. Und wir werden später sehen, daß man bei dieser Verwendungsart schlechterdings auch nicht von einem „Geldschleier“ reden kann. Sobald das Geld dem Individuum nur das Mittel zum Konsum anderer Güter erscheint, muß man gewiß durch diesen Schleier hindurchsehen. Aber ist es dem Individuum nicht Konsumptionsgut, ist seine geplante Verwendungsart, die des Macht- und Vermögensgutes[3]), das Unabhängigkeit, Selbständigkeit und Ansehen verbürgt, so hat es in der Vorstellung des Menschen eigenen hohen Wert, wodurch nicht behauptet wird, daß sein Wert immanent oder autogen sei.

Nach der Grenznutztheorie müßte für den reichen Verkäufer immer der Wert des Geldes geringer sein als für den Unbemittelten.

Wäre das der Fall, so müßte — ceteris paribus — der erstere geneigt sein, seine Ware eventuell billiger abzulassen. Das Umgekehrte ist oft der Fall in der Wirklichkeit. Der Arme ist unter Umständen oft geneigt, sie billiger abzugeben. Wenn also wirklich immer der „subjektive Tauschwert“ eines Gutes identisch wäre mit dem absoluten Grenznutzen der dafür einzutauschenden Güter und abhinge einmal von der „objektiven Tauschkraft“ eines Gutes

[1]) Sombart a. a. O. S. 381ff., 385ff.
[2]) Ebenda S. 383.
[3]) Beachte die Etymologie Macht-Vermögen!

und ferner von „dem Bedürfnis und Vermögensstande des Eigentümers“[1]) — müßte dann nicht der „subjektive Tauschwert“ des eigenen Produkts für den Armen größer sein, als für den Reichen? Müßte nicht der Arme sein Produkt stets unter dem Grenznutzen verkaufen, wenn er denselben Preis erhält, wie der Reiche? Der Grenznutzler wird einwenden, für den Armen ist eben der Grenznutzen des Preisguts unendlich viel höher als für den Reichen, da der Grenznutzen der dafür einzutauschenden Güter so viel höher ist. So ist, trotzdem er zum Marktpreis verkauft, bzw. zu demselben Preise das Gut bewertet, wie der Reiche, sein Grenznutzen doch unendlich viel höher.

Wir geben zu, daß sobald das wertvolle Preisgut in beiden Fällen zur im Augenblick erforderlichen Konsumption bestimmt ist, sich ein solcher verschieden hoher Grenznutzen desselben konstruieren ließe und ein verschieden hohes Werturteil über die Ware jedenfalls berücksichtigt werden muß.

Doch wie kommt es, daß ein noch so vermögender Produzent trotzdem die gleichen Preise für sein Produkt erzielen will, wie ein weniger mit Glücksgütern gesegneter? Würde der reiche Produzent Preisgut und Ware nach dem absoluten Grenznutzen bewerten, so müßte doch, da er aus seinem Vermögen jede Laune befriedigen kann, der Grenznutzen des Preisgutes oder der Güter, die er damit eintauschen kann sowohl, als der Grenznutzen seiner Produkte für ihn äußerst gering werden. Er würde schließlich weder Preisgut noch Ware bewerten. Der erzielte Preis wäre ihm gleichgültig. Höchstens würde er noch aus Gewohnheit weiter produzieren, wahrscheinlich aber, da die Grenznutzlehre eine Sättigung für möglich hält, die Produktion abbrechen. Auf jeden Fall würde er die Preise ceteris paribus, also bei gleichem Vorrat an Ware niedriger stellen als der ärmere Produzent.

So würden dann auch die statischen Konkurrenzpreise von dem am günstigsten produzierenden Fabrikanten bestimmt werden. In Wirklichkeit beobachten wir aber, daß sie sich nach dem Grenzbeschaffungswert des am ungünstigsten Produzierenden bestimmen — ein Umstand, den die Grenznutztheorie nur durch Konstruktion eines „normalen“ Gewinns erklären kann[2]).

[1]) Böhm-Bawerk, Grundzüge S. 54.

[2]) Vgl. Zuckerkandl, Art. Preis im HWB. S. 238. „Es wird jene Menge erzeugt, die dem „normalen“ Kostenaufwande und dem „normalen“ Gewinn jenes Produzenten gleich ist, der unter den ungünstigsten Verhältnissen produziert.“

Dieser Umstand ist, wie wir später (§6) sehen werden, nur durch gesellschaftliche Wertbeeinflussung befriedigend zu erklären.

Jedoch weist schon dieser Widerspruch darauf hin, daß der absolute Grenznutzen hier versagt.

Für das wertvolle Preisgut gibt es keinen absoluten und überhaupt keinen Grenznutzen, wenn es zum Zwecke der Vermögensbildung erworben wird. Eine Beeinflussung durch den Vorrat ist beim Preisgut nur festzustellen, sobald es zur Konsumption dient, oder zur augenblicklich erforderlichen Konsumption erworben wird. In Fällen, wo beide Verkäufer für den unmittelbaren Bedarf Geld verdienen müssen, tritt die stoffliche Beeinflussung durch den Vorrat ein[1]).

In allen Fällen aber, wo Vermögensbildung beabsichtigt ist, wo nicht „von der Hand in den Mund“ gelebt und gewirtschaftet wird, verliert der eigene Vorrat bzw. der Gesamtgütervorrat seinen Einfluß.

Jedoch müssen wir wegen der Wichtigkeit des Phänomens den Unterschied noch einmal an einem der bekannten Beispiele Böhm-Bawerks klarzumachen versuchen.

Böhm-Bawerk führt unbestreitbar richtig aus[2]): „Für den Armen hat der Liter Wein, um den er sich das Brot kaufen kann, das ihn vom Tode rettet, eine unermeßliche Wohlfahrtsbedeutung, für den Reichen, dessen Tafel wohlbesetzt ist, fast gar keine.“

Könnte der „Reiche“ nur Brot für seinen Wein eintauschen, dann würde er gewiß geneigt sein ihn fortzuschenken, genau wie das Brot, wenn er es in Überfülle besäße. Für den „Armen“ dagegen hat es „unermeßliche Wohlfahrtsbedeutung, als Mittel Brot zu erlangen“.

Können aber beide Geld, das wertvolle Preisgut, dafür eintauschen, ändert sich sofort das Verhältnis. Vorher hatte der Wein für den Armen „unermeßliche Wohlfahrtsbedeutung als „subjektiver Tauschwert“ für Brot, für den „Reichen“ äußerst geringe als „subjektiver“ Tausch- oder Gebrauchswert. Nun aber wird Geld dafür eingetauscht. Und nun kommt es nicht so sehr auf „Reich“ und „Arm“, als auf die Einstellung des Individuums und der Wirtschaft an. Der nur auf Konsum eingestellte Reiche wird eventuell fortfahren, sein Brot und seinen Wein zu verschenken, ein Armer wird ihn immer eintauschen. Das ändert sich aber, wenn wir den Reichen zum Produzenten machen!

[1]) Z. B. für den „Reichen“ bei Notverkäufen, auf die wir noch zurückkommen.

[2]) Grundzüge S. 44.

Nun wird er sicher verkaufen, um Geld zu erlangen! Dies Bedürfnis nach Geld wird trotz wachsenden Reichtums bei ihm bestehen bleiben, er will genau wie der Arme daran verdienen.

Vollends, wenn wir beide, den Reichen wie den Armen als Weinbauern auftreten lassen, die zunächst für den eigenen Bedarf wirtschaften und den Überschuß verkaufen, dann können wir behaupten: Nur in extremen Fällen, wenn der Arme das aus dem Erlös des Weines zu gewinnende Geld zum sofortigen Konsum dringend braucht, wird für ihn die Bewertung des Preisguts höher sein. Ebenso kann aber auch der „Reiche" in momentane Geldverlegenheit kommen und das Preisgut als dringend notwendiges Konsumptionsgeld schätzen. Also sobald es sich um sogenannte Notverkäufe handelt, wird auch bei ihm der Vorrat zum Einfluß gelangen (allerdings in den meisten Fällen nicht so sehr der Gesamtvorrat sondern der augenblickliche Vorrat, bzw. die Knappheit an Geld).

Haben beide Vermögensbildung zum Ziel, dann spielt der augenblickliche Konsumptionsbedarf an Geld keine Rolle; wollen sie das Geld sparen oder aufhäufen, dann schätzt der Reichere das Geld genau so wie der Ärmere.

Beide schätzen es auf Grund seiner qualitativen Eigenschaften, d. h. die Stofflichkeit hat nicht mehr als eigener Vorrat, sondern lediglich als qualitatives Element Einfluß und nur soweit, als sie die gesellschaftlich vermittelte Vorstellung seines „dauernden Wertes" und seiner „Kaufkraft" unterstützt. Der Verkäufer schätzt das Geld, sobald er es als Vermögensgut erwirbt und solange es in seiner Vorstellung als solches fungiert, nach seiner ihm vorschwebenden Kaufkraft und seiner Qualität als „dauernder Wert" Erst wenn er es wirklich zum Konsum braucht, rechnet er mit der Einnahme in bezug auf seine Bedürfnisse, kommt ihm die Größe der aufzuwendenden Summe im Vergleich zu seinem Einkommen und Vermögen zum Bewußtsein, muß er beim Erwerb schon seine Bedürfnisse an Konsumptionsmitteln durch das Geld hindurch schätzen

Die Bewertung der Ware bleibt allerdings vom Vorrat soweit beeinflußt, als der „Reiche" — um im Rahmen des Beispiels zu bleiben — sie zunächst zur Befriedigung eigener Bedürfnisse, dann erst zum Verkauf bestimmt. Ob er den Wein und wieviel davon er verkaufen wird, hängt gewiß von seiner Ernte ab und seinem Durste. Wieweit er seinen Durst befriedigt, hängt gewiß von seinem „gesamten Versorgungsstande" ab. Aber neben diesen stofflichen spielen gesellschaftliche Einflüsse, vermittelt durch die Gruppe,

eine Rolle. Immer ist die „höchste der alternativen Verwendungsarten" vom Vorrat beeinflußt und von stofflichen Eigenschaften, daneben aber von anderen gesellschaftlichen Einflüssen, wie Sitte und Gewohnheit und schließlich vom Marktpreis. Je weniger Preisgut und Ware für den unmittelbaren Konsum in Betracht kommen, desto stärker wird der Einfluß des Marktpreises sein. Auch für den „Reichen" wird das Geld noch immer Wert haben, auch wenn sein ganzer Konsumbedarf nach seinem gesamten Versorgungsstande gedeckt ist. Und so wird auch er den Überschuß des Weines nicht nach dem absoluten „Grenznutzen", sondern nach dem Marktpreis bewerten. Weder sein Gesamtvorrat noch sein Weinvorrat wird nach Befriedigung seiner Konsumptionsbedürfnisse daraus so sehr ins Gewicht fallen. Maßgebend ist vielmehr seine wirtschaftliche Einstellung. Nur die verschiedene Richtung und Orientierung seiner Wirtschaft wird Unterschiede in der Bewertung hervorrufen.

Der „Arme" wird, wenn er vernunftgemäß handelt, allerdings keinen Wein trinken, sondern ihn verkaufen nach der höchsten der alternativen Grenznutzverwendungen. — Seiner unendlichen Schätzung wird aber durch den Marktpreis ein Dämpfer aufgesetzt werden. Nur solange wird aber auch bei ihm die Bewertung von Preisgut und Ware höher sein als bei dem „Reichen", als er augenblickliche Konsumptionsbedürfnisse damit befriedigen muß.

Muß er den Erlös nicht unmittelbar zum Konsum bestimmen, wird auch seine Wertschätzung für den Wein nur soweit, als seine Konsumptionsbedürfnisse daran in Frage kommen, durch den Gesamtvorrat und Vorrat beeinflußt. Der Überschuß wird nach dem Marktpreis bewertet.

b.

Sobald Ware und Preisgut nicht zum Konsum in Frage kommen, wird das Werturteil des Produzenten unabhängig vom eigenen Vorrat und abhängig vom Werturteil der Konsumenten, welch letzteres natürlich vom Mangel erhöht, vom Überfluß heruntergedrückt wird:

Je mehr von vornherein für fremden Bedarf produziert wird, je mehr auch das Preisgut nicht zum augenblicklichen Konsum bestimmt wird, desto mehr werden gesellschaftliche Einflüsse zur Geltung auf das Werturteil des Produzenten kommen, welches dann in der Hauptsache nur noch über das Werturteil der Konsumenten indirekt vom Vorrat beeinflußt wird.

So drängt sich uns jetzt auch der Unterschied notwendig auf

zwischen der für den bloßen Unterhalt produzierenden Konsumwirtschaft und dem — kapitalistischen Betrieb.

Wir können die Motive für dieses völlig verschiedene Wirtschaften für diese Umstellung des Denkens und — des Werturteils nicht besser darstellen, als nach der meisterhaften Schilderung, die Sombart uns von der „Genesis des kapitalistischen Geistes" gegeben hat[1]).

Ein als „Mittel zur Gewinnung des Lebensunterhaltes betrachtetes alltägliches Tun" wird „in das Verhältnis des Mittels zu einem anderen gänzlich heterogenen Zweck gestellt", die bloße „wirtschaftende Tätigkeit" wird „zum Mittel des Geldmachens". Wir glauben darin eine Bestätigung unserer Ergebnisse erkennen zu dürfen.

So erklärt sich nicht nur alle kapitalistische Tätigkeit, sondern auch die Bewertung im kapitalistischen Betrieb, das rein rechnerische, sachliche „Kalkulieren". Sie geht auf Gelderwerb aus, nicht um das Geld zur unmittelbaren Konsumption, sondern als Spar- und Vermögensgut[2]) aufzuhäufen und zu besitzen.

Nur so ist der kapitalistische Betrieb zu verstehen, der nicht mit Rücksicht auf eigenen Konsumptionsbedarf, sondern von vornherein für fremden produziert, angetrieben von der Begierde nicht nach Konsumptionsgütern in Geldform, sondern nach Geld — als Macht. Nur weil seine Bewertung von eigenem Vorrat und Konsumptionsbedürfnissen unabhängig geworden ist, muß und kann der kapitalistische Unternehmer völlig sachlich „kalkulieren", sich vollkommen den Bedürfnissen und Schwankungen des Marktes anpassen!

Ist so die Produktion nicht von vornherein auf eigenen, sondern auf fremden Bedarf eingestellt, wird kapitalistisch produziert, so wird der Produzent, so lange er das Geld nicht zur Konsumption braucht, auch die Ware nicht nach seinem Gesamtgütervorrat bewerten.

Allerdings kommt die Beschränkung der Güter und Produktionsmittel durch die Natur zur Geltung — aber in anderer Weise. Sie wirkt erhöhend auf Bewertung der Güter bzw. Produktionsmittel durch den Produzenten — aber nicht direkt. Sein Werturteil ist in stärkster Weise gesellschaftlich beeinflußt, beruht auf dem Markte. Er muß es auf die Werturteile der Konsumenten einstellen und so auf den Preis des Substitutionsgutes. Er bewertet nicht

[1]) Der moderne Kapitalismus I, S. 388 und S. 381.

[2]) In dem oben (S. 39) angedeuteten Sinne der Vorstellung des Vermögensschatzes, auch wenn in Wirklichkeit das ausgeliehene Geld zirkuliert.

nach der Verwendungsart für eigene Zwecke, sondern für Bedürfnisse der Konsumenten, da sein Bedürfnis nur auf dem Geldbedürfnis schlechtweg um des Geldes willen beruht. Und so wird nur indirekt, durch gesellschaftliche Beeinflussung der von Natur beschränkte Vorrat an Produktionsmitteln oder Naturprodukten auf sein Werturteil Einfluß haben, soweit er das Werturteil der Konsumenten nach seiner Meinung erhöhen muß oder erhöht hat. Bei im Vorrat von der Natur beschränkten Gütern wird also immer der Vorrat zur Geltung kommen — aber nicht in so absoluter und einfach mechanischer Weise, wie die Grenznutztheorie lehrt.

Nur wenn wir nach Käufer- und Verkäufergruppen und schließlich nach Wirtschaftsgruppen getrennt untersuchen, werden wir nicht zu einer Messung — aber zu einer richtigen Würdigung stofflicher und gesellschaftlicher Einflüsse auf das Werturteil kommen. Entscheidend für die Stärke stofflicher und gesellschaftlicher Einflüsse wird die mehr oder weniger kapitalistische oder auf Konsum eingestellte Form der Einzelwirtschaft sein, deren Kennzeichen uns Sombart in seinem „modernen Kapitalismus" entwickelt hat[1]). Nicht der Versorgungsstand des Unternehmers und auch nicht allein die Größe des Betriebs, als vielmehr dessen Einstellung und Zweckrichtung geben uns Anhaltspunkte dafür.

§ 6.

Bewertung von Gütern, deren Vorrat nur durch die Gesellschaft beschränkt ist. (Die Bildung des statischen Konkurrenzpreises.)

a.

Kommen wir nun zur Untersuchung des Wertes beliebig reproduzierbarer Güter, so müssen wir vorher darauf hinweisen, daß auch, wenn wir uns auf den allgemeinen gesellschaftlichen Standpunkt stellen, deren Vorrat letzten Endes beschränkt ist, sei es durch endliche Begrenzung des Vorhandenseins der von Natur gegebenen Produktionsmittel, oder der menschlichen Arbeit. Und sowie eine solche Beschränkung sei es durch zeitweisen allgemeinen Mangel von Arbeitskräften oder Produktionsmitteln, sich für die einzelnen Individuen fühlbar macht, dann handelt es sich um keine beliebig

[1]) Bd. I, S. 6ff., 18ff., 195ff. Vgl. besonders die Kapitel „Wirtschaft und Betrieb", „Betrieb und Betriebsformen" sowie „Begriff und Wesen des Kapitalismus".

reproduzierbaren Güter mehr, auch im gesellschaftlichen Sinne; und die Beeinflussung durch den Vorrat im oben angedeuteten Sinne tritt ein.

Gehen wir aber vom Standpunkte des Individuums aus, so werden demselben beliebig reproduzierbare Güter immer durch gesellschaftliche Beschränkung der von Natur in gewissem Sinne unbeschränkt vorhandenen Produktionsmittel nicht beliebig zur Verfügung stehen. Entweder würde eine gesellschaftliche Beschränkung der Arbeitskraft oder der Naturprodukte oder beider vorhanden sein — während gerade solche Güter, die vom gesellschaftlichen Standpunkte aus als Monopolgüter gelten würden, ihm für seine Person beliebig reproduzierbar erscheinen könnten.

Die Bezeichnung „beliebig vertretbare Güter", die z. B. Oppenheimer bevorzugt, ist deswegen wohl mehr angebracht. Sie drückt aus, daß es sich in diesem Falle um Güter handelt, deren Produktionsmittel von Natur beliebig zur Verfügung stehen, aber doch durch die Gesellschaft soweit beschränkt sind, daß jeder sie sich nur um einen Preis, um ein Entgelt verschaffen kann.

Betrachten wir nun das isolierte Individuum der Grenznutztheorie, so hat sicher die Wiener Schule recht, wenn sie behauptet, daß sein Werturteil über beliebig reproduzierbare bzw vertretbare Produkte ihm abhängt von den Produktionskosten, daß diese aber wiederum durch Nutzenschätzung und zwar die Nutzenschätzung der Produkte bestimmt sind.

Die Wiener Schule behauptet nun, daß das Individuum den Nutzen der Produktionskosten nach seinem Nutzen des letzten daraus herstellbaren Produkts, des Grenzprodukts schätzen müsse[1]). Aber sein Nutzen des Grenzprodukts ist doch nicht von ihm allein bestimmt, sondern auch durch den Preis von der Gesellschaft begrenzt bzw. bestimmt. Und so wird das Individuum je nach seiner wirtschaftlichen Einstellung und Lage durch den Preis nicht nur des Grenzprodukts, sondern aller aus ihnen herstellbaren Produkte in seiner Nutzenschätzung für die Produktionskosten mehr oder weniger beeinflußt werden. Auch das auf Konsum und Sättigung eingestellte Individuum, das allein die Grenznutzschule zur Untersuchung heranzieht, wird in seiner Wirtschaft nicht nur bei Schätzung der Produkte sondern auch der Produktionskosten mehr oder weniger von deren Preise beeinflußt.

Die Beschränkung des Vorrats wird sich ihm als Preis für

[1] Vgl. Böhm-Bawerk, Grundzüge S. 69ff. u. S. 538/39ff.

Arbeit und Produktionsmittel darstellen und an diesen Preisen wird es seine Nutzenschätzung für dieselben nach den Preisen der daraus herstellbaren Produkte vornehmen. Unendlich große oder minimale Grenznutzenschätzungen werden durch den Preis modifiziert, wenn auch nicht nivelliert.

Auch für den auf Konsum gestellten Produzenten beliebig vertretbarer Güter werden Preise von Produktionsmitteln und daraus herstellbaren Produkten seine im übrigen durch den gesamten Versorgungsstand seiner Wirtschaft bestimmte Nutzenschätzung beeinflussen. Seine Schätzung wird nicht isoliert, sondern mehr oder weniger gesellschaftlich abhängig sein.

Sehen wir nun vom Produzenten der Arbeit, dem auf Konsum gestellten Arbeiter ab, der seine im gesellschaftlichen Sinne beliebig vertretbare Ware nach der Nutzenschätzung der Produktionsmittel, der Lebensmittel, die er zur Produktion seiner Ware braucht, beurteilt, aber wiederum sowohl von Preisen derselben als vom Preise seines Produktes gesellschaftlich mehr oder weniger beeinflußt wird, — so müssen wir doch erkennen, daß bei beliebig vertretbaren Gütern in der Regel nicht für Konsumptionsbedarf, sondern kapitalistisch produziert wird.

Wenn wir kleine handwerksmäßige Betriebe ausnehmen, bei denen es sich z. T. wieder um Monopole auf Grund besonderer persönlicher oder örtlicher Qualifikationen handelt, können wir behaupten, daß nicht nur von vornherein auf fremden Bedarf, sondern auch kapitalistisch produziert wird, nicht um Geld zu Konsumptionszwecken, sondern um Geld als Vermögen, als Macht, Reichtum oder zur Vergrößerung des Betriebes zu gewinnen.

Sobald nicht der unmittelbare Konsumbedarf der eigenen Person und Wirtschaft aus dem Produkt befriedigt werden soll und solange der Vorrat an Produktionsmitteln für den einzelnen nur als gesellschaftlich beschränkt durch den Preis erscheint, basiert auch die Wertschätzung der Ware auf dem Geldbedürfnis schlechtweg und eigener Vorrat an Ware und Gesamtgütervorrat beeinflussen diese nicht.

Die wiederum vom Preis aller aus ihnen herstellbaren Produkte beeinflußte Schätzung der Produktionskosten ist ein rein rechnerischer Vergleich der aufgewandten Opfer zum erwarteten Nutzen. Bestimmend für die Bewertung der Ware werden aber infolge der gesellschaftlichen ganz marktwirtschaftlichen Einstellung und der völligen Abhängigkeit vom Markt nicht die eigenen Produktionskosten, sondern die — Produktionskosten der Konkurrenz

sein; denn nur soweit sind sie nützlich für den Gelderwerb. Die Ware ist dem kapitalistisch kalkulierenden Produzenten gleichbedeutend mit einer aufgewendeten Geldsumme, die ihren Wert je nach der Wertschätzung des Marktes (der Konkurrenten und der Konsumenten) vergrößern, verringern oder verlieren kann. Sein Werturteil über die produzierte Ware ist nicht nur „außerordentlich niedrig" wegen einer seinen „Bedarf weit übersteigenden Überfülle von Waren", wie Böhm-Bawerk[1]) meint — es ist überhaupt nicht mehr selbständig.

Die unersättliche von Konsumptionsbedürfnissen der eigenen Person unabhängige *auri sacra fames* des kapitalistischen Produzenten erzeugt diese sachliche rein rechnerische Bewertung von Preisgut und Ware.

Um die Beweisführung an dieser Stelle nicht zu unterbrechen, können wir hier allerdings noch nicht die Frage erörtern: gibt es eine wertgeschätzte Substanz, bzw. muß eine wertgeschätzte Substanz die Grundlage des Geldwertes bilden? Die Untersuchung, wie Geld- und Goldwert durch stärkste gesellschaftliche Beeinflussung zu erklären sind, bei der trotzdem stoffliche Einflüsse immer mitspielen, kann erst später in Angriff genommen werden.

Trotzdem berechtigen uns die vorhergegangenen Untersuchungen zu behaupten: Das Geldbedürfnis ist vom Vorrat unabhängig, sobald das wertvolle Preisgut nicht augenblicklich zum Konsum verwendet werden muß. So ist auch der Punkt, von dem ab der einzelne Mensch aufhört für den unmittelbaren Konsum zu wirtschaften und anfängt Vermögen zu bilden und kapitalistisch zu wirtschaften und zu kalkulieren, nicht so sehr vom Gesamtgütervorrat und Versorgungsstande, als von der Individualität und Wirtschaftsgruppe abhängig.

Die Produktion beliebig vertretbarer Güter geht nun, wie wir erkannten, in der heutigen Gesellschaftsform in der Mehrzahl der Fälle kapitalistisch vor sich; und auch schon vom rein technischen Standpunkt aus wird zur Fabrikation eines bestimmten Artikels; wie schon Marx erkennt, ein bestimmtes Kapital erforderlich sein. So dürfen wir auch annehmen, daß beim Produzenten die Bewertung in der Regel sachlich, kalkulatorisch erfolgen wird[2]).

[1]) Grundzüge S. 521.

[2]) Es muß darauf hingewiesen werden, trotzdem wir diese Tatsache so häufig beobachten können, daß schließlich beim kapitalistischen Unternehmer in den meisten Fällen ein Trennungsstrich zu ziehen ist zwischen seiner Konsumwirtschaft und seinem Betrieb. Während er in diesem streng rationell zu kalkulieren gewohnt ist, kann er in seinem persönlichen Konsumbedarf das gerade Gegenteil tun, bzw. infolge gesellschaftlichen Einflusses zu scheinbar sehr unrationellen Luxusausgaben kommen.

Absolut gleich wird natürlich auch beim kapitalistischen Unternehmer das Bedürfnis nach dem wertvollen Preisgut nicht sein. Aber diese verschiedene Intensität wird sich weniger in verschiedener Bewertung des Preisguts, als in der mehr oder minder großen Intensität des Betriebes äußern. Ferner wird, da trotz rechnerischer sachlicher Bewertung des Geldes eine Sättigung des Geldbedürfnisses nicht angenommen werden kann, auch das Produktionsbedürfnis unbegrenzt sein, sobald ihm von Natur eine Grenze nicht gezogen ist. Diese besteht bei der Produktion beliebig vertretbarer Güter nur im Vorrat bzw. der Verfügungsgewalt über Geld (Kredit). Und so wird auch der Milliardär in Geldverlegenheit kommen können.

So kann in jedem kapitalistischen Betrieb der Punkt eintreten, an dem die rein rechnerische Bewertung des Geldes aufhört — weil Konsumptionsbedürfnisse zu dem Geldbedürfnis um des Geldes Willen hinzutreten.

Allerdings werden es im kapitalistischen Betrieb weniger und erst in letzter Linie Konsumptionsbedürfnisse des Unternehmers, sondern vielmehr Konsumptionsbedürfnisse des Betriebes sein, die in Frage kommen. Und für diese sind nicht so sehr der gesamte Vermögensstand und die Bedürfnisse des Unternehmers sondern die Liquidität des Betriebes entscheidend.

Entsprechend der Dringlichkeit dieser Konsumptionsbedürfnisse (die meistens Produktions- bzw. Unterhaltsbedürfnisse des Betriebes sind) verstärkt sich nach Maßgabe der Geldknappheit die sonst im allgemeinen gleiche sachliche Bewertung des Preisgutes; und damit verringert sich diejenige der Ware.

Bei Angst- und Notverkäufen wird also die Stofflichkeit die Bewertung des Preisguts wie der Ware entscheidend beeinflussen. Das Kennzeichen wird die nicht nur vom Gesamtvorrat des bzw. der Unternehmer, sondern auch von Kreditverhältnissen abhängige Liquidität des Betriebes sein. Der liquide Betrieb, bzw. der Unternehmer in günstigen Zahlungs- und Kreditverhältnissen, wird die Ware zurückhalten können, der ungünstiger gestellte sie abstoßen müssen.

Dieser Umstand darf nicht vernachlässigt werden, wenn wir jetzt zur Untersuchung des statischen Preisverlaufs übergehen.

Sie wird uns schließlich auch die Erklärung abgeben für das Beruhen desselben auf dem Grenzbeschaffungswert.

b.

Wenn wir behaupten, daß der gesellschaftliche Wert entsteht durch einander beeinflussende individuelle Werturteile, so müssen wir auch die Tendenz zur Statik des Preises beliebig vertretbarer Güter auf dem Punkte der Produktionskosten nachweisen, die wir einstweilen als Erfahrungstatsache konstatieren.

So wollen wir darstellen, wie das Spiel des statischen Preises zustande kommt aus sich gegenseitig beeinflussenden individuellen Werturteilen der Konsumenten und Produzenten. Während der individuelle Wert des Preisgutes für den Produzenten als Vermögensgut in der Regel bei Liquidität objektiv und sachlich sein wird, wird für den Konsumenten das Preisgut Konsumptionsgut sein und sein Wert je nach dem Vorrat schwanken.

Wir müssen um den Vorgang klarer darzustellen zunächst isolierer nach dem Vorbilde v. Thünens, das uns Oppenheimer empfiehlt. Abstrahieren wir aber von sachlicher und persönlicher Qualifikation, so können wir wohl bei allen Konsumenten die Bewertung des Preisgutes als gleich annehmen und ebenfalls bei allen Produzenten. Jedoch werden wir bei den Produzenten niemals eine Sättigung des Geldbedürfnisses zur Voraussetzung machen dürfen.

Wir wählen — nach dem Vorbilde Karl Marx' — Stiefelwichse, gewiß einen beliebig vertretbaren Artikel in dem von uns oben klargelegten gesellschaftlichen Sinne. Die endliche, von der Natur gegebene Beschränkung der Produktionsmittel macht sich allgemein nicht geltend und für den einzelnen ist eine Grenze nur in der gesellschaftlichen Beschränkung durch den Preis gegeben.

Eine beliebige Anzahl von Produzenten, denen das gleiche Kapital zur Verfügung steht, wirft sich auf die Fabrikation von Stiefelwichse. Auch die Konsumenten haben nach Maßgabe ihrer gleichen Qualifikation alle die gleiche Gelegenheit zum Erwerb der Ware und im allgemeinen den gleichen Bedarf danach.

Einer der in Frage stehenden Produzenten ist Erfinder der Stiefelwichse, jedoch besteht kein Patent, kein Unterschied sachlicher und persönlich-technischer Qualifikation, sowie der Vorteile des Standorts der Industrie.

Allerdings können wir alle diese Unterschiede nur zum Zwecke

klarerer Darstellung eliminieren — aber nur, um sie später wieder einzuschalten und der Wirklichkeit entsprechend zu schildern.

Zunächst wird der erste Fabrikant der Stiefelwichse den Wert seines Produkts nach dem nächsten Substitutionsgut schätzen, sagen wir Stiefelfett; und zwar nach dem Preise desselben, in dem sich die Wertschätzung des Marktes, der Konsumenten und Produzenten desselben ausdrückt.

Nur als Vergleich zu dem erhofften Preise seines Produkts, nur um die Größe der erhofften Geldsumme festzustellen, zieht er die eigenen Produktionskosten heran. Nur insoweit, als eine jede Nutzenschätzung einen Vergleich zu den aufgewendeten Produktionskosten in sich schließt, bilden sie das Vergleichsmoment — aber nicht den Bestimmungsgrund. Das ausschlaggebende Moment für die Höhe der Bewertung ist vielmehr der Marktpreis des Substitutionsguts.

Die Wertschätzung des ersten Konsumenten für das neue Produkt wird bestimmt durch seine augenblickliche individuelle Wertschätzung des Substitutionsgutes, ferner durch Wertbeeinflussung von seiten des Fabrikanten (Anpreisung, Reklame) korrigiert durch eigene Erprobung der Eigenschaften des neuen Fabrikats. Schließlich durch Vorrat und Mangel an Gütern überhaupt und dem in Frage stehenden Fabrikat bzw. dem Substitutionsgut. Also Beeinflussung des Werturteils durch Stofflichkeit (qualitativ und quantitativ) und Fabrikant (qualitativ).

Der zweite und der folgende Konsument werden schon in ihrem Werturteil beeinflußt durch das individuelle Werturteil des ersten; und so fort die der folgenden Konsumenten durch die der ersten, soweit sie ihnen bekannt werden und sie ihnen Einfluß gewähren. Schließlich wird der Marktpreis, der sich bildet, alle die individuellen Wertschätzungen der Konsumenten beeinflussen: jeder Konsument wird seiner Nutzenschätzung den Marktpreis zugrunde legen bzw. in der Höhe seines Werturteils von ihm beeinflußt werden. Der Marktpreis ist hier noch „laufender Preis" nach der Oppenheimerschen Unterscheidung

Er wird „statischer Preis", sobald der Artikel eingeführt ist, bei völlig freier Konkurrenz „statischer Konkurrenzpreis".

Es besteht kein Patent, kein Fabrikationsgeheimnis, sachliche und persönliche Qualifikation sind verabredungsgemäß ausgeschaltet.

In diesem Falle richtet der erste Fabrikant seine individuelle Wertschätzung nicht mehr nach der Wertschätzung des Substitu-

tionsgutes bzw. des neuen Fabrikats durch die Konsumenten, sondern auch und in erster Linie nach der Wertschätzung der konkurrierenden Fabrikanten, die wiederum nach seiner Wertschätzung sich richtet. Die Wertschätzung der Fabrikanten basiert aber auf dem gleichen Bedürfnis nach Geld.

Der erste Fabrikant weiß, daß auch der Konkurrent die Stiefelwichse fabriziert, um Geld damit zu verdienen, daß der bzw. die Konkurrenten so bewerten werden, daß sie mehr Geld eintauschen, als sie aufwendeten um das Fabrikat zu erzielen.

Er bewertet von nun an sein Fabrikat nicht nach seinen Produktionskosten, sondern nach den Preisen und Produktionskosten der Konkurrenten. Denn er weiß, daß der Konkurrent sobald und solange er konkurriert, nicht ohne Zwang unter seinen Produktionskosten verkaufen wird, daß er aber, sobald er nur um ein Geringes über den Produktionskosten verkauft, doch einen entsprechenden Gewinn machen kann, wenn er nur eine genügend große Menge davon absetzen und herstellen kann.

Er weiß, daß die geringste Wertbemessung des einzelnen Stücks einen um so größeren Absatz ermöglicht und einen ebenso großen oder größeren Verdienst verspricht. Ferner weiß er, daß bei höherer Wertbemessung als der der Konkurrenz der Absatz schwierig, ja unmöglich wird, weil die einzelnen Werturteile der Konsumenten vom Marktpreis, dem Preis und der Wertbemessung der Konkurrenz in stärkster Weise beeinflußt werden. Er kann jetzt innerhalb seines Werturteils seine eigenen Produktionskosten nur insoweit als „nützliche Kosten" bewerten, als sie die des Konkurrenten nicht übersteigen.

So verliert die Wertschätzung der Konsumenten immer mehr den unmittelbaren Einfluß auf das individuelle Werturteil des Produzenten und gibt schließlich diesen Einfluß ganz ab an die Werturteile der konkurrierenden Fabrikanten. Die Werturteile der Produzenten beeinflussen einander gegenseitig und müssen sich immer mehr herabdrücken. Sie sind, wie wir sahen, gegründet auf das gleiche Geldbedürfnis, das ohne Grenze ist und einen immer größeren Verdienst verlangt. Dieser ist bei völlig freier Konkurrenz nur möglich durch größeren Absatz und bei geringerer Bewertung des einzelner Stückes. Und je mehr die Wertschätzungen einander gegenseitig herabdrücken, eine um so größere Produktenmenge muß fabriziert und abgesetzt werden um entsprechenden Gewinn zu erzielen.

So könnte man jetzt versucht sein, zu folgern die stoffliche

Wertbeeinflussung (geringe Bewertung der stofflichen Eigenschaften für eigenen Bedarf, immer größer werdender Vorrat) könnte nun auch ihrerseits den Wert herabdrücken. Solange aber kein Konsumbedarf an Geld vorhanden ist, wirkt der Vorrat nicht auf das Werturteil und der Fabrikant würde niemals diesen für ihn äußerst geringen „Grenznutzen" des eigenen Fabrikats seiner Bewertung desselben zugrunde legen, wenn die Wertschätzung bzw. die Preise und Produktionskosten der Konkurrenz höher sind.

Den bestimmenden Einfluß hat das Werturteil der Konkurrenz. Da, wie ausgeführt, die Wertschätzung der Konsumenten (bei regelmäßigem Verlauf) auf das Werturteil des Fabrikanten keinen unmittelbaren Einfluß mehr hat, werden die Wertschätzungen der Konkurrenten einander immer weiter herunterdrücken.

Schließlich, da eine immer größere Produktenmenge erzielt werden muß, um bei der immer geringer werdenden Bewertung Verdienst zu erzielen, wird das ganze Kapital für die Produktion aufgewendet. Nun tritt erhöhter Bedarf nach Geld ein. Zum gleichmäßigen Bedürfnis nach Geld als Vermögensgut tritt der Bedarf nach Geld als augenblickliches Konsumptionsgut hinzu.

Und so tritt der Augenblick ein, in dem die Wertschätzung des Preisgutes auf seiten der Produzenten so stark wird, daß sie die Ware zu den Produktionskosten bewerten, um Geld zu bekommen. Schließlich wird der augenblickliche geringere Geldgewinn gleich oder höher bewertet, als eine aufgewendete höhere Summe desselben, die durch entwertete Ware dargestellt wird. Der Produzent wird unter den Produktionskosten bewerten.

Die aufgewendeten Produktionskosten bzw. Opfer sind nur soweit nützlich, als Geld für sie erzielt werden kann, auch wenn diese Summe geringer ist, als die aufgewendete. Es entsteht ein immer größerer Bedarf nach Geld, der nach Maßgabe des Vorrats bzw. der Knappheit daran auf die höchste Höhe steigt, da es als Konsumptionsgut gebraucht wird.

Sowie aber dieser Zustand, diese höchste Höhe erreicht ist, veranlaßt diese höchste Schätzung des Preisguts die Fabrikanten, sich anderen Fabrikationen zuzuwenden, bzw. die Fabrikation einzustellen[1]).

Dadurch wird der Vorrat der Konsumenten so stark verändert, daß die stoffliche Wertbeeinflussung (Mangel bei gleichbleibender

[1]) In Wirklichkeit bei verschiedener persönlicher und sachlicher Qualifikation natürlich starker Einfluß der Liquidität. Daher nur Abwanderung der am ungünstigsten Produzierenden und allmähliches Fallen.

Schätzung der Qualität) die gesellschaftliche durch den Marktpreis verursachte Beeinflussung ihres individuellen Werturteils, so verdrängt, daß nun dasselbe den vorhergehenden Marktpreis weit übersteigt und von stärkstem Einfluß — auch auf das Werturteil der Produzenten werden muß; bis zu einem Maximum, von dem ab es wieder von dem Werturteil der konkurrierenden Produzenten abgelöst wird.

So wird der statische Konkurrenzpreis durch das dauernde Spiel der gegenseitigen Wertbeeinflussungen hervorgerufen. Die einzelnen individuellen Werturteile beeinflussen einander gegenseitig und werden wiederum von ihrer Gesamtheit beeinflußt. Der Grund, daß der Preis um die Produktionskosten schwanken muß, ist die unersättliche vom Vorrat an sich unabhängige Geldbegierde von seiten der Produzenten und die gegenseitige Beeinflußbarkeit der einzelnen Werturteile.

Die Bedürfnisse des Menschen, nicht objektive mechanische Ursachen bedingen die Werthöhe auch beim statischen Preis; und deswegen können auch Veränderungen der Bedürfnisse der Konsumenten, die nicht durch den Vorrat bedingt sind, jederzeit zu Einfluß gelangen und können den regelmäßigen Verlauf des statischen Schwankens in jedem Augenblick durchkreuzen. Es können jederzeit nicht nur Natureinflüsse, sondern auch starke gesellschaftliche Einflüsse das Werturteil der Konsumenten verändern: Genau so wie stoffliche Wertbeeinflussung durch den Vorrat den gesellschaftlichen Wert von einem Minimum dem Maximum entgegentreibt, so können auch soziale Wertbeeinflussungen stärkerer Art (Mode, Spekulation, Reklame) die Wertschätzungen der Konsumenten so sehr verstärken, daß sie unabhängig vom statischen Verlauf auf die Werturteile des Produzenten Einfluß gewinnen. Allerdings werden sie immer wieder aufgelöst durch die auf der unersättlichen Begierde nach dem wertvollen Tauschmittel basierende nie ruhende Konkurrenz; und das Spiel beginnt von neuem.

c.

Trotzdem wir im Verlauf der isolierten Untersuchung mehrfach erkennen mußten, daß bei Ausschaltung persönlicher und sachlicher Qualifikation die Darstellung der Wirklichkeit nicht entsprechen kann, wollen wir uns einen Teil des Vorganges noch einmal verdeutlichen ohne unsere Voraussetzungen schon fallen zu lassen.

Bewertet der zweite oder einer der anderen Konkurrenten die

Stiefelwichse unter den Produktionskosten — bei Ausschaltung der Qualifikationen kann das nur eintreten, wenn das Geldbedürfnis bei allen Produzenten sein Maximum erreicht, oder davon unabhängig, durch die eben erwähnten sozialen Einflüsse die Wertschätzung der Konsumenten plötzlich sinkt — so wird der erste Produzent folgen müssen, auch wenn seine aufgewendeten Kosten höher sind.

Er kann allerdings versuchen, — diese Abschweifung sei uns gestattet — den gesellschaftlichen Wert seines Fabrikats durch Wertbeeinflussung der individuellen Werturteile der Konsumenten zu erhöhen bzw. durch qualitative augenblicklich zweckentsprechende Verbesserungen. Aber diese Erhöhungen sind eben verschleierte „Monopole", sollen sie von Dauer sein. Sind sie es nicht, ist der Produzent gezwungen unter den eigenen Produktionskosten zu bewerten. Auf die Dauer wird also ein Produzent nur konkurrieren können, wenn er auch im Minimum noch auf solche Wertbeeinflussungen hofft, die den statischen Verlauf durchbrechen können und nur dann, wenn — sachliche oder persönliche Qualifikation ihm gestatten Monopole aufzurichten. Sonst muß er als Konkurrent ausscheiden.

So ist also dauernde freie Konkurrenz nicht denkbar ohne Verschiedenheit sachlicher oder persönlicher Qualifikation. Sonst würden eben sämtliche Konkurrenten zugleich die Fabrikation aufgeben müssen.

Von dem Punkt ab, an dem das Geld Konsumptionsgut wird und die Produzenten gezwungen sind, unter den eigenen Kosten zu bewerten, könnten sie ohne Kapital nicht weiter produzieren; und verfügten alle über das gleiche Kapital, so würden sie alle auf einem Punkt die Produktion abbrechen müssen. Schalten wir nicht die verschiedene Qualifikation ein, so müßte es zu einem gleichzeitigen ruckartigen Abbruch der Produktion und infolgedessen zu einem ruckartigen Steigen des Preises vom Minimum auf das Maximum kommen.

Nur das Vorhandensein von Kapital und die verschiedene Qualifikation ermöglichen ein teilweises Zurückhalten des Produkts durch besser qualifizierte Produzenten, ein längeres Produzieren und Verkaufen schließlich unter den Produktionskosten, und verursachen so das allmähliche gleichmäßige Fallen und Steigen des statischen Preises unter gewissen Voraussetzungen um die Produktionskosten.

Das ist ein Beweis dafür, daß die Bildung des statischen Preises in der Form allmählichen Schwankens, wie es in der Wirklichkeit beobachtet wird, nur bei ungleicher sachlicher und persönlicher

Qualifikation möglich ist; daß also der statische Verlauf nicht mechanisch aus einer Statik heraus erklärt werden kann. Die Statik des Preises, oder besser sein statischer Verlauf in der Wirklichkeit wird nicht nur immer von der Dynamik wieder durchkreuzt, sondern er beruht auf ihr. Und so wird auch immer eine Erklärung des statischen Verlaufs, die der Wirklichkeit entsprechen soll, aus der Statik heraus unbefriedigend sein müssen. Der statische Preis kann nur durch Dynamik entstehen und nur aus ihr heraus erklärt werden.

Und wenn wir die Wirklichkeit voll zur Geltung kommen lassen, sachliche und persönliche verschiedene Qualifikation berücksichtigen, erkennen wir, daß die Wertbeeinflussung, wenn auch in verschiedenem Grade, tatsächlich vorhanden sein muß.

Der statische Konkurrenzpreis wird nämlich erfahrungsgemäß bestimmt durch die Höhe des Grenzbeschaffungswertes, die Produktionskosten des am ungünstigsten produzierenden Fabrikanten.

Wenn wir die Wirklichkeit betrachten, in der bei verschiedener Qualifikation das gegenseitige Herabdrücken der Wertschätzungen der Produzenten als gegenseitiges allmähliches Vorfühlen vor sich geht, verstehen wir, daß die Initiative in diesem Kampf nicht von demjenigen Produzenten ausgehen wird, der am ungünstigsten produziert. Er wird ohne zwingende Notwendigkeit nicht unter die eigenen Produktionskosten heruntergehen in seiner Schätzung, da er ja innerhalb seines Werturteiles, seiner Nutzenschätzung, immer zuerst einen Vergleich zu den eigenen Produktionskosten ziehen muß und wird. Und erst infolge der Konkurrenz kommen die fremden Produktionskosten für die Nützlichkeit seiner eigenen in Frage.

Andererseits werden die günstiger produzierenden Fabrikanten, sobald sie sehen, daß noch zu Preisen verkauft wird, die ihre eigenen Produktionskosten übersteigen, nicht unter diese mit ihrem Werturteil heruntergehen und die ungünstiger arbeitende Konkurrenz unterbieten, so lange sie günstig produzieren, d. h. für den möglichen Umfang ihres Betriebes genügenden Absatz haben.

Solange der am ungünstigsten Produzierende produzieren und verkaufen kann, als Konkurrent zu existieren vermag, wird im Konkurrenzkampf der sich gegenseitig herabdrückenden Wertschätzungen sich das Werturteil der günstiger gestellten Produzenten stets auf sein mühsam hochgehaltenes Werturteil, seinen „Grenzbeschaffungswert" einstellen.

Die Tendenz geht nun, — falls nicht, wie es in der Wirklichkeit geschieht aus dieser Notwendigkeit heraus es zur Bildung von Kartellen kommt, — bei völlig freier Konkurrenz, wie gezeigt wurde, dahin, die Werturteile unter die Produktionskosten herabzudrücken, weil die Begierde nach dem Macht- und Vermögensgut unersättlich ist.

Die Produktionskosten bilden daher auch in Wirklichkeit nicht den Gravitationspunkt, sondern nur einen Kreuzungspunkt, der erfahrungsgemäß oft nicht in der Mitte, sondern oberhalb derselben liegt.[1])

Die günstiger produzierenden Konkurrenten werden mit ihren Wertschätzungen trotzdem heruntergehen, werden versuchen, ihren Absatz zu vergrößern. Dann muß der bisher am ungünstigsten Produzierende als Konkurrent ausscheiden, da er ja sachlich am ungünstigsten qualifiziert ist; — immer aber werden die Werturteile auf dem Grenzbeschaffungswert eines am ungünstigsten Produzierenden basieren.

Der gesellschaftliche Wert bestimmt sich nicht infolge selbständiger von einander unabhängiger Grenznutzenschätzungen, ist auch nicht autogen durch rein objektive Ursachen entstanden, sondern durch einander beeinflussende wiederum von ihrer Gesamtheit beeinflußte Werturteile.

d.

Keineswegs beweist aber der „Grenzbeschaffungswert", daß persönliche oder sachliche Qualifikation, sobald sie eine zweckentsprechende Verbesserung des Produkts bedeuten, nicht Werterhöhung hervorrufen könnte.

Daß sie das auch bei beliebig vertretbaren Gütern kann, wenn

---

[1]) Infolge der Unbeweglichkeit des investierten Kapitals und verschiedener sachlicher Qualifikation wird oft sehr lange unter den Produktionskosten produziert und bewertet, vgl. G. Cassel („Ausgangspunkte der theoretischen Ökonomie", Zeitschr. f. d. ges. Staatswissenschaft, 58. Jahrg., H. 4, S. 672), „Kapital besitzt nicht die Beweglichkeit . . . die da vorausgesetzt wird . . . Es läßt sich bei den meisten Unternehmungen gar nicht zurückziehen . . . auf diesem Wege kann die freieste Konkurrenz auch dahin führen, daß . . . dauernd unter den Produktionskosten hergestellt wird", vgl. auch Wiedenfeld a. a. O., „Intensität des Betriebes, daß die Produktionskosten kaum noch eine Grundlage . . . . abgeben: Es wurde ein Zufallsmoment ob . . . Werk Gewinne herauswirtschaftete (S. 65).

auch nicht auf die Dauer, erwähnten wir schon. Aber persönliche Qualifikation kann eben auch ein durch freieste Konkurrenz nicht auszugleichendes Monopol darstellen in Form einer besonderen Geschicklichkeit, die den Produkten höheren Wert sichert und an sich beliebig reproduzierbare Güter auf die Dauer aus dieser Kategorie herausheben kann. Im Oppenheimerschen Sinne wären das allerdings „Monopole", deren Einfluß auf die Wertbildung aus der statischen Gleichung abzuleiten wäre.

Wir geben eine werterhöhende Wirkung der Monopole bereitwillig zu, glauben aber, indem wir sie, wie die Okkupation der natürlichen, für Auswirkungen der Dynamik ansehen, ihre werterhöhende Wirkung nur durch den beeinflußten individuellen Wert erklären zu können, der die Statik der Preise, sowohl der statischen Konkurrenz-, als der statischen Monopolpreise, nur aus der Dynamik heraus erklärt — und gleichzeitig die laufenden Preise und dynamische Schwankungen.

Nicht die „objektiven" Produktionskosten, falls solche sich finden ließen, oder gar das objektive Maß von Arbeitsleistung bestimmen den statischen Preis. Die eigenen aufgewendeten Kosten sind nur der Kreuzungspunkt in dem Spiel der sich beeinflussenden Werturteile, der Punkt, von dem ab der Einfluß der individuellen Wertschätzungen der Konsumenten (bei regelmäßigem Verlauf) als ausgeschaltet erscheint und nur Werturteile der Produzenten einander immer tiefer herabdrücken.

Der Wert der eigenen Produktionskosten ist, wie ausgeführt, auch nur geschätzt, bestimmt sich nach den Preisen und dem Nutzen der aus ihnen herstellbaren Produkte, ist stofflich und gesellschaftlich beeinflußt.

Sie erscheinen genau wie das Produkt dem Produzenten nur als eine Geldsumme, sind stärkstens gesellschaftlich beeinflußt, sind ihm ein rein rechnerischer Vergleichungsmaßstab dafür, ob relativ auf die Geldeinheit ein Erfolg oder Verlust erzielt wird bzw. erzielt worden ist. Sie kommen für das Werturteil, wie ausgeführt nur in Betracht, soweit sie nützliche Kosten bzw. Opfer darstellen, spielen, wie wir gezeigt haben, eine nur sekundäre Rolle, sind nur innerhalb des stofflich und gesellschaftlich beeinflußten individuellen Werturteils von Gültigkeit und ein Teil desselben.

Gewiß ist der Grad der stofflichen oder gesellschaftlichen Beeinflussung, wie auf die Nutzenschätzung, das Werturteil überhaupt, so auch bezüglich der Einschätzung der Produktionskosten verschieden stark. Nicht in allen Fällen wird das Individuum die

Nützlichkeit der aufgewendeten Opfer so einschätzen, wie der kapitalistisch wirtschaftende und denkende moderne Fabrikant oder Kaufmann, dessen Werturteil — natürlich wieder nach der Persönlichkeit und Einstellung seines Betriebes differierend, der gesellschaftlichen Beeinflussung in höchstem Maße unterworfen ist.

Wenn z. B. ein Landwirt, oder bei beliebig vertretbaren Gütern ein Handwerker oder Handelsmann in der Schätzung seiner Produktionskosten sich nicht beeinflussen läßt durch den Marktpreis bzw. die Marktpreise des Produkts, wenn er anstatt die Produkte zum niedrigen Marktpreis zu bewerten, der seinen aufgewendeten Produktionskosten nicht entspricht, eine größere Menge für seine Lebenshaltung und die eigene Wirtschaft verbraucht, oder gar, wie es sich beobachten läßt, sie vernichtet oder verderben läßt, — so ist der Grund für diese „falsche" oder „unrationelle" Schätzung der geringe Grad gesellschaftlicher Beeinflussung seines gesamten Werturteils.

Ganz gewiß ist der Grad der gesellschaftlichen oder stofflichen Beeinflussung, sowohl des Werturteils als auch der Schätzung der Produktionskosten je nach der Individualität, je nach der mehr oder weniger marktwirtschaftlichen Einstellung verschieden stark. Nur in der Hoffnung auf Wertsteigerung der Produkte, nur wenn er glaubt, daß der Markt sie trotz der Preissteigerung aufnehmen wird, also sein individuelles Werturteil sich erhöht, wird der Produzent oder Händler die durch Verringerung des Vorrats oder Erhöhung der Preise vergrößerten Produktionskosten oder Opfer als „nützliche" einschätzen, bzw. nur wenn und soweit er sie als nützliche einschätzt sein Werturteil erhöhen. Ob er es korrigieren muß, ob der gesellschaftliche Einfluß es auf dieser Höhe beläßt oder herabdrückt und die stoffliche Beeinflussung verdrängt, oder von ihr verdrängt wird, — das ist einerseits abhängig von der Höhe der Wertschätzung der Konsumenten und schließlich vom Marktpreis der sich daraus gebildet hat; andererseits aber von der mehr oder weniger marktwirtschaftlichen Einstellung, die innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsform nicht vom Vorrat oder Gesamtgütervorrat so sehr, sondern vom Individuum und der Gruppe, der es sich einreiht, abhängt.

Die Einschätzung der Produktionskosten ist mehr oder weniger sachlich, objektiv, bildet einen Teil des Werturteils und ist denselben stofflichen und gesellschaftlichen Einflüssen unterworfen Und deswegen dürfen wir auch bei unserer Erklärung der Preisbildung, auch wenn die kapitalistische Bewertung im ganzen fast objektiv

genannt werden kann, sie keinesfalls als objektiv durch mechanische Arbeitsintensitäten gegebenes Moment in Rechnung ziehen, sondern nur stärkere oder schwächere Einflüsse von Stofflichkeit oder Gesellschaft auf ihre durch das Individuum entstehende Schätzung berücksichtigen.

Als wichtigstes Ergebnis aller voraufgegangenen Untersuchungen bleibt aber, ob wir isolieren oder verschiedene Qualifikationen einschalten, die Beobachtung bestehen, daß, sobald kapitalistisch produziert wird, das Geld als Macht- und Vermögensgut figuriert und nur in Ausnahmefällen bei Notverkäufen infolge schlechter Liquidität des Betriebes eine höhere mehr „subjektive" Bewertung der Einheit zu erkennen ist.

In allen anderen Fällen wird es mehr rechnerisch rein sachlich bewertet, wie auch infolgedessen die Bewertung der Ware mehr sachlich werden muß, da sie unselbständig und gewissermaßen unpersönlich wird.

Allerdings setzt nun die Verschiedenheit sachlicher und persönlicher Qualifikation voraus, daß nicht in allen Fällen von vornherein das Geld als Vermögensgut bewertet wird. Auch wenn von vornherein für fremde Bedürfnisse produziert wird, wird ein Teil wenigstens der Produzenten in der Bewertung des Preisguts sicher von Konsumptionsbedürfnissen beeinflußt werden. Und dieser Umstand könnte einer rein rechnerischen sachlichen Bewertung der Ware entgegenstehen. Jedoch wird die kapitalistische Konkurrenz auch ihr Werturteil in bezug auf die Geldeinheit nivellieren.

Auch der nur auf Konsum eingestellte Produzent beliebig vertretbarer Güter wird, falls er nicht durch örtliche oder rechtliche Monopole geschützt ist, gezwungen, sein für eigene Bedürfnisse nicht verwendbares Produkt nach den Bedürfnissen der Konsumenten und den Preisen bzw. Produktionskosten der Konkurrenz zu bewerten[1]). Schließlich wird auch bei ihm die Begierde nach Geld nicht mit der Befriedigung der Konsumptionsbedürfnisse aufhören; und so wird auch er durch gesellschaftlichen Zwang veranlaßt werden, Handeln und Denken und so das Werturteil kapitalistisch einzustellen.

Und je mehr der Betrieb sich kapitalistisch einstellt, desto stärker werden sich die gesellschaftlichen Einflüsse auf das Wert-

[1] Z. B. der Handwerker, Kleinhändler etc., der deswegen, falls nicht örtliche Monopole, persönliche Qualifikation oder gesetzliche Bestimmungen ihn schützen, die Konkurrenz mit dem kapitalistischen Betrieb einstellen muß.

urteil Geltung verschaffen, wird schließlich der reine kapitalistische Betrieb in seiner Bewertung ganz sachlich und unselbständig und sich völlig auf den Marktpreis einstellen. Naturgemäß müssen bei beliebig vertretbaren Gütern, deren Produktionsmöglichkeit und Absatz ganz von der Gesellschaft bestimmt ist, diese Einflüsse auch am stärksten und reinsten hervortreten.

Auch bei Gleichheit der Einkommen würde der Gelddurst fortbestehen. Auch bei Befriedigung aller Konsumptionsbedürfnisse würde die Konkurrenz nicht aufhören. Ein Dauerzustand der Statik ist nicht denkbar, zumal Eigentum bzw. Verfügungsgewalt über das Vermögensgut und verschiedene Qualifikation die Voraussetzung dafür bilden, daß unter Umständen der statische Verlauf sich in der Form gleichmäßigen Schwankens, wie wir es in der Wirklichkeit beobachten, abspielt.

§ 7.

Bewertung von Geld und Gold.

a.

So ist es im Zeitalter der Geldwirtschaft, des Kapitalismus vorzüglich das wertgeschätzte und darum „wertvolle" Tausch- und Preisgut, das in der Vorstellung des Menschen einen dauernden Wert bedeutet. Vorzugsweise in ihm manifestiert sich infolgedessen am deutlichsten sein Drang nach Unendlichkeit. Es wäre unrecht und auch nicht der Wirklichkeit entsprechend, wollte man die *„auri sacra fames"* als bloße Geldgier aus lediglich egoistischen Motiven auffassen[1]). Das Geld dient ja nicht zum Konsum, wenn es als Vermögensgut, als kapitalistisches Vermögensgut figuriert. Es dient dazu Vermögen, Macht und Ehre zu gewinnen. Das Streben nach Geld kann altruistischen wie egoistischen Motiven entspringen, kann sich unter mannigfachen Formen als Bestreben zur Vergrößerung und Erweiterung des Betriebes zum geschäftlichen Erfolge[2]),

[1]) Vgl. W. Sombart, „Der kapitalistische Unternehmer", Arch. f. Sozialwiss. u. Sozialpolitik, Bd. 29 (1919), S. 700ff.

[2]) „Existenz und Fortentwicklung oder Rückgang und Untergang des Geschäfts beschäftigen mich bei Tag und Nacht .... es ist eine Ehrensache und Lebensfrage ... Unternehmungen durchzuführen ... das Objekt ist sein Unternehmen" (Äußerungen Werner Siemens, Thünenarchiv I, S. 62).

als Ehrgeiz[1]), als Geschäftsinteresse äußern, kann sich schließlich von der eigenen Persönlichkeit ganz loslösen[2]) und endlich für das Individuum jeder bewußten Motivation entbehren[3]). Die Verwirklichung aller verschiedenen Motive, sei es Streben nach Macht und Unabhängigkeit[4]) oder Blüte des Geschäfts, sei es rein egoistisch, sei es auf Menschen oder Sachinteresse gegründet, ist aber nur möglich durch den wirtschaftlichen, den geschäftlichen Erfolg[5]), der wiederum an den Erwerb des wertvollen Preisguts gebunden ist — jedenfalls sobald sich das betreffende Individuum wirtschaftlich betätigt.

Betrachten wir Unternehmernaturen, wie die Fugger[6]), die Rothschilds[7]), Krupp[8]), Siemens[9]), Parish[10]), Carnegie, so erkennen wir, daß die Triebe, aus denen heraus sie handeln, unendlich verschieden sein können, daß aber all ihre Bestrebungen sich nur verwirklichen konnten durch den geschäftlichen Erfolg, durch Erwerb und weiteren Erwerb, dessen Wert in der Einheit des wertvollen Preisgutes berechnet wird und nur, falls er relativ auf diese ein Plus letzten Endes erreicht, seine Rechtfertigung erlangt! Nur durch geringeren oder größeren Geldgewinn manifestiert sich dem Unternehmer die Rentabilität, die Macht und Größe seines Unternehmens. Nur durch Ansammlung einer immer größeren Menge und einer immer größeren Verfügungsgewalt über das wertvolle Preisgut wird das Streben nach Macht, nach Erfolg verwirklicht — einerlei ob es wieder zum Tausch von Produktionsmitteln verwendet werden soll, die wiederum dem Gelderwerb dienen, ob es zur Vergrößerung des Unternehmens,

[1]) „Ehrgeiz war die einzige Ursache . . . der Wunsch, Millionär zu werden" (John Parish, vgl. Thünenarch. I, S. 319).

[2]) Als bloßes „Sachinteresse". Vgl. W. Sombart a. a. O. S. 703.

[3]) Vgl. die Äußerung Jakob Fuggers „. . . er wolle gewinnen, solange er könne", vgl. R. Ehrenberg, „Große Vermögen", Jena 1902, S. 20.

[4]) „Mein Lieblingsgedanke war immer mein eigener Herr zu sein, etwas zu erzeugen, und vielen Leuten Beschäftigung zu gewähren, vgl. Carnegies Selbstbiographie, zit. nach Sombart a. a. O. S. 702.

[5]) Vgl. Sombart a. a. O. S. 703ff.

[6]) Ehrenberg, Große Vermögen I.

[7]) Ebenda II.

[8]) Ebenda III.

[9]) Briefe, Thünenarch. I und R. Ehrenberg, „Die Unternehmungen der Brüder Siemens, Jena 1906.

[10]) R. Ehrenberg, Das Haus Parish in Hamburg, Große Vermögen II. Bd., Jena 1905.

oder als künftige Reserve angelegt werden und für die Dauer als solche figurieren soll. Auch hinter der Verwendung als kapitalistisches Vermögensgut ist, wie wir erkannten, die Vorstellung des Vermögensschatzes der seinen Wert nicht verliert, verborgen.

Zum sofortigen Konsum, zum Einkommen im rein ophelimistischen Sinne, ist nur sein geringster Teil bestimmt — aber Werte schaffen, „dauernde Werte" erwerben und behalten, das ist nicht nur das Ziel dieser Ausnahmenaturen, das ist auch das Ziel der Kleinen und Kleinsten. Vermögen, sei es um seine Macht, seinen Reichtum, seine Ehre, sein Unternehmen zu vergrößern, sei es für Macht, Ehre, Bedeutung seiner Familie, seiner Nachkommen zu sorgen, sei es schließlich für das Auskommen seiner Kinder ein Kapital zu erwerben, oder für sich und die Seinen ein sorgenloses Alter, einen ungestörten Lebensabend zu sichern — das ist das Streben des weitaus größten Teiles der Menschen! Und innerhalb der gegenwärtigen Wirtschaftsform, die den Schutz des Eigentums gewährleistet, wird eben dies Streben sich auf den Erwerb „dauernder Werte" richten. Diese allerdings nur in der Vorstellung des Individuums „dauernden Werte" können natürlich auch in Maschinen, Gebäuden, Land und ähnlichen Gütern von relativer Dauer erblickt werden. Sie können als Juwelenschatz, als Besitz an Schmuck und Luxusgegenständen in Sammlungen und anderen Seltenheitsgütern angelegt werden. Aber alle diese Güter sind, soweit sie nicht stofflich veränderlich sind, doch mehr oder minder großen Wertschwankungen unterworfen, je nach verschieden wirkenden und verschieden zustandekommenden gesellschaftlichen und stofflichen Einflüssen.

Das wertvolle Tausch- und Preisgut aber, obgleich tatsächlich auch infolge stofflicher und gesellschaftlicher Einflüsse Wertschwankungen ausgesetzt, erfreut sich doch immer in höchstem Maße allgemeiner Wertschätzung und erscheint in der Vorstellung des Individuums immer als „dauernder Wert". Und scheint es für den Besitz an Land, Gebäuden, Maschinen, schließlich auch für den Besitz an Seltenheitsgütern für das Individuum eine Sättigung zu geben, — eine Sättigung für die Begierde nach Geld als Eigentum oder Besitz ist nicht zu beobachten.

Und seien die Zwecke des Menschen völlig altruistisch — solange er wirtschaftet, soweit in irgendeiner Weise sein Streben sich ökonomisch äußert, wird das Bedürfnis nach dem wertvollen Preisgut immer vorhanden sein, wird er eine größere Summe des-

selben einer geringeren vorziehen, wird er in Geld bewerten und in Geld rechnen.

b.

Jetzt erst können wir die Frage aufrollen: welches sind die Eigenschaften, denen das wertgeschätzte Preisgut seinen Wert verdankt? Welche Substanz ist es, bzw. muß es eine Substanz zur Grundlage haben? Natürlich kann es nicht unsere Aufgabe sein eine vollständige spezielle Geldtheorie zu geben, die notwendig Zweckmäßigkeitsfragen erörtern und deshalb Erfahrungstatsachen heranziehen müßte[1]). Es kann sich für uns nur darum handeln Ursache und Entstehung des Geldwertes zu erklären.

Ohne uns auf historische Erörterungen einzulassen, wollen wir annehmen, das Geld habe bereits seine gesellschaftliche Funktion[2]) als allgemein beliebtes Tauschmittel erlangt und es habe sich infolge gesellschaftlicher Beeinflussung ein Verhältnis desselben im Austausch eine bestimmte Warenmenge zu erlangen herausgebildet.

Das Geld ist Tauschmittel für alle Güter. Fungiert es als solches, so hat es für das Individuum den Wert eine bestimmte Gütermenge einzutauschen und ist ihm so das Mittel, durch das es den Nutzen aller Güter in bezug setzt zum Nutzen seines Vorrats.

Das Resultat dieses Vergleiches wird sich ihm in bezug auf die Geldeinheit als Geldsumme darstellen, der Nutzen des Geldes als Vergleich dieser Summe mit der erlangten oder geforderten, dem Marktpreis. Da das Individuum nicht isoliert ist, sondern sein Vorrat von der Gesellschaft abhängig, wird der Marktpreis des Geldes, seine „Kaufkraft", nicht nur als Vergleich, sondern auch als Beeinflussung auf seine Nutzenschätzung wirken.

---

[1]) Deswegen kann auch unmöglich im engen Rahmen dieses Abschnittes auf die ganze umfangreiche Geldliteratur der letzten Jahre eingegangen werden. Im wesentlichen kann es sich nur um die Konsequenzen der hier vorgetragenen Anschauung der Wertbeeinflussung des individuellen Werturteils handeln.

[2]) Vgl. Ad. Wagner, Theoretische Sozialökonomik, Leipzig 1909, S. 132, 138 erklärt der Wert des Geldes aus seiner gesellschaftlichen Funktion als „Funktionswert". Im übrigen sei auf die Geldtheorien von G. F. Knapp, „Staatliche Theorie des Geldes" und die neuere von seiner Ansicht beeinflußte Geldliteratur speziell Bendixen, „Das Wesen des Geldes", Leipzig 1908 hingewiesen. Die einzige rein „nominalistische" Geldtheorie auf Grund einer durchgeführten Werttheorie ist wohl von R. Liefmann, „Geld und Gold", Stuttgart 1916 gegeben worden; deswegen wird hier näher auf diese eingegangen. Eine Kritik der begrifflichen Widersprüche Liefmanns vgl. A. Amonn, Archiv für Sozialwissenschaft u. Sozialpol Bd. 44, Heft 3, S. 844ff.

Auf die Nutzenschätzung der Ware wirken nun neben dem Preise auch noch andere gesellschaftliche Einflüsse ein.

Alle diese Einflüsse sind aber, wie die stofflichen, bei Bewertung der Ware je nach den verschiedenen Bedürfnissen des Individuums verschieden stark und können, wie wir sahen, durch den verschiedenen Gebrauch noch mehr infolge stofflicher Einflüsse differenziert werden.

Das Geld ist aber offensichtlich überall gleich beliebt; und dient es zum Konsum, so ist das Bedürfnis danach nur infolge des Vorrats verschieden, da man für Geld alle, auch die verschiedensten Bedürfnisse befriedigen kann.

So spielt bei der Bewertung der Geldeinheit scheinbar nur die Quantität des Vorrats und der Preis, die „Kaufkraft" eine Rolle — und nur deshalb bildet das Geld das einzige Mittel, durch das hindurch das Individuum die Preise einzelner Güter auf ihren Nutzen hin durch eine Quantität vergleichen kann.

Die Würdigung der (einzigen?) Eigenschaft des Geldes, seiner quantitativen „Kaufkraft" ist allgemein vermittelt, und sobald der Gebrauch des Geldes in der Vorstellung des Menschen nur der Tausch ist, kann dieser gesellschaftliche Einfluß nicht durch einen anderen Konsum oder Gebrauch stofflich „korrigiert" werden, vermittelt sich vielmehr durch jeden solchen Gebrauch — den Tausch — noch stärker.

Der einzige stoffliche Einfluß, der beim Gebrauch den gesellschaftlich vermittelten der „Kaufkraft" korrigiert, ist der quantitative des eigenen Vorrats. So wird scheinbar der individuelle Wert des Geldes nur quantitativ beeinflußt, nämlich vom Vorrat des Individuums und von der gesellschaftlich vermittelten Vorstellung der „Kaufkraft".

So wird eine Vergrößerung des eigenen Vorrats an Tauschmitteln die Wertschätzung des Individuums für die Einheit derselben herabdrücken. Trotzdem würde aber dieser quantitativ stoffliche Einfluß durch gesellschaftliche Wertbeeinflussung verdrängt werden können, nämlich durch das hohe Werturteil anderer infolge des Mangels der Letzteren an Tauschmitteln.

Setzen wir nun den Fall, die Geldmenge wird allgemein vermehrt, so wird die Wertschätzung aller Individuen tür die Einheit sich vermindern infolge der Vergrößerung der Mehrzahl der Einzelvorräte. Dann wird das infolge stofflicher Einflüsse verminderte Werturteil des einen Individuums das stofflich verminderte des anderen beeinflussen. Stoffliche und gesellschaftliche Beeinflussung

verstärken einander: die sich gegenseitig beeinflussenden individuellen Werturteile drücken einander gegenseitig herab; und so wird auch der gesellschaftliche Wert des Geldes, sein Preis, seine „Kaufkraft" sich senken und als Gesamtheit der Wertschätzungen wieder die einzelnen Werturteile beeinflussen.

Wäre so Liefmann recht zu geben, wenn er behauptet, ein Sinken des Geldwertes und eine allgemeine Erhöhung der Preise werde nur „durch plötzliche Vermehrung der Einkommen"[1]) verursacht?

Faßten wir wie Liefmann den individuellen Wert nur als durch Kosten und Nutzenschätzungen des isolierten Individuums und nur als quantitativ bestimmt auf (da dieselbe Menge und Qualität eines Gutes bei allen Individuen a priori die gleichen Lust- oder Unlustgefühle hervorrufen müßte), — dann allerdings würden wir zu einer ähnlichen Ansicht kommen müssen. Sie würde sich aber doch von der Liefmanns insoweit unterscheiden, als sie gewiß vom vergrößerten Einkommen ausgehen müßte, in der Folge aber auch von der Vergrößerung des gesamten Vermögens in Geld bestehend oder errechnet und schließlich der Verfügungsgewalt über Geldmittel (Liquidität, Kredit)[2]).

Die Vergrößerung der Vorräte erfolgt aber natürlich nicht unabhängig voneinander und nicht wie wir vorhin annahmen auf einen Schlag

Zunächst werden natürlich die Einkommen sich vergrößern, dann aber auch die Vermögen in Geld oder in Geld gerechnet und die Verfügungsgewalt über Geld. Diese allmähliche Vergrößerung würde sich durch gegenseitigen gesellschaftlichen Einfluß vermitteln und so allmählich eine Senkung der individuellen und gesellschaftlichen Wertschätzung der Geldeinheit hervorbringen. Da wir also gesellschaftliche Zusammenhänge und gesellschaftliche Beeinflussung der Werturteile annehmen, würden wir nicht nur einer plötzlichen Vermehrung der Geldmenge, sondern auch allmählichen Vermehrungen derselben Einfluß auf Verminderung des Geldwertes, der „Kaufkraft" zuerkennen müssen.

Vergrößerungen der Einkommen, der Vermögen und schließ-

[1]) R. Liefmann, „Geld und Gold", S. 165/66, vgl. auch S. 130 f. u. passim.

[2]) So kann auch eine größere Vermehrung der Kreditmittel eine Verminderung des Geldwertes herbeiführen. Es wird in diesem Falle eine geringere Geldmenge für den Umlauf genügen. Allerdings werden nur plötzliche und größere Vermehrungen von Surrogaten und Kreditmitteln eine solche Wirkung hervorbringen können. Vgl. meine Darstellung „Kapitalrentensteuer", Jena 1919, S. 2.

lich des Kredits würden die einander beeinflussenden individuellen Bewertungen der Geldeinheit und so ihre gesellschaftliche Bewertung vermindern, die wiederum als gesellschaftliche Kaufkraft die einzelnen individuellen Werte beeinflussen würde.

Hier aber stellt sich ein Bedenken ein gegen eine, wenn auch über den Weg des individuellen Werturteils zustande kommende so doch rein quantitative Auffassung.

In einer Verwendungsart verliert, wie wir sahen, der eigene Vorrat des Individuums den Einfluß auf die Bewertung. Die Begierde nach Geld kennt keine Sättigung, sobald es als Vermögens-, als Machtgut erworben wird. Bei dieser Funktion des Geldes wird die Bewertung der Einheit mehr oder weniger sachlich, ist nicht vom Vorrat, sondern von der Individualität abhängig. Das Geld hat nicht nur die gesellschaftliche Funktion als Tauschmittel. Es ist in der Vorstellung des Individuums auch das Vermögensgut. Soll es zu dieser Verwendung geeignet erscheinen, so muß es als dauernder Wert vorstellbar sein. Es repräsentiert dann dem Individuum nicht nur eine Masse von Gütern, sondern diese Gütermasse in kristallisierter, konservierter Form.

Diese Vorstellung ist qualitativer Art. Das Geld hat in seiner Vorstellung als Vermögensgut gegenüber der einzutauschenden Gütermasse die Qualität, seinen Wert nicht zu verändern. Nur aus diesem Grunde wird er zur Vermögensbildung benutzt.

Und diese qualitative Vorstellung muß so auch mitwirken, wenn das Geld zum Tausch benutzt wird.

Auch wenn scheinbar nur der Vorrat und die gesellschaftlich vermittelte Vorstellung der „Kaufkraft" in Betracht kommen, muß auch die Vorstellung des dauernden unveränderlichen Wertes im Vergleich zu dem anderer Güter beim Erwerb sowohl, als bei der Ausgabe des Geldes, mitspielen. M. a. W. die Vorstellung der Dauer muß einen Teil der Wertvorstellung des „hohen Wertes" des Geldes bilden.

Und fällt diese Vorstellung fort, dann wird auch im Tausch das Geld leichter ausgegeben, weniger gern genommen, da es zur Vermögensbildung weniger geeignet erscheint.

Nun macht allerdings die Vermögensbildung für die Masse des im Verkehr befindlichen Geldes keinen Unterschied aus in der kapitalistischen Wirtschaft, in der man es auch als Vermögen wieder „arbeiten läßt", zum Konsum anderer ausleiht. In normalen Zeiten kommt reale Schatzbildung in Geld kaum vor. Auch das Vermögensgut ist real umlaufendes Geld. Jedoch beim Individuum

spielt doch immer die Vorstellung des Vermögensschatzes, der seinen Wert nicht verliert, eine hervorragende Rolle. So wird bei schwankendem Kurs das Geld weniger zur Bildung von Vermögen benutzt werden[1]), wird infolgedessen leichter hergegeben, nicht so gern genommen, leichter ausgeliehen.

Nicht die Masse des umlaufenden Geldes wird vergrößert, wohl aber dessen Umlauf beschleunigt durch geringere qualitative Wertschätzungen. So muß sich auch die quantitative Wertschätzung des einzelnen und der Gesamtheit senken.

Eine qualitative Wertvorstellung ist also auch beim Geldwert mitwirkend und diese Vorstellung ist nicht entstanden durch den Einzelvorrat und nicht an ihn gebunden. Die Vorstellung der „Tauschkraft", der „Kaufkraft" erzeugt noch nicht die der „dauernden Tauschkraft" des „dauernden Wertes".

Wie kommt diese letztere zustande? — Die Neigungen und Bedürfnisse des Menschen sind nicht a priori gleich. Beim isoliert gedachten Individuum muß also die Würdigung der Qualitäten eines Gutes ursprünglich verschieden sein. Nur durch stärksten gesellschaftlichen Einfluß können die Eigenschaften des Geldes zu allgemein gleicher Würdigung gelangen[2]).

Wie wir sahen, hat auf die Vorstellung des „dauernden Wertes" der Einzelvorrat keinen Einfluß — kann sie nur durch gesellschaftlichen Einfluß zustandegekommen sein und aufrecht erhalten werden? Und kann die Höhe der „Kaufkraft" schließlich nur durch die Größe der Einzelvorräte entstanden sein?

Ein Geld muß, um überhaupt Wert zu erlangen, wenigstens ursprünglich stoffliche Eigenschaften haben, die qualitative Wertschätzung unter allen Umständen im Menschen erregen, auch wenn ursprünglich in relativ verschiedener Höhe, und auch eine andere Verwendung als die des Tausches zulassen. Das gibt auch Liefmann zu[3]).

Gewiß ist es, daß die Knappheit auf den Grad dieser Wertschätzung von größtem Einfluß ist. Einmal wird die individuelle Wertschätzung durch die Beschränkung des Einzelvorrats bestimmt, dann aber auch durch die Beschränkung des Vorrats anderer,

[1]) Dieser Trieb wird sich auf andere Güter, die in der Vorstellung des Menschen dauernden Wert haben, werfen: Land, Schmuck — schließlich — Gold.

[2]) Daher die große Bedeutung der historischen Entwicklung für die praktische Lösung des Geldproblems.

[3]) „Daß ursprünglich nur ein wertgeschätztes Sachgut die Rolle des allgemeinen Tausch- und Zahlungsmittels spielen konnte" (Geld und Gold, S. 191).

schließlich der Gesamtheit, soweit sie durch fremde Werturteile zur Kenntnis und zur Einwirkung auf das Individuum gelangt.

Aber der Gebrauch des Tausches wird die qualitative Beeinflussung nie ganz verdrängen können, da das Geld noch den anderen Gebrauch als Vermögensgut hat. Und wenn auch die allgemeine Wertgeschätztheit des Geldes als Vermögensgut sowohl als als Tauschgut, nur durch stärkste gesellschaftliche Einflüsse vermittelt sein kann, — nicht die Knappheit allein, auch eine Würdigung der Qualität des Geldes, seiner Stofflichkeit muß diesen Einfluß nicht nur hervorgerufen haben, sondern ihn, soll er von Dauer sein beim Gebrauch als Tausch- und Vermögensgut unterstützen. Oder mehr begrifflich ausgedrückt: Die (technische) Funktion des Geldes als Tauschmittel kann seine Bewertung als Gut (Preisgut und Vermögensgut) weder hervorrufen noch aufrecht erhalten, auch wenn die Funktion dem gesellschaftlichen Einfluß stärkste Geltung auf die Bewertung verschafft.

Einmal muß dieser gesellschaftliche Einfluß durch Beschränkung der stofflichen Quantität unterstützt werden und ferner durch die Vorstellung des hohen und dauernden Wertes.

Die Beschränkung des Stoffes könnte theoretisch[1]) für ein Land auch einer an sich nicht wertgeschätzten Substanz als künstliches Monopolprodukt verliehen werden — nicht aber durch diese allein die Vorstellung der dauernden Qualität.

Die Vorstellung einer Qualität kann allerdings im Menschen auch durch gesellschaftliche Einflüsse wie Reklame[2]), Kredit, Vertrauen erzeugt werden. Aber Reklame wie Kredit müssen auf der Hoffnung zukünftigen oder gegenwärtigen Besitzes von Gütern beruhen. Wohl können solche Beeinflussungen auf den individuellen und gesellschaftlichen Wert einwirken, aber um von Dauer zu sein, müssen sie sich jedenfalls auf die Vorstellung einer Stofflichkeit stützen. Und so vermögen sie nicht unter allen Umständen und auf die Dauer die wertgeschätzte Substanz zu ersetzen.

[1]) Da der Staat kein absoluter Begriff ist, sondern selber eine Wirtschaft bildet, erscheint diese gesetzliche Beschränkung der Papiergeldausgabe immer als problematisch, jedenfalls nicht immer als garantiert, zumal es schwer fallen dürfte, die für den Tauschverkehr erforderliche Menge absolut festzustellen.

[2]) G. Cassel, „Weltwirtschaft u. Geldverkehr", Gotha 1920 (S. 15) bezeichnet die Golddeckung der Banken als „leere Reklame". Allein die Tatsache, daß die Ausweise der Notenbanken eine solch ausschlaggebende Rolle spielen und die Vorstellung des Geldwertes beeinflussen, dürfte doch eine Berücksichtigung auch in der Theorie verlangen. Vorstellung bedeutet hier eben Wirklichkeit.

Mag unter normalen Verhältnissen „durch Gewohnheit[1]), also infolge gesellschaftlicher Beeinflussung, die Qualität, der Stoffwert (der natürlich kein autogener oder absoluter, sondern ein durch stoffliche Qualifikation individueller und gesellschaftlicher Schätzung entgegenkommender und durch die vermittelter sein muß) dem einzelnen nicht zum Bewußtsein kommen, mag das Geld nur als Rechengeld als „Rechnungseinheit“[2]) erscheinen — die Erfahrung beweist, daß in Krisenzeiten, wie Reklame und Kredit, so auch alle anderen gesellschaftlichen Einflüsse, ob sie auf Gewohnheit, Vertrauen, Recht oder Moral beruhen, in ihrer Macht erschüttert werden können und die Stofflichkeit zur Geltung kommt.

Der gesellschaftliche Wert wirtschaftlicher Güter bildet sich aus gesellschaftlich und stofflich beeinflußten individuellen Wertschätzungen. Jede Schätzung ist eine Vorstellung, die beim Besitz, vor und nach Erwerb oder Hingabe eines Gutes von Stofflichkeit und Gesellschaft beeinflußt wird; — so auch die des Geldwertes. Nur weil es als Gut erscheint wird das Geld bewertet; auch wenn seine Funktion als Tauschmittel bei seiner Bewertung gesellschaftliche Einflüsse besonders stark zur Geltung bringt, — ganz loszulösen von der Stofflichkeit wird der Geldwert nie sein. Auch wenn bei Bildung des Geldwertes die gesellschaftlichen Einflüsse stärkster Art sind, — die gesellschaftliche Bewertung wird doch von Individuen hervorgerufen. So werden auch die gesellschaftlichen Einflüsse nicht bei allen Individuen gleich stark sein und in gleicher Weise sich geltend machen.

Es ließe sich an zahlreichen Beispielen beweisen, daß bei Individuen, die rein auf den Tauschverkehr in der Geld und Kreditwirtschaft eingestellt sind, die quantitativen und qualitativen gesellschaftlichen Einflüsse sich stärker geltend machen, als bei anderen, die in weniger intensiver Fühlung mit dem Markte sich befinden. Zunächst wird dieser verschieden starke Einfluß sich bei der Vermögensbildung geltend machen, sich auf den Tauschverkehr übertragen und wiederum rückwirken auf die qualitative Bewertung als „dauernder Wert“. Und bei vielen Individuen wird eben doch immer wieder eine stoffliche Unterstützung der Wertvorstellung notwendig sein; auch bei denjenigen Menschen, die am stärksten gesellschaftlichen Einflüssen unterliegen, wird die Vorstellung

[1]) Vgl. Liefmann a. a. O. 192. „Die allgemeine Rechnungseinheit ist ein Geschöpf der Gewohnheit“.

[2]) Ebenda 118 u. passim.

des Geldwertes im Grunde doch auf der Vorstellung einer „wertvollen“ dauernd wertgeschätzten Substanz beruhen.

Da beim Gelde die gesellschaftlichen Einflüsse so besonders stark einwirken, wird nicht jedes Geld, welches das Verhältnis zur Stofflichkeit, zur „wertvollen“ Substanz verloren hat, „wertlos“ sein. Die Vorstellung des Substanzwertes wird ihm unter Umständen eventuell noch länger erhalten werden können. Sein individueller und gesellschaftlicher Wert wird aber immer großen Schwankungen unterworfen sein und daher immer mehr sinken, weil er trotz stärkster gesellschaftlicher Beeinflussung stofflicher Unterstützung bedarf.

Da diese stoffliche Unterstützung nicht nur quantitativer, sondern auch qualitativer Art sein muß, werden gesetzliche Zwangsmaßnahmen und quantitative Beschränkungen allein nie ausreichen, diese Vorstellung hohen und dauernden Wertes aufrecht zu erhalten. Wie weit es der Gewohnheit, dem Vertrauen, der Reklame, der festen Deckung, dem festen Verhältnis zu einer wertvollen Substanz, schließlich der Substanz selber im Verein mit quantitativer Beschränkung gelingen kann, ein Geld zu schaffen, das voll seine Funktion als relativ stabiles allgemein beliebtes Tauschmittel und gleichzeitig als hauptsächliches Mittel zur Vermögensbildung erfüllt — das sind Fragen der speziellen Geldtheorie.

Auf keinen Fall ist das Geldproblem innerhalb der individualistischen Wirtschaftsform[1]) rein quantitativ und gesellschaftlich zu erklären. Der Geldwert beruht weder auf rein subjektiver Wertschätzung einer Substanz, noch auf einer gesellschaftlichen „Geltung“ (Knapp). Er ist weder reiner Substanzwert, noch reiner „Funktionswert“[2]).

Der Wert des wertvollen Tausch- und Preisguts beruht auf individueller gesellschaftlich und stofflich beeinflußter Wertvorstellung. Zur Aufrechterhaltung des Geldwertes kann also eine quantitativ beschränkte und qualitativ allgemein hochgeschätzte Substanz als Grundlage nicht entbehrt werden. Nur auf einer solchen Grundlage kann ein Geld als „dauernd wertvolles“ Tausch-

[1]) Vgl. K. Diehl, „Fragen des Geldwertes u. der Valuta“, Jena 1918 (S. 104) und v. Mises, „Theorie des Geldes und der Umlaufsmittel“, Leipzig 1912, S. 77.

[2]) K. Helfferich, „Das Geld“, 2. Aufl., Leipzig 1910, definiert den Wert des Geldes als „Funktionswert“, erkennt aber doch dessen „selbständige Wertqualität“ (S. 535) an. Diese Auffassung bedeutet keinen Zirkelschluß oder Widerspruch, wie nominalistische Theoretiker glauben machen wollen, sondern ergibt sich ganz natürlich, wenn man den Wert als auf individueller gesellschaftlich und stofflich beeinflußter Wertschätzung beruhend auffaßt.

oder Freisgut erscheinen, als Tauschmittel von relativ stabilem Wert zirkulieren und als allgemeines zuverlässiges Wertmaß gelten und benutzt werden.

c.

So muß es schon ein tief eingewurzelter gesellschaftlicher Einfluß stärkster Art sein, unterstützt von besonderen Qualitäten stofflicher Art und relativ unveränderlicher Quantität, der die dauernde hohe Wertschätzung einer Substanz erklärbar macht.

Das Gold ist sicherlich ursprünglich eine Substanz, wie jede andere auch, hat nur soweit Wert, als seine stofflichen Eigenschaften den Bedürfnissen des bzw. der Individuen entgegenkommen. Wie kommt es, daß es als „dauernder Wert" angesehen wird, trotzdem es doch auch gewissen Veränderungen in der Quantität und daher auch Wertschwankungen wie jede andere Substanz unterworfen ist, war und sein wird?

Wie ist es zu erklären, daß die Erkenntnis vom Schwanken auch des Goldwertes nie stark genug gewesen ist, es aus seiner dominierenden Stellung als „wertvolles" Tauschgut und dauernd „wertvolles" Schatz- und Vermögensgut zu verdrängen, den „Goldwahn" zu heilen?

Warum wird gerade das Gold als Tauschmittel benutzt, als „wertvolles" Preisgut dauernd geschätzt, warum ist abgesehen von vorübergehenden Schwankungen durch Inflation seine „Kaufkraft" immer relativ dieselbe und relativ hoch, auch wenn der Zins (der wie erwähnt, aus anderen Ursachen seine Entstehung herleitet), schwankt?

Die Vorstellung vom „dauernden Werte" des Goldes ist durch stoffliche Wertbeeinflussung (stoffliche, qualitative und quantitative Eignung als Schmuckmittel, Tauschmittel, Schatzgegenstand) und durch gesellschaftliche Wertbeeinflussung (Vermittelung dieser Eigenschaften durch jahrhundertelange bzw. jahrtausendelange Verwendung zu diesem Zweck) der menschlichen Psyche so tief eingegraben, daß es bisher keiner anderen Wertbeeinflussung gelungen ist, diese hohe Wertschätzung dauernd zu verändern.

Durch Schwierigkeit seiner Gewinnung und natürliche Seltenheit in seinem Vorkommen natürlich beschränkt, ist es Seltenheitsgut. Es ist ferner durch seine unveränderliche Schönheit, gleiche Qualität und unbegrenzte Dauerhaftigkeit und Teilbarkeit ein geeigneter Schmuck-, Tausch- und Schatzgegenstand geworden.

So ist es Tauschgut und verliert in der Geldform nicht seine Geschätztheit als Schmuck-, Luxus- und Schatzgut, als Schmuck- und Schatzgut nicht seine Geschätztheit als „wertvolles" Tauschgut.

So ist das Gold seit Jahrtausenden hochgeschätztes Schmuck- und Schatzgut und seitdem in immer wachsendem Maße als Tauschmittel benutzt worden und hat schließlich alle anderen wertgeschätzten Waren aus dieser Rolle verdrängt; so ist die Schätzung seiner stofflichen Eigenschaften infolge jahrtausendelanger gesellschaftlicher Wertbeeinflussung allgemein vermittelt und verbreitet worden. Infolgedessen ist die Vorstellung seines hohen und dauernden Wertes so tief und fest eingewurzelt, zumal sie durch stoffliche dauernd unterstützt wurde; der gesellschaftliche Einfluß unterstützte den stofflichen, der stoffliche den gesellschaftlichen.

Die Schönheit des Goldes bleibt immer die gleiche, seine Dauerhaftigkeit ist unbegrenzt. Infolge dieser Dauerhaftigkeit ist sein Vorrat im Vergleich zu der jährlichen Produktion gewaltig groß, wird verhältnismäßig nur gering vermehrt. Infolge der gesellschaftlich vermittelten Vorstellung seines hohen Wertes wird es dauernd zur Verfertigung „hochwertiger" Luxus- und Schmuckgeräte benutzt, bei denen nicht nur die Freude an der Schönheit, sondern auch die Vorstellung des Schatzes, der Ansehen und Macht verleiht und von Dauer ist, mitspricht. So wird es dauernd, wenn auch gegenwärtig kaum mehr in der Geldform, zur Schatzbildung auch heute noch benutzt und damit werden etwaige größere Vermehrungen doch dem Umlauf bald wieder entzogen.

Nur durch Zusammenwirken stärkster stofflicher und gesellschaftlicher Wertbeeinflussungen läßt sich der Umstand erklären, daß das Gold vor allem die Substanz ist, die als dauernd wertvoll erscheint und auf die sich das menschliche Streben nach Macht und Unendlichkeit vorzüglich geworfen hat.

Nicht die stoffliche Dauer und Unveränderlichkeit allein ist es, die ihm dauernden Wert verleiht, es muß die festgewurzelte Vorstellung, daß es nie seinen Wert verlieren wird, hinzutreten. Andererseits aber muß diese gesellschaftlich vermittelte Vorstellung wieder stofflich unterstützt sein, um dauernd aufrecht erhalten zu werden.

Die Dauer des Goldwertes, seine dauernde relativ hohe Wertgeschätztheit als „wertvolles" Tausch- und Preisgut, der Umstand schließlich, daß es immer und hauptsächlich als dauerndes und dauernd wertvolles Schmuck- und Schatzgut erscheint und

zur Vermögensbildung darum vor allen anderen geeignet, können wir eben nur durch stärkste, durch stoffliche Qualität immer unterstützte gesellschaftliche Wertbeeinflussung erklären, die die quantitativ-stoffliche der Inflation immer wieder ausgleicht. Nur so kann sein Wert für längere Zeiträume relativ stabil sein und scheinen. Die Erscheinung der Gold- und schließlich der Geldinflation ist nur durch diese einander bekämpfenden Einflüsse der Wirklichkeit entsprechend zu erklären. Ihr allmähliches Anwachsen und Verschwinden, ihre geheimnisvolle Beeinflussung der Preise verschiedener Waren in verschiedener Höhe ist nur dann durch den Kampf der stofflich quantitativen mit der eingewurzelten, stofflich qualitativ unterstützten[1]) gesellschaftlichen zu erklären.

So kann auch unter Umständen ein festes Verhältnis zum Gold einer Währung die Dauer des Goldwertes verleihen, so wird selbst dann, wenn dies feste Verhältnis verloren gegangen ist, der gesellschaftliche Einfluß so stark sein, daß er selbst einem solchen Gelde den Abglanz des Goldwertes verleihen kann[2]). Auch ein solches Geld wird nicht „wertlos" sein, aber sein Wert wird immer mehr sinken, da ihm die stoffliche Unterstützung fehlt. Noch nie ist der Gedanke gekommen, Kursschwankungen anders als durch Gold oder Kredite auf Gold auszugleichen.

Trotzdem also auch der Goldwert nur eine stofflich und gesellschaftlich beeinflußte Vorstellung ist, gesellschaftlicher Vermittlung und stofflicher Unterstützung bedarf, erscheint das Gold noch immer als das Ideal eines stabilen Tauschmittels, als Grundlage der Vorstellung des „dauernd wertvollen" Preisguts.

Um noch zum Schluß ein einfaches Beispiel zu geben für die gesellschaftliche Beeinflussung, die bei der Vorstellung des Goldwertes wirksam ist: würde der im Urwald in seiner Blockhütte wohnende Kolonist Gold finden, würde er es gewiß seines Glanzes wegen schätzen, in der Folge vielleicht wegen seiner leichten Schmelz-

[1]) Die Unterstützung oder Gegenwirkung durch Qualität der Stofflichkeit fällt bei der Papiergeldinflation fort, während sie einmal bei der Goldinflation ein langsameres Wirken des stofflich-quantitativen Einflusses bewirken muß, andererseits aber auch in quantitativer Beziehung eine gewisse natürliche Anpassung an das im Verkehr erforderliche Maximum insofern bewirkt, als infolge der qualitativen Schätzung das Gold immer als Schmuck- und Luxusgerät, in einzelnen Fällen als Goldschatz Verwendung findet und so allzugroße Mengen dem Verkehr allmählich entzogen werden können.

[2]) So daß die Kaufkraft im Inlande auch nicht direkt auf dem Verhältnis der realen Golddeckung beruht.

barkeit und dauernden Schönheit, die seinem Schmuckbedürfnis, seiner Freude am Glänzenden entgegenkommen. Ob er es aber als Schatzgut verwenden würde und im Vergleich zu anderen glänzenden Dingen hochschätzen würde — das ist nicht ohne weiteres anzunehmen. Dagegen wird jeder in Beziehung zur Gesellschaft lebende Mensch seinen „hohen Wert" kennen und versuchen, es zu erringen, weil er weiß, daß andere Menschen es hochschätzen Nur weil ihm infolge gesellschaftlicher Einflüsse die Vorstellung vermittelt wird, daß er alle anderen Güter dafür kaufen kann, wird er es schließlich zur Vermögensbildung benutzen, weil er glaubt, daß sein Wert dauernd ist, wie seine Substanz. Nur infolge gesellschaftlicher Vermittlung seiner menschlicher Schätzung entgegenkommenden Eigenschaften konnte das Gold in der Vorstellung des Menschen zur „dauernd wertvollen Substanz" werden.

§ 8

Gesellschaftliche und stoffliche Einflüsse bei Bewertung von Seltenheitsgütern — Zeit, Sitte und Recht als gesellschaftliche Einflüsse.

a.

Und so kommen wir von der Erklärung des Goldwertes zu der der Seltenheitsgüter.

Der Wert der Seltenheitsgüter kann weder durch die objektivistische Theorie noch durch die Grenznutztheorie befriedigend erklärt werden. Gewiß hängt der Wert der Seltenheitsgüter vom Schmuckbedürfnis der Menschen ab. Und auch wird unbestreitbar ein reicher Mann für die Befriedigung dieses unwichtigen Bedürfnisses hohe Summen ausgeben können. Da der Vorrat der Seltenheitsgüter gering ist, wird also die hohe Schätzung, der hohe „subjektive Wert" auch durch die Grenznutztheorie erklärt. Jedoch der Geschmack der Menschen ist verschieden und über die Schönheit läßt sich streiten. Die Imitation eines Edelsteins, einer Perle kann auch nach dem herrschenden Geschmack schöner ausfallen, als das echte Juwel. Und der rationell handelnde Hausvater der Grenznutzschule müßte dann doch eigentlich die Imitation bevorzugen, zumal ja die Werturteile anderer weder sein Bedürfnis, noch seine Nutzenschätzung beeinflussen können. Die echten Perlen und Edelsteine wären nur für „Kenner" wertvoll, die wirklich

imstande wären, ihre Eigenschaften zu würdigen. Dasselbe würde von Gemälden, Plastiken usw. usw. gelten.

Gewiß beruht der Wert solcher Kostbarkeiten auf dem allgemeinen Sammeltriebe des Menschen, seinem Schmuckbedürfnis, seiner Freude am Glänzenden, Schönen, Seltsamen einerseits, und andererseits auf der Knappheit seines Vorrats dieser Güter. Aber nicht allein deshalb erscheint ein solches Seltenheitsgut allgemein als „wertvoll".

Sehen wir von Ausnahmen der Sonderlinge und Kinder ab, die dem Einfluß der Gesellschaft entrückt erscheinen, bzw. sich von ihr gesondert haben. Der Mensch schmückt sich nicht, um lediglich ein Schmuckbedürfnis zu befriedigen, sondern um zu zeigen, daß er Güter besitzt, die auch von anderen geschätzt werden, um die er von anderen beneidet wird, die sein Ansehen, seine Ehre vergrößern. Ebenso sammelt er nicht, um als isoliertes Individuum seinem Bedürfnisse des Sammelns zu fröhnen, sondern um „dauernde Werte" zu besitzen, die andere Menschen nicht haben, um die er von anderen beneidet wird, die sein Ansehen, seine Macht, seinen Reichtum zu vergrößern scheinen.

Im Grunde ist der Sammeltrieb des Individuums nur zu verstehen, wenn es nicht isoliert, sondern in Gemeinschaft mit anderen Menschen lebt, von denen es sich unterscheiden, über die es sich hinausheben, von denen es sich unabhängig machen will und denen es sich überlegen fühlen will, — und sei es durch den Besitz einer seltenen Briefmarke!

So hängt er offenbar zusammen mit den Kräften, die die Dynamik der Wirtschaft in dem von uns aufgefaßten Sinne bewirken. Er ist ein Teil des unerfüllbaren und deshalb unersättlichen Bestrebens nicht nur Nahrungs- und andere Konsumptionsbedürfnisse zu befriedigen, sondern auch Macht und Selbständigkeit in der Gesellschaft und trotz der Gesellschaft zu erreichen. Wie er als mächtige Auswirkung, als *auri sacra fames* die nie ruhende Dynamik auslöst, so ist er auch in dieser bescheideneren Auswirkung doch nicht ohne Folgen für die Ökonomik. Und deswegen müssen wir, wenn auch nur kurz und allgemein, auch die gesellschaftlichen und stofflichen Einflüsse darstellen, die für das Individuum bei Bewertung von solchen Seltenheitsgütern zur Geltung kommen müssen.

Nicht allein das Zusammenwirken von Schmuckbedürfnis und Mangel an Gegenständen zur Befriedigung desselben schafft den hohen individuellen und gesellschaftlichen Wert eines Juwels.

Nicht das Verständnis allein und die Freude an der Schönheit eines Schmuck- oder Kunstgegenstandes als überall gleiches nur durch den Vorrat beeinflußtes Bedürfnis schafft das Verlangen ihn zu besitzen.

Ein Wilder tauscht das Elfenbein gegen eine Glasperlenkette, die echte Perle gegen rotes Baumwolltuch. Der Besitzer einer schönen imitierten Perle hält diese im Wert so lange hoch, als er an ihre Echtheit glaubt, und wirft sie fort, sobald er über deren Unechtheit belehrt wird.

Ebenso wird in vielen Fällen der Besitzer einer Kopie eines alten Meisters handeln, die er vorher für echt und wertvoll, jetzt für unecht und wertlos hält. Die Eigenschaften, die Schönheit des Gegenstandes, bleiben unverändert, sein Wert erscheint jedoch dem Individuum verloren, weil er nicht mehr von anderen anerkannt und gewürdigt wird. Nicht nur das Bedürfnis auf der einen Seite, die Seltenheit auf der anderen bringen den „Wert" eines solchen Gutes hervor. Das Bewußtsein, einen Gegenstand zu besitzen, den andere gleichfalls hochschätzen, einen „Wert" zu besitzen, der anerkannten Wert hat, um den er von anderen beneidet wird, steigern die Wertschätzung des Menschen. Die individuellen Wertschätzungen bilden einander beeinflussend den gesellschaftlichen Wert, der wiederum als Gesamtheit der Wertschätzungen die einzelnen Werturteile beeinflußt.

Nicht der eigene Vorrat bzw. Mangel allein an dem betreffenden Gut und der Gesamtgütervorrat des Individuums, nicht der objektive Vorrat bzw. Mangel anderer, der Gesamtheit schließlich, und die objektiven Eigenschaften eines Gutes bestimmen die individuelle und gesellschaftliche Wertgeschätztheit desselben. Die Eigenschaften, die Qualität eines Gutes müssen den Menschen gesellschaftlich vermittelt sein. Das geschieht nur auf dem Wege der Wertbeeinflussung durch fremde Werturteile, durch die sich dem Individuum ebenfalls der Vorrat und Mangel anderer, schließlich der Gesamtheit vermittelt.

Dem Menschen, der allein und völlig abgeschnitten von der Gesellschaft lebt, ohne sozialen Wertbeeinflussungen zugänglich zu sein oder sie je verspürt zu haben, würde ein solches Seltenheitsgut, ein Goldstück, eine Perle, ein Edelstein nur geringen oder gar keinen „subjektiven Wert" haben.

Nur durch gesellschaftliche Beeinflussung läßt sich die allgemeine oder nach Gesellschafts- und Wirtschaftsgruppen gleichgerichtete hohe Wertschätzung solcher Seltenheitsgüter erklären.

Natürlich wird auch die stoffliche Wertbeeinflussung mitwirken müssen. Die stoffliche Würdigung wird aber, wie der gesellschaftliche Einfluß, sich bei dem einzelnen Individuum verschieden äußern und so verschieden stark sein. Ob aber beliebig vertretbare Güter, Monopolprodukte oder Seltenheitsgüter, bei allen können wir die Beeinflussung durch entgegenwirkende oder zusammenarbeitende Beeinflussung, durch Stofflichkeit und Gesellschaft nachweisen.

Ob laufender Preis, ob statistischer Monopol- oder Konkurrenzpreis — bei allen Gestaltungen des gesellschaftlichen Wertes werden wir diese einander widerstreitenden oder zusammenwirkenden Einflüsse feststellen können und müssen sie berücksichtigen, wenn wir zu einer Erklärung kommen wollen, die der Wirklichkeit entspricht.

b.

Es bliebe noch zu erörtern, wie weit Rechts-, Eigentums- und Zeitverhältnisse, schließlich Mode und Sitte das individuelle Werturteil beeinflussen. Es würde im Rahmen der geplanten Untersuchung zu weit führen, wollten wir die Einflüsse an einzelnen Beispielen erörtern.

Es kann so hier nur darauf hingewiesen werden, daß die Hoffnung auf steigenden Bedarf, auf Werterhöhung oder Wertverminderung in der Zukunft natürlich von bedeutendem Einfluß auf jedes Werturteil sind. Natürlich wird auch beim isolierten Subjekt bzw. Individuum die Spekulation auf Zeit und Gegenwart, die werterhöhende oder wertvermindernde Wirkung derselben eine Rolle spielen. Schließlich werden auch z. B. Konsumptionsgüter für die Gegenwart bei dringendem Bedürfnis als wertvoller erscheinen, als für die Zukunft[1]). Den Einfluß stofflicher Dauer und „Unverwüstlichkeit" auf das Werturteil haben wir bereits dargestellt.

Beim Kauf schließlich werden nicht nur rein stoffliche Einflüsse mitspielen (Würdigung der Eigenschaften auf Grund stofflicher Erfahrung), sondern auch gesellschaftliche. Und niemals wird der so geschätzte Nutzen sich sofort verwirklichen. Der Kauf bedeutet immer eine Spekulation auf einen in Zukunft eintretenden Nutzen, bei dem im Augenblick auch gesellschaftliche Einflüsse das auf Grund stofflicher Erfahrung gebildete Werturteil beeinflussen, falls diese Einflüsse nicht schon vorher sich geltend gemacht haben.

Gerade deswegen wird aber auch gerade der gesellschaftliche

[1]) Aber ebenso kann das Umgekehrte der Fall sein. So können wir in diesem Moment auch nicht die Rechtfertigung des Kapitalzinses erblicken, vgl. § 12b.

Einfluß Träger des Einflusses der Zeit auf das Werturteil sein. Die Aufblähungen des Wertes durch Kredit und Spekulation, alle Termin- und Börsengeschäfte dokumentieren den Einfluß der Zeit auf das Werturteil. Und dieser Einfluß ist in der Hauptsache bedingt durch die „Spekulation" auf das Werturteil anderer, ist vorherrschend durch gesellschaftliche Beeinflussung vermittelt und auch nur so zu erklären.

Dasselbe gilt natürlich auch von Beeinflussungen durch Sitte, Moral und schließlich die Mode und die Reklame. Nur unter Berücksichtigung der gegenseitigen Beeinflußbarkeit der Werturteile und des Einflusses ihrer Gesamtheit auf das einzelne Werturteil können wir zur richtigen Würdigung dieser Einflüsse gelangen. So sind auch Rechts- und Eigentumsverhältnisse nur unter Berücksichtigung sozialer Zusammenhänge und sozialer Wertbeeinflussung auf das einzelne Werturteil richtig zu würdigen.

Allein die schon von Marx geprägte, von Oppenheimer übernommene Bezeichnung des „künstlichen Monopols", des Rechtsmonopols zeigt uns den gewaltigen Einfluß, welchen der Schutz des Eigentums, auch des geistigen, also Patent- und Urheberrecht auf den gesellschaftlichen Wert und die individuelle Wertschätzung ausüben. Bestimmte Rechtsnormen und Kreditverhältnisse, staatliche Zwangsbestimmungen, wie z. B. Höchstpreise und künstliche Herabsetzung der Mieten können, wie uns die jüngste Vergangenheit und noch die Gegenwart beweist, auf den Wert nicht nur der Produkte, sondern auch der Produktionsmittel weitgehenden Einfluß ausüben. — Allerdings immer nur soweit, als deren Durchführung sich einzeln ermöglichen läßt, denn nur soweit können sie auf das individuelle Werturteil einwirken. Was anders sind diese Einflüsse als gesellschaftliche Wertbeeinflussungen!?

So mußte auch die Kritik gegen die rein isolierte Untersuchungsmethode der Grenznutzschule sich vor allem denjenigen Autoren aufdrängen, die in der Rechtsordnung die Grundlage und den Rahmen des wirtschaftlichen Lebens erblicken[1]).

So kann auch nur bei einer mehr gesellschaftlichen Betrachtungsweise, die die Fesseln der absoluten exakten Grenznutztheorie abgestreift hat, sich die Erkenntnis vermitteln, daß alle „nationalökonomischen Begriffe nur unter der Voraussetzung einer bestimmten Rechtsordnung verständlich sind"[2]).

[1]) Vgl. K. Diehl, Theoretische Nationalökonomie, Kap. 3 u. 8.
[2]) Diehl, ebenda 3. Kap., S. 41.

Und so kann die hier vorgetragene Auffassung des von gesellschaftlichen und stofflichen Einflüssen abhängigen Werturteils und die daraus gewonnene Ansicht über die Art des Zustandekommens des gesellschaftlichen Wertes nur immer unter Voraussetzung einer bestimmten Rechtsordnung Gültigkeit haben, die allerdings immer nur als „der allgemeine und weite Rahmen" aufgefaßt werden kann, der nur soweit, als er „mit Geist und Sinn der Bevölkerung und der Zeit übereinstimmt, Gültigkeit haben kann".

So kann es sich bei der Darstellung des Werturteils, wie sie im vorhergehenden versucht wurde, nur um Werturteile von Individuen handeln, die innerhalb der bestehenden Gesellschaftsform, die den Schutz des Eigentums verbürgt, in Beziehungen zu einander leben.

In Zeitalter größerer oder andersartiger gesellschaftlicher Bindungen und Beziehungen, im Zeitalter der Naturalwirtschaft, der Stadtwirtschaft, der freien Geld- und Tauschwirtschaft schließlich und des Kapitalismus, müssen naturgemäß die Werturteile verschieden ausfallen und verschiedenen Einflüssen unterliegen, müssen sowohl stoffliche als soziale Wertbeeinflussungen sich verschieden stark und in verschiedener Art geltend machen.

In sozialistischen oder kommunistischen Staate schließlich würden ganz andere Werturteile Platz greifen müssen, soweit seine Rechtsnormen die Verhältnisse der Individuen zueinander ändern, andere soziale Beschränkungen und Gefühle hervorzurufen vermögen — vorausgesetzt allerdings, daß diese Form des Staatswesens bzw. der Wirtschaft sich durchführen ließe.

Immer aber werden es individuelle Wertschätzungen sein, die den gesellschaftlichen Wert, den Tauschwert bestimmen und bilden und von ihm wieder modifiziert werden — auch innerhalb einer derartigen Wirtschaftsform.

Auch wenn der gesellschaftliche Wert von Staats wegen festgesetzt würde, würde er eben als Tauschwert doch nur soweit sich durchsetzen können, als es der Gesellschaft bzw. dem Staat gelänge, die individuelle Wertschätzung zu beeinflussen. Jedoch auch die Preis- bzw. Wertfestsetzungen der Behörden würden auf — Schätzung beruhen, die wiederum von Stofflichkeit und von den in der Gesellschaft herrschenden Ideen, dem augenblicklichen Ethos, beherrscht werden würden. Und sei dieser Wert auch durch Schätzung der gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit bzw. die dafür erforderliche Menge gesellschaftlich (technisch) notwendiger Durch-

schnittsarbeit und Reduzierung der Qualitätsarbeit nach dem — Lohn gefunden!

So werden niemals objektive Ursachen allein den gesellschaftlichen Wert bestimmen können, weil eben doch die individuellen Wertschätzungen, aus denen er entsteht, nie rein objektiv sein können — wie sie auch nie rein „subjektiv" sind.

Deshalb wird auch weder eine rein objektive noch eine isoliert subjektive Wertursache noch ein absolutes Wertmaß gefunden werden können. Der Wert wird immer nur auf stofflich und gesellschaftlich beeinflußter Vorstellung von Menschen beruhen, wird nie eine absolute, stets nur eine relative Beziehung sein.

III. Kapitel

Der relative (organische) Wert.

§ 9.

Die Wertursache.

a.

So kommen wir zu der Behauptung, daß die individuelle Wertschätzung die Grundlage für die Entstehung und Höhe des Tauschwertes, des gesellschaftlichen Wertes bildet in der Weise, daß die verschiedenen individuellen Wertschätzungen eines Gutes einander beeinflussend den gesellschaftlichen Wert bilden und bestimmen, und der so gebildete gesellschaftliche Wert wiederum die einzelnen individuellen Wertschätzungen beeinflußt.

Wollen wir ein *tertium comparationis* aus der physikalischen Erscheinungswelt heranziehen, so würde also nicht ein Vergleich mit Wellenbewegungen (Böhm-Bawerk) oder Pendelschwingungen (Oppenheimer) einen geeigneten Vergleich abgeben, sondern eher das Bild der gegenseitigen Influenz magnetischer Felder oder elektrischer Spannungen[1]) und Felder. Da sich der gesellschaftliche Wert auf menschliche Wertschätzungen als Lebensäußerungen menschlicher Individuen gründet, wird natürlich auch dieser Vergleich insofern hinken, als er nicht das Organische und deshalb notwendig Amechanische dieser gesellschaftlichen Beziehungen erfassen und darstellen kann.

[1]) Wenn man neuerdings in der einschlägigen Literatur und auch in Preisu. Börsenberichten öfter von der Spannung der Preise bzw. des Preises lesen kann, so zeigt dieser Ausdruck u. E. ein richtiges Gefühl für das Wesen dieser Erscheinung. Auch wir werden im weiteren Verlauf der Untersuchung öfter genötigt sein, derartige Vergleiche zur Verdeutlichung heranzuziehen.

Die menschliche Wertschätzung heftet sich an wirtschaftliche Güter: d. h. nur solche Gegenstände werden geschätzt, die einmal gewisse stoffliche Eigenschaften besitzen, die von Natur bestehenden oder durch gesellschaftliche Einflüsse hervorgerufenen Bedürfnissen entsprechen, und deren Vorrat andererseits von Natur oder durch die Gesellschaft für den einzelnen beschränkt sein muß. Das gilt, wie festgestellt wurde, auch von beliebig reproduzierbaren Gütern.

Da sowohl der Vorrat, als die Bedürfnisse nicht die isolierter Individuen sind, werden sie einmal von der Materie beeinflußt werden, andererseits aber auch von der Gesellschaft, vom Zusammenleben der Menschen und ihrem gegenseitigen Einwirken aufeinander durch Eigentums- und Rechtsverhältnisse, Sitte, Moral und Gewohnheit.

So muß sich notwendig eine doppelte Beeinflußbarkeit des menschlichen Werturteils, der individuellen Wertschätzung ergeben: die stoffliche und die gesellschaftliche.

Die stoffliche Wertbeeinflussung wird ausgeübt durch die stofflichen Eigenschaften eines Gutes und die in ihm liegenden objektiven Ausnützungsmöglichkeiten für menschliche Zwecke, die je nach den Zwecken des Individuums verschieden sein werden, also qualitativ. Ferner durch den persönlichen Mangel bzw. Vorrat an dem betreffenden Gut und schließlich durch den gesamten eigenen Vorrat an Gütern des betreffenden Individuums, also quantitativ.

Wir mußten erkennen, daß diese Beeinflussung durch die Stofflichkeit verschieden stark ist, je nach der mehr oder minder wirtschaftlichen Einstellung des Individuums, beruhend auf individueller Veranlagung und persönlicher Erfahrung. Wie weit der Mensch die stofflichen Eigenschaften eines Gutes erkennt und würdigt, wieweit er sie ausnützt und in Beziehung bringt zu den Zwecken seiner Wirtschaft und zu seinen nicht immer rationellen und gleich gerichteten Bedürfnissen, hängt ab von seiner individuellen Veranlagung und Erfahrung. Ebenso wieweit er dem Mangel und Vorrat an dem in Frage stehenden Gut und wieweit er seinem Gesamtgütervorrat auf diese Würdigung der Eigenschaften eines Gutes zur Befriedigung seiner Bedürfnisse Einfluß einräumt.

Wieweit er „verständig" wirtschaftet, das ist verschieden je nach seiner wirtschaftlichen Veranlagung und Einstellung. Der Punkt, an dem ein „Grenznutzen" im Sinne der subjektiven Schule

eintreten würde, ist infolgedessen bei dem einzelnen Individuum nicht derselbe, ist nicht nur durch Größe oder Mangel des Vorrats und Gesamtvorrats bestimmt. Er ist abhängig von der mehr oder weniger großen ökonomischen Einstellung und Erfahrung des Individuums und kann so einem gewissen Optimum genähert werden.

Die Stofflichkeit übt quantitativen und qualitativen Einfluß aus. Dieser ist je nach der Einstellung der Persönlichkeit verschieden.

Nur das gesellschaftliche Zusammenleben sorgt für einen Austausch dieser verschiedenen Erfahrungen, für eine gewisse Annäherung und Gleichrichtung der Bedürfnisse und der Art ihrer Befriedigung. Geben wir das aber zu, dann müssen wir für das vergesellschaftete Individuum auch diese gesellschaftlichen Einflüsse auf sein Werturteil genau wie die stofflichen berücksichtigen.

Der eigene Vorrat ist, wie die Bedürfnisse, keine gegebene Größe, beide wechseln je nach Natur und Rechtsverhältnissen einerseits, nach Zahl und Stärke der Begehrungen des einzelnen und der Gesellschaft andererseits. Der Mensch ist mehr oder weniger in seiner ökonomischen Existenz abhängig von der Gesellschaft und ihren Bedürfnissen und diese Abhängigkeit muß ihm mehr oder weniger deutlich zum Bewußtsein kommen. So muß auch sein Werturteil nicht nur von den bestehenden Verhältnissen seiner Wirtschaft beeinflußt sein, weil diese Verhältnisse wiederum mehr oder weniger von denen der Gesamtheit abhängen. Das Werturteil anderer, schließlich der Gesellschaft muß von ausschlaggebendem Einfluß auf das des Individuums sein. Allerdings nicht in der Art, daß es völlig in jedem Falle mechanisch davon abhängig wäre. Das Bedürfnis entsteht im Menschen und ist a priori verschieden; und so kann es sich auch nur um verschieden starke Einflüsse der Stofflichkeit und Gesellschaft handeln, nie um eine absolute Bestimmung durch diese.

Wieweit und ob das vergesellschaftete Individuum seinem Vorrat bzw. Mangel Einfluß auf sein Werturteil einräumt, wie weit es die im Stoffe gelegenen Möglichkeiten zur Ausnützung für seine Zwecke erkennt, — das ist abhängig von der Würdigung dieser Eigenschaften durch andere Menschen und schließlich von dem Vorrat anderer und der Gesamtheit, soweit er sich in deren Werturteil widerspiegelt und über das Werturteil zum Einfluß auf das Individuum gelangt.

Auch der Einfluß fremder Werturteile und schließlich des gesellschaftlichen Wertes äußert sich also einmal qualitativ als

Vermittlung der Erkenntnis im Stoffe gelegener Möglichkeiten und ferner quantitativ als Beschränkung oder Erweiterung durch den Preis.

Der Grad dieser gesellschaftlichen Einflüsse ist abhängig von der mehr oder weniger wirtschaftlichen Einstellung des Individuums bzw. dessen Einstellung auf die Marktwirtschaft.

Sie verändern das Werturteil des Individuums einmal in Hinsicht auf die eigene Wirtschaft und deren Vorrat und Bedarf. Neue Bedürfnisse können ausgelöst werden durch Bedürfnisse anderer und Herstellung bzw. Zuführung neuer Güter. So können auch Wertschätzungen bisher ungeschätzter oder minder geschätzter Güter entstehen. Es können durch größere oder geringere Wertschätzung anderer für ein bekanntes Gut neue Ausnützungsmöglichkeiten und Bewertungen, geringere oder höhere Werturteile bei einzelnen Individuen ausgelöst werden.

Ferner wirken die gesellschaftlichen Einflüsse in Hinsicht auf die Tauschmöglichkeit, die dem Individuum erhöht oder vermindert erscheint, je nach der Würdigung durch andere Menschen bzw. die Gesellschaft.

Beide Arten der Ausnützungsmöglichkeit sind aber ineinander und miteinander verknüpft, so daß wir nicht den „subjektiven" Tausch- oder Gebrauchswert trennen können, sondern Tauschmöglichkeit und eigene Verwertungsmöglichkeit bestimmen zusammen das Werturteil.

Nur als gesellschaftliche Einflüsse und durch gesellschaftliche Vermittlung kommen schließlich auch Recht, Sitte, Mode und Zeit zu stärkstem Einfluß auf das Werturteil des einzelnen, weil und soweit er seine Abhängigkeit von der Gesellschaft und sein Verbundensein mit ihr empfinden muß.

So bilden gesellschaftliche Beschränkungen durch geltendes Recht die notwendige Voraussetzung dafür, daß die quantitative gesellschaftliche Beeinflussung durch den von anderen gebotenen oder geforderten Preis eintreten kann. Und so kommen auch gesellschaftliche Sitte und Gewohnheit und schließlich die Mode zu qualitativem Einfluß auf das Werturteil. So sind schließlich die Einwirkung von Reklame und Spekulation auf das Werturteil als mögliche Verstärkung qualitativer und quantitativer gesellschaftlicher Einflüsse unter Berücksichtigung zeitlicher Momente aufzufassen.

Fragen wir uns nun, wie diese Einflüsse vermittelt werden, so erkennen wir: aus einzelnen einander beeinflussenden Wert-

urteilen bilden sich Werturteile der Gruppen, schließlich der Gesamtheit. Die Schätzung der Gesamtheit beeinflußt wiederum das Individuum und wird ihm vermittelt durch Einflüsse der Gesellschafts- und Wirtschaftsgruppe.

Nur durch die Wirtschaftsgruppe und nach Wirtschaftsgruppen werden die Ausnützungsmöglichkeiten vermittelt, und durch die Wirtschaftsgruppe gesellschaftliche Beschränkungen in Gestalt des Marktpreises und schließlich des Weltmarktpreises.

Trotz individuell verschiedener Bedürfnisse werden wir nach Wirtschaftsgruppen, wie auch die vorhergehenden Untersuchungen zeigten, eine Gleichrichtung der Bedürfnisse und der Art ihrer Befriedigung und so der Stärke gesellschaftlicher und stofflicher Wertbeeinflussungen annehmen dürfen.

Der Umstand, ob das Individuum kaufen oder verkaufen, tauschen oder nicht tauschen will, hängt also nicht nur von der Quantität seines Gesamtvorrats und Vorrats, sondern ebenso von diesen gesellschaftlichen Einflüssen ab.

Nicht nur sein „subjektiver Tauschwert", auch sein „subjektiver Gebrauchswert", kurz seine ganze Wertschätzung wird je nach seiner wirtschaftlichen Einstellung und Individualität gesellschaftlich und stofflich beeinflußt, erhöht oder vermindert.

Natürlich können wir bei Untersuchung der Preisbildung nicht die Individualität des einzelnen soweit berücksichtigen, daß wir die Stärke dieser Beeinflussungen, die auch je nach der Veranlagung verschieden ist, einzeln berücksichtigen. Wohl aber tragen wir dieser Individualität dann Rechnung, wenn wir allgemein die Relativität dieser Einflüsse auf das Individuum im Sinne des individuell Persönlichen, Lebendigen, Amechanischen erkennen und nur die Gruppe, der der Mensch organisch sich einreiht oder eingereiht ist, als Gemeinsames gelten lassen. Nicht für Messung, wohl aber für Untersuchung der Bildung des gesellschaftlichen Wertes gibt uns diese Methode, wie wir zu zeigen versuchten, viele Anhaltspunkte. Je nach der Wirtschaftsgruppe werden die Einflüsse der Stofflichkeit und Gesellschaft sich vereinheitlichen lassen.

So wie wir feststellten, daß die stoffliche Wertbeeinflussung durch die Erfahrung das individuelle Werturteil einem gewissen Optimum nähern kann, so müssen wir auch erkennen, daß auf dem Wege gesellschaftlicher Beeinflussung die Individuen ihre Erfahrungen einander gegenseitig vermitteln können, und so die einzelnen Werturteile unter Umständen einem solchen genähert werden können, aber nicht müssen.

Es ist sicher der Fall, daß gewisse Ausnützungsmöglichkeiten eines Gutes für menschliche Bedürfnisse nur durch gesellschaftliche Einflüsse, durch Einflüsse der Gruppe, vermittelt werden können und die Art ihrer Befriedigung so gleichgerichtet werden kann. Ob diese Art jedoch immer die rationellste sein wird, das ist nicht unbedingt vorauszusetzen.

Insofern als die Stofflichkeit sich immer wieder Geltung verschaffen kann und wird, kann man wohl von einer Tendenz des gesellschaftlichen Wertes, sich einem „wirtschaftlichen Wert"[1]) zu nähern, reden. Es ist aber immer nur eine Tendenz, die sich unter Umständen Geltung verschafft, nie von Dauer ist.

Allerdings kann der gesellschaftliche Wert, das Zusammenwirken verschiedenster Wertschätzungen, das Zusammen- und Gegeneinanderwirken stofflicher und gesellschaftlicher Beeinflussungen, da er in seiner Gesamtheit wiederum die einzelnen Werturteile beeinflußt, sie gewissermaßen korrigiert, dieselben einem gewissen Optimum entgegen führen. So können unter Umständen gewisse Ausnutzungsmöglichkeiten eines Gutes durch den Tausch, also durch Einfluß des gesellschaftlichen Wertes, vermittelt werden, allzu große Hoffnungen, die das Individuum auf ein bestimmtes Gut setzte, durch fortschreitende stoffliche und in der Folge gesellschaftliche Einflüsse modifiziert werden. Der Gesamtvorrat bzw. Mangel kann dem Individuum durch gesellschaftliche Einflüsse vermittelt werden, und schließlich können infolge der Konkurrenz die Wertschätzungen heruntergedrückt, in bezug auf die Geldeinheit nivelliert werden.

Allein, falls wirklich durch freie Konkurrenz ein solches Optimum erreicht werden könnte — infolge der Dynamik werden immer wieder eingesunkene und auf die Stofflichkeit zurückgeführte Aufblähungen der Wertschätzung durch neue abgelöst, statische Grenzerscheinungen immer wieder durch stoffliche oder gesellschaftliche Einflüsse durchkreuzt werden können. Vollends kann man nicht von einer Nivellierung der individuellen Wertschätzungen reden, von einer Tendenz, den „Grenznutzen" des Individuums in verschiedenen Konsumzweigen auf dasselbe Niveau zu bringen. Es sind immer relative, individuelle Schätzungen von Ware und Preisgut, es muß nicht die Wertschätzung der Individuen für ein Gut gleich sein, wenn sie die gleichen Preise zahlen, noch würde

[1]) Im Sinne Stephingers a. a. O. S. 82. „Wirtschaftlicher Wert" in ähnlicher Bedeutung wie der volkswirtschaftliche Wert Böhm-Bawerks und Wiesers.

die gleiche individuelle Wertschätzung eines Gutes schon gleiche Preise bedingen. Mit Recht wendet sich Böhm-Bawerk (Grundzüge § 11) gegen diese von Schäffle[1]) vertretene Auffassung, und so erscheint auch die Polemik Cassels[2]) gegen Walras[3]), Pareto[4]) und Patten[5]), welche innerhalb der Grenznutztheorie daran festhalten, als zutreffend. Es erscheint die Behauptung von einer möglichen Maximalbefriedigung immer problematisch, setzt nicht nur eine mögliche Sättigung, sondern a priori auch gleiche Bedürfnisse voraus, gilt immer nur unter gewissen Voraussetzungen als Tendenz unter gewissen Umständen

Die verschiedenen Werturteile sind relativ bedingt, können durch gesellschaftliche Einflüsse erhöht und erniedrigt werden; die stoffliche Beeinflussung kann durch die gesellschaftliche, die gesellschaftliche durch stoffliche verdrängt werden, und beide können zusammen arbeitend einander unterstützen.

Immer aber können wir ein Zusammen- oder Gegeneinanderwirken beider erkennen, ja wir müssen es voraussetzen, sobald wir eine gewisse Gleichrichtung der einzelnen Bedürfnisse und der Art ihrer Befriedigung sowohl als eine relativ gleiche Höhe der Werturteile in bezug auf die Geldeinheit feststellen können.

b.

Der Nutzen, den ein Individuum aus einer Ware zieht, von ihr erwartet, ist also nicht nur durch die Quantität der betreffenden Ware, also seinen Mangel oder Vorrat daran und schließlich seinen Gesamtgütervorrat allein, sondern auch durch relativ verschiedene gesellschaftliche und qualitativ-stoffliche Einflüsse bestimmt.

Die Wertschätzung des Menschen wird immer, braucht er Güter zum Konsum, in stärkster Weise durch seinen Vorrat beeinflußt werden. Nur dasjenige Konsumptionsbedürfnis, das von seinem Vorrat nicht mehr bedeckt wird, bzw. dasjenige, welches er von dem betreffenden Gut noch bedeckt, oder durch den Erwerb bedecken zu können glaubt, wird sich ihm bemerkbar machen. Nur dieses Bedürfnis ist ihm augenblicklich konkret. Es wird immer

[1]) Schäffle, System der menschlichen Wirtschaft, 3. Aufl., S. 184ff.
[2]) „Grundzüge einer elementaren Preislehre" S. 435.
[3]) Walras, Théorie mathématique de la richesse sociale, Lausanne 1883, p. 23.
[4]) Pareto, Cours d'Economie politique I, S. 46, Lausanne 1896.
[5]) Patten, Die Bedeutung der Lehre vom Grenznutzen, Jahrb. f. Nationalökonomie, Bd. 57, 1891.

dasjenige sein, welches er relativ zu anderen am geringsten einschätzt.

Soweit er aber alle Bedürfnisse, die ihm wichtiger erscheinen, aus seinem Vorrat befriedigen kann, erscheinen sie ihm nicht wichtig, sondern unwichtig, sind ihm nicht konkret. Das einzige konkrete Bedürfnis ist ihm das unbedeckte und dieses erscheint ihm im Augenblick als das Wichtigste.

Da wir aber das Bedürfnis nicht nur als quantitativ bestimmt erkannt haben, da wir behaupten, daß die Reihenfolge der Bedürfnisse beim einzelnen Individuum sehr verschieden sein kann, nicht nach rationeller Erwägung erfolgt, können wir auch die gekünstelte Bezeichnung des „letzten" Bedürfnisses, das uns allenfalls nur als „letztgeschätztes" erscheinen könnte, fallen lassen und definieren: der Wert eines Gutes bestimmt sich dem Individuum nach dem höchstgeschätzten konkreten Bedürfnis, das es erfüllt.

Daß dieses Bedürfnis dem Individuum bei näherer Überlegung als das Mindestwichtige erscheinen wird, geben wir ja dadurch zu, daß wir dem Vorrat bzw. einer Vergrößerung desselben vermindernden Einfluß einräumen und umgekehrt! Aber eben nur einen Einfluß neben anderen. Von einem „letzten" Bedürfnis können wir auch deswegen nicht reden, weil die Reihenfolge derselben nach ihrer Wichtigkeit für jedes Individuum eine andere sein kann, ein nach verallgemeinernd „rationeller" Schätzung unwichtigeres vor einem nach „rationeller" Schätzung wichtigeren stehen kann.

Wir geben zu, daß bezüglich des Wertes von Gütern, die zur Befriedigung des allgemein wichtigsten menschlichen Bedürfnisses, des Nahrungsbedürfnisses dienen, immer der Vorrat eine besonders ausschlaggebende Rolle spielt, da es in der Regel auch beim Individuum die erste Stelle einnehmen wird.

Immerhin sind auch bei der Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses schon gesellschaftliche Einflüsse mitwirkend, üben auf die Art der Befriedigung desselben durch dieses oder jenes Nahrungsmittel eine Wirkung aus, die sich z. B. in der Gewohnheit diese oder jene zu bevorzugen äußert.

Und ferner wird es je nach der gesellschaftlichen Einstellung und der individuellen Veranlagung des Individuums verschieden sein, einen wie großen Platz es der Befriedigung dieses Bedürfnisses einräumt. Dieser Umstand ist nicht immer, und wohl in der Mehrzahl der Fälle, nicht nur vom Vorrat und Vermögensstande abhängig.

Bei Befriedigung des Kleidungs-, Wohnungs-, Schmuckbedürf-

nisses werden diese relativ verschiedenen Einflüsse von noch ungleich stärkerer Wirkung sein. Es wird nicht unbedingt von der Größe des Vermögens und Einkommens eines Individuums abhängen, einen wie großen Teil desselben es für Wohnung und Kleidung opfert, wie hoch, d. h. an welchem Platze ihm dieses Bedürfnis steht, ob er sich nicht auf Kosten des (rationell) wichtigeren Nahrungsbedürfnisses einen größeren Luxus der Wohnung und Kleidung erlaubt, oder schließlich für Reisen, Theater, Bücher, Konzerte (also für Luxus nach rationeller Betrachtung) Wohnungs-, Kleidungs-, oder gar gewohnte Nahrungsbedürfnisse versagt.

Eine gewisse Gleichrichtung wird allerdings durch gesellschaftliche Einflüsse erzielt sowohl in bezug auf Rangordnung, als auch auf Richtung und Stärke, und schließlich die Art der Befriedigung der Bedürfnisse. Ob kostbare oder einfachere Stoffe bevorzugt, kleinere oder größere, prunkvollere oder einfachere Wohnungen gemietet, dieser oder jener Modegegenstand gekauft wird, dafür sind sicher Vorrat und Gesamtgütervorrat ausschlaggebend. Ebenso aber Einflüsse der Gesellschaft, die erst die verschiedene Würdigung stofflicher Qualität gleichzurichten vermögen, die Stärke und Reihenfolge der Bedürfnisse bestimmen. Schließlich die mehr oder weniger wirtschaftliche Einstellung des Individuums.

Und deswegen eben erkennen wir: von einem lediglich quantitativ bestimmten „letzten" Nutzen können wir nicht reden. Der Erkenntnis, daß es immer die dem Individuum unwichtigste Verwendungsart ist, werden wir auch dann gerecht, wenn wir sagen, der Wert eines Gutes bestimmt sich durch den, nach Maßgabe des Vorrats und Gesamtvorrats, gesellschaftlich und qualitativ-stofflicher verschieden wirkender Einflüsse zustandekommenden, **höchstgeschätzten konkreten Nutzen** des Individuums.

Der höchstgeschätzte konkrete Nutzen bestimmt den individuellen Wert eines Gutes. Wir dürfen ihn auf Grund der gewonnenen Erkenntnis nie als absolut, durch Quantität der zuletzt hinzugetretenen oder wegfallenden Einheit bestimmt, betrachten, wodurch wir zu einer absoluten Nutzeneinheit, bei beliebig teilbaren Gütern schließlich zu einem Nutzen- oder Wertatom gelangen könnten!

Wie beurteilt ein Individuum die Quantität einer Ware bzw. eines Teiles derselben?

Lediglich nach ihrer Qualität für sein augenblicklich höchstgeschätztes konkretes Bedürfnis, und zwar als Ganzes. Allerdings wird die Schätzung der Qualität von der Quantität und dem Gesamtgütervorrat in den meisten Fällen mitbestimmt, ebenso aber

von anderen gesellschaftlichen und stofflichen Einflüssen, und wird nach Maßgabe derselben verschieden hoch erscheinen.

So ist auch der höchstgeschätzte individuelle Nutzen der hinzutretenden oder fortfallenden Teilquantität mit abhängig von diesen gesellschaftlichen und qualitativen Einflüssen, und wird nur nach der Qualität des Ganzen beurteilt.

Aus diesem Grunde kann der Nutzen des Gesamtgütervorrats oder Vorrats eines bestimmten Gutes weder durch Addition oder Multiplikation des Nutzes der letzten Einheit, noch durch Erwägungen über den Wegfall „wichtiger" oder „minder wichtiger" Bedürfnisschichten[1]) rechnerisch gefunden werden. Weder bestimmt die Quantität des Ganzen allein den Nutzen des Teiles, noch der Nutzen des Teiles den des Ganzen.

Quantitäten sind dem Individuum durch Gewicht oder Längenmaß messbar, — ihr Nutzen, ihr Wert, jedoch nur durch Vergleich ihrer Qualität zu der anderer Güter. So kann das Individuum durch Vergleich des höchstgeschätzten Nutzens feststellen, ein wie großes Quantum ihm erforderlich erscheint, zur Befriedigung seiner augenblicklichen konkreten Bedürfnisse, zumal ihm selber die Reihenfolge seiner Bedürfnisintensitäten sicher unter allen Umständen meßbar ist! Nie aber kann der Betrachtende dieselben messen und der höchstgeschätzte Nutzen ist, wie der Grenznutzen, als Wertmaß immer nur von relativer Bedeutung, kann uns nur als Ursache für Entstehung und Höhe des Wertes erscheinen, nie als Wertmaß.

Allerdings hat das Individuum in der Einheit eines Gutes ein Wertmaß, durch das es den höchstgeschätzten Nutzen jedes beliebigen Gutes im Vergleich zu dem anderer mißt. Das ist die Geldeinheit.

Wir erkannten im Verlauf der vorhergegangenen Untersuchungen, daß eine jede Wert- bzw. Nutzenschätzung eines Individuums ein Vergleich sein muß, einen solchen in sich schließt mit der Wertschätzung anderer Güter, die es dem Genuß zum Opfer bringt. Auch Böhm-Bawerk[2]) erkennt, daß der „Grenznutzen" nicht immer der Nutzensphäre derselben Gütergattung angehören müsse wie Wieser[3]) behauptet, sondern daß diese Behauptung nur bei Abstraktion von jedem Tauschverkehr Gültigkeit habe.

---

[1]) Böhm-Bawerk, „Grundzüge", S. 34/35.

[2]) „Grundzüge", S. 39.

[3]) „Ursprung und Hauptgesetze des wirtschaftlichen Wertes", Wien 1884, S. 128.

Zugegeben, daß in einer andern Wirtschaftsform, im Zustande der Naturalwirtschaft z. B., nur andere im Besitz des tauschenden oder vertauschenden Individuums befindliche Güter zum Vergleich des gewährten oder erhofften, geschätzten Nutzens herangezogen werden mochten, so werden es schon damals nicht nur solche gewesen sein, die derselben Nutzenssphäre angehörten, sondern das Individuum wird eben so unwirtschaftlich, oder noch unwirtschaftlicher als das heutige, alle möglichen anderen, die sein Begehren erregten und ihm erreichbar waren, damit verglichen haben.

Innerhalb der Tauschwirtschaft, der Geldwirtschaft jedoch kann das Individuum alle anderen Güter, auf die sich sein Begehren richten könnte, zum Vergleich heranziehen.

Es wird dies tun, ob es tauscht oder nicht tauscht, ob es die Ware zum Konsum, oder zum eigenen Gebrauch heranzieht oder zum Tausch benutzt, sobald es sich ein Urteil über den Wert eines Gutes bilden will. Innerhalb der Geld- und Tauschwirtschaft wird es immer in der Geldeinheit und durch dieselbe schätzen.

Wie stellen sich dem Menschen die geopferten Güter durch das Mittel der Geldeinheit, der Einheit des wertvollen Tauschguts dar? Die Antwort kann nur lauten: als ihre Preise. Die Preise stellen ihm relativ auf die Geldeinheit das Urteil anderer, des Marktes, der Gesellschaft über die Güter dar.

Das Werturteil des Individuums wird also nicht nur vom Marktpreis des in Frage stehenden Gutes gesellschaftlch beeinflußt, sondern auch vom Preise anderer Güter, die nicht derselben Nutzensphäre anzugehören brauchen.

Damit ist aber nicht gesagt, daß das individuelle Werturteil nur auf den Preise bzw. den Preisen beruhe[1]).

Weweit es gesellschaftlichen Einflüssen gelingt, das Werturteil des Individuums zu beeinflussen, das hängt von seiner wirtschaftlichen Einstellung ab. Der Umstand, ob es einen Preis zahlt, hängt nicht vom — Preise ab. Wieweit sich dem einzelnen der Nutzen der geopferten Güter lediglich als Preis darstellt, oder wieweit er seinem persönlichen Vorrat und Gesamtvorrat auf diese Opfer- oder Nutzenschätzung Einfluß gewährt, das ist abhängig von der

[1]) Keinesfalls stellt sich der individuelle Wert eines Gutes nur als Funktion der Preise dar, wie G. Cassel (Grundriß einer elementaren Preislehre, Zeitschr. f. d. ges. Staatswissenschaft, 55. Jahrg. (1899) S. 413/14) behauptet. Die Preise stellen nur einen Einfluß von relativer Stärke dar. Nur wenn wir in den Fehler verfallen, den Preis dem individuellen Werte gleichzusetzen, würden wir zu einer solchen Auffassung kommen können, vgl. dazu im folgenden § 10a.

Stärke stofflicher oder gesellschaftlicher Einflüsse auf sein gesamtes Werturteil überhaupt; also sowohl von seinem Vorrat und Gesamtgütervorrat, als seiner wirtschaftlichen Einstellung.

Die Opferschätzung ist ein Teil seiner Nutzenschätzung überhaupt; und dadurch, daß wir eine Beeinflussung durch den Marktpreis und die Gesellschaft auf das Werturteil zugeben, haben wir auch diesem Umstand schon Rechnung getragen.

So ist die Geldeinheit nur das Mittel, durch das der Mensch den Nutzen anderer Waren zum Vergleich heranzieht. Auch wenn er als Verkäufer auftritt, schätzt er durch das Mittel des Geldes, das er für die hingegebenen Waren begehrt, nur den Nutzen der begehrten Güter, die er wiederum dafür eintauschen will — solange er das Geld zu unmittelbaren Konsumptionszwecken erwirbt, bzw. erwerben muß.

Soweit wir das Geld als Konsumptions- bzw. Tauschmittel betrachten müssen, besteht die ihm häufig beigelegte Bezeichnung des „Schleiers" des „Gold- oder Geldschleiers" zu Recht.

Wir müssen durch diesen Schleier hindurchsehen bzw. das Individuum sieht durch ihn hindurch, wenn es den Nutzen der Güter vergleicht. Doch erscheint das Bild des Schleiers nicht ganz zutreffend. Der Schleier hat größere oder kleinere Maschen; nicht für jedes Individuum ist der Wert der Geldeinheit gleich groß. Vielmehr erscheinen ihm auch je nach der Bewertung der Geldeinheit, die keine absolute, sondern eine relative Maßskala darstellt, die Preise anderer Güter relativ höher oder niedriger und wirken dementsprechend auf seine Nutzenschätzung ein. Vielmehr würde der Vergleich mit einer Linse von größerer oder geringerer Brennweite das Richtige treffen. Je nach der Brennweite der Linse, geringerer oder höherer Bewertung des Preisgutes, erscheint ihm der Preis der Güter höher oder niedriger und kommt so zu anderer Wirkung auf seine Nutzenschätzung.

Können wir also das Preisgut dem Werturteil des Individuums, solange es Tauschgut ist, nicht als selbständige Ware gegenüberstellen, so wird es doch auch als Tauschgut für die geopferten oder begehrten Güter verschieden hoch geschätzt, ist die Bewertung seiner Einheit verschieden hoch.

Wie bestimmt sich nun sein höchstgeschätzter Nutzen bzw. der seiner Einheit? Er hängt, — solange das Geld nur für den unmittelbaren Tausch anderer Güter in Betracht kommt, — von dem „gesamten Versorgungsstande der betreffenden Person ab"[1]), ist ein

[1]) Böhm-Bawerk, Grundzüge S. 220.

Vergleich zum Gesamtgütervorrat, wird für den „Reicheren kleiner, für den Ärmeren größer sein". Sein höchstgeschätzter Nutzen schließt also einen Vergleich in sich zwischen den gesamten Konsumptionsbedürfnissen und dem Gesamtgütervorrat einer Person in sich, ist bestimmt durch den Nutzen aller anderen Güter im Vergleich zum Gesamtvorrat. Jedoch müssen wir uns fragen: ist jede Ausgabe nur von einer genauen Kalkulation des Einkommens und in der Folge des Vermögens, schließlich der Preise aller anderen Güter und ihres gewährten bzw. geschätzten Nutzens abhängig? — Oder hat nicht ein Individuum oft nur eine unbestimmte Vorstellung von der Größe seines Einkommens und Vermögens, schließlich von der „Kaufkraft" des Geldes, seinem Nutzen im Vergleich zum Nutzen der dafür einzutauschenden Güter? Gibt es nicht Verschwender und Sparsame[1]), rationell und weniger rationell wirtschaftende und rechnende Individuen? Ist die Bewertung der Geldeinheit nur von der Größe des Vermögens und Einkommens, sowie der gesamten Verfügungsgewalt einschließlich des Kredits abhängig, und nicht vielmehr ebenso von der mehr oder weniger wirtschaftlichen Einstellung, von Einflüssen des Berufs und Wirtschaftsgruppe, schließlich der Gesellschaftsklasse?

Der höchstgeschätzte Nutzen des Preisgutes, wie der der Ware ist also von mehr oder minder starken gesellschaftlichen und stofflichen Einflüssen je nach der Wirtschaftsgruppe und Einstellung des Individuums abhängig.

Schließlich spielt aber bei fast allen Menschen die von der Stofflichkeit unterstützte gesellschaftlich vermittelte Vorstellung eines ‚dauernden Wertes" gegenüber anderen Gütern, seiner Eignung als Schatzgut, als Vermögensgut, eine größere oder kleinere Rolle. Diese Bestimmung des Geldes, die eine ganz andere selbständige Bewertung desselben hervorbringt, bedeutet also unter Umständen eine Einschränkung des zum Konsum in Frage kommenden Einkommens bzw. Vermögens eine höhere Bewertung der Einheit.

Wieweit das der Fall ist, darüber entscheidet nicht der Vorrat allein, sondern ebenso die Gesellschafts- und Wirtschaftsgruppe, die mehr oder minder ökonomische Einstellung des einzelnen. Wir können im allgemeinen diesem Umstande nur insoweit Rechnung

[1]) Böhm-Bawerk erkennt dies wohl (a. a. O. S. 520 und in späteren Ausführungen seiner Theorie), berücksichtigt diesen Umstand aber weder in seiner Preislehre, noch in seiner Theorie des subjektiven Wertes.

tragen, als wir erkennen, daß der Gesamtvorrat und das Einkommen bei sparsamen Individuen oft nicht so zur Geltung kommen, als sie es nach Maßgabe der Auffassung von Grenznutzen müßten, daß die Linse, das Vergrößerungs- oder Verkleinerungsglas der Geldeinheit nicht immer ein zuverlässiger Maßstab für die Gesamtversorgung eines Individuums ist.

Im übrigen werden wir aber, wenn wir nach Wirtschaftsgruppen untersuchen, in dieser Methode einen zuverlässigeren Maßstab haben, als in der Größe des Vorrats und Vermögens, dem natürlich immer Rechnung getragen werden muß.

Aber eine Erkenntnis gewinnen wir doch, nämlich, daß auch in der auf den Konsum eingestellten Wirtschaft es eine Sättigung für den Gelderwerb nicht gibt. Deshalb wird nicht nur rechnerisch, sondern auch in der Vorstellung des Individuums die Bewertung einer Summe Geldes immer dem Vielfachen der Einheit entsprechen und nur deswegen eignet sich gerade das wertvolle Tauschgut als Recheneinheit, ist der Maßstab, mit dem der Mensch am zuverlässigsten Quantitäten auf ihren relativen Nutzen hin vergleicht und mißt.

In allen Fällen, in denen Geld erworben oder hingegeben wird zu unmittelbarem Konsum, wird es der Ware nicht selbständig gegenübertreten, sondern nur als Vertreter anderer Güter, die zum Konsum bestimmt sind.

Innerhalb der auf Konsum gestellten Wirtschaft, also für den Konsumenten einer Ware und den Verkäufer und Produzenten, der nur für den Konsum tauscht oder produziert, stellt sich der Wert der Ware und des Preisguts immer als ihr höchstgeschätzter Nutzen in bezug auf Konsumptionsbedürfnisse dar. Der Vorrat wird immer eine wichtige Rolle spielen; Bewertungen von Ware und Preisgut sind abhängig von stofflichen und gesellschaftlichen Einflüssen.

Wird aber das Geld zum Spar- und Vermögensgut bestimmt, wird es zu diesem Zwecke erworben — dann ändert sich Bewertung der Ware und des Preisguts. Der Gelderwerb ist Selbstzweck und Konsumptionsbedürfnisse kommen, solange dies der Fall ist, nicht in Frage.

Die Ware wird nicht mehr erworben, hergegeben oder produziert, um Konsumptionsbedürfnisse zu befriedigen, sondern um Geld zu erwerben, das zur Aufhäufung, zur Vergrößerung der Macht, für Selbständigkeits- und Freiheitsbedürfnisse bestimmt ist. Das Geld ist nicht mehr Vergrößerungs- oder Verkleinerungsglas

für das Individuum, um den Nutzen der Güter in bezug auf den gesamten Versorgungsstand seiner Wirtschaft zu vergleichen. — Das Geld ist die Ware geworden, die unmittelbar den Nutzen stiftet. Und die Ware stiftet ihren Nutzen nur, indem sie Geld erwirbt.

Solange das Geld als Vermögensgut erworben werden soll oder kann, ist die Ware das Mittel geworden, durch das hindurch das Individuum die anderen Waren auf ihre Fähigkeit ihren höchsten Nutzen, Geld zu bringen, vergleicht. Das Individuum schätzt nicht mehr, es kalkuliert, es rechnet in Geld.

Im einzelnen können wir, wie erwähnt, nicht erkennen, wann dieser Punkt eintritt, wohl aber, wenn wir nach Wirtschaftsgruppen, Käufern und Verkäufern untersuchen.

In allen Fällen schließlich, in denen kapitalistisch produziert oder getauscht wird, wissen wir: das Geld dient nicht zur unmittelbaren Befriedigung von Konsumptionsbedürfnissen und ebenso die Ware.

Das Geld ist Schatzgut, kapitalistisches Spar- und Vermögensgut mit der (vom Rechtsverhältnis bedingten) Eigenschaft seinen Wert zu vermehren und infolge gesellschaftlicher Schätzung und stofflicher Eignung in der Vorstellung des Individuums dauernd zu behalten.

Der Erwerb des wertgeschätzten Preisguts ist Selbstzweck, seine Bewertung unabhängig vom eigenen Vorrat, nur vom Individuum abhängig. Sein individueller Wert beruht auf der gesellschaftlich vermittelten stofflich unterstützten, Vorstellung seines „dauernden Wertes" und seiner „Kaufkraft". Sein höchstgeschätzter Nutzen im Vergleich zu dem anderer Waren ist bestimmt durch seine Fähigkeit zum Erwerb und zur Ansammlung „dauernden Wertes".

Jetzt ist die Ware „Schleier" bzw. Vergrößerungsglas für Gelderwerb und dies Vergrößerungs- oder Verkleinerungsglas ändert seine Brennweite nach ganz anderen Gesichtspunkten.

Der höchste Nutzen der Ware ist abhängig vom Marktpreis, d. h. eine Beschränkung ihres Vorrats kommt auf das Werturteil des kapitalistischen Produzenten bzw. Händlers nur soweit zur Geltung, als sie eine Beschränkung also Erhöhung der „nützlichen Produktionskosten" und letzten Endes eine Beschränkung des Vorrats, also Erhöhung des Werturteils der Konsumenten bedeutet.

Ist eine natürliche Beschränkung durch den Vorrat an Produktionsmitteln nicht gegeben, ist das Werturteil des kapitalistischen Produzenten jeder Selbständigkeit beraubt, basiert auf nützlichen Produktionskosten (d. h. denen der Konkurrenz) und Marktpreis

und enthält nur als Vergleich eine Kalkulation der eigenen Produktionskosten.

Wir haben hier den stärksten Grad gesellschaftlicher Beeinflussung, weil eben auch die Beschränkung des Vorrats, die sich als Preis und Produktionskosten äußert, nur durch die Gesellschaft hervorgerufen ist und der Nutzen, das Geld, nur durch die Konsumenten, die Gesellschaft erlangt werden kann. Erst wenn eine Beschränkung nicht des Gesamtgütervorrats, sondern des Geldvorrats eintritt, kommen sowohl bei Bewertung des Preisguts, als der Ware Vorrat und Gesamtgütervorrat zum Einfluß.

M. a. W. im kapitalistischen Betrieb basiert die Bewertung von Ware und Preisgut nicht auf Konsumptions- sondern auf Geldbedürfnis, wie in der Konsumwirtschaft die Bewertung beider auf Konsumptionsbedürfnissen. Eine höhere Bewertung des Preisguts, eine mindere der Ware, wird nur durch Steigerung des Produktionsbedürfnisses durch Stockung der Liquidität des Unternehmens herbeigeführt, d. h. zu dem Spar- und Schatzbedürfnis — dem Wunsche Vermögen, — Macht zu gewinnen —, dem Geldbedürfnis schlechtweg, treten Konsumptionsbedürfnisse des Betriebes hinzu, die nicht unbedingt Konsumptionsbedürfnis des Unternehmens zu sein brauchen. Im übrigen beruht die Bewertung von Preisgut und Ware rein rechnerisch auf fremden Werturteilen, ist unpersönlich, rein sachlich geworden, — solange sie nur auf dem Bedürfnis nach Geld als Macht und Vermögensgut beruht.

So stellt sich uns der individuelle Wert, der höchstgeschätzte Nutzen als Ursache für Entstehung und Höhe des gesellschaftlichen Wertes, des Tauschwertes dar.

Der höchstgeschätzte Nutzen ist ein unteilbarer vom menschlichen Individuum untrennbarer Begriff, eine Vorstellung des Individuums, die beim Besitz vor und nach Erwerb oder Hingabe eines Gutes stofflich und gesellschaftlich beeinflußt ist, an Gesellschaft und Stofflichkeit gebunden ist. Diese individuell verschiedenen Einflüsse und Bindungen sind amechanische Relationen, weisen nur je nach der Wirtschaftsgruppe typische Gleichrichtung und Stärkegrade auf.

Diese sind so wesentlich, daß wir sie auch bei einer allgemeinen Betrachtung nicht vernachlässigen dürfen; sie können uns wichtige Aufschlüsse über das Zustandekommen gewisser Tendenzen in der Bildung des individuellen und gesellschaftlichen Wertes geben. Gerade aber in der Veränderlichkeit in der Verschiedenheit dieser stofflichen und gesellschaftlichen Einflüsse offenbart sich

uns die Relativität auf das Individuum als das eigentlich Subjektive, Individuelle, das letzten Endes Amechanische, das Organisch-Lebendige und deswegen rein quantitativ nicht Erfaßbare des menschlichen Werturteils und der gesellschaftlichen Werterscheinung!

c.

Niemals kann also der höchstgeschätzte Nutzen, diese gesellschaftlich und stofflich beeinflußte Vorstellung des Individuums als eine absolute Größe aufgefaßt werden.

Die Nutzenschätzung des Individuums kann wegen der verschieden wirkenden, stets wechselnden, stofflichen und gesellschaftlichen Einflüsse, auch wenn sich Gleichrichtungen feststellen lassen, immer nur als irrationale Größe gelten. So werden wir durch den individuellen Wert und seine Ursache, den höchstgeschätzten Nutzen, auch die Preise und ihre Bildung nicht absolut bestimmen können. Bei einer Untersuchung der Preisbildung kann es sich immer nur um das Wie handeln, nicht um das Wieviel, das eine Messung bedeuten würde. Nur um eine Feststellung und Erklärung des Zustandekommens des gesellschaftlichen Wertes aus solchen individuellen Nutzenschätzungen kann es sich handeln. Und dazu brauchen wir kein absolutes Maß, keine absolute Größe. Eine solche würde uns niemals den steten Fluß, die dauernde Bewegung der Preisbildung erklären können. Nur wenn wir die Nutzenschätzungen als nicht quantitativ bestimmbar ansehen, sie als organisch in sich und gegeneinander variabele Größen auffassen, können sie uns die Wirklichkeit, die Dynamik und die aus ihr hervorgehende Statik der Preise erklären. Die eben erkannte Organik der Wert- bzw. Preisbildung infolge einer letzten Endes individuellen Relativität der Wertschätzung können wir nicht durch eine das Individuum mechanisierende psychologische Betrachtungsweise erfassen, sondern nur dadurch, daß wir der organischen Struktur der Wirtschaft nach Gruppen folgen.

Wollten wir zu eingehenderen Untersuchungen der Preisbildungen übergehen, nach Art Böhm-Bawerks oder Zuckerkandls, so könnten wir weder von einem Grenznutzen der Ware noch des Preisguts sprechen. Weder würde eine „absolute Größe des subjektiven Wertes der Ware" noch die „absolute Größe des subjektiven Wertes des Preisgutes" dafür entscheidend sein, ob der Käufer oder Verkäufer der tauschfähigste wäre. Die Tauschfähigkeit des Verkäufers wäre davon abhängig, ob er das Preisgut als künftiges Vermögens- oder als unmittelbares Konsumptionsgut verwenden

will, bzw. muß[1]). Bei kapitalistischen Betrieben würde es sich nicht um Konsumptionsbedürfnisse als vielmehr um Produktionsbedürfnisse handeln. Nicht der Gesamtvorrat und der Grenznutzen, sondern der von ganz anderen Momenten abhängige Grad der Liquidität des Betriebes würde ausschlaggebend sein für Bewertung des Preisgutes.

Bei der Wertschätzung der Ware wäre die verschiedene stoffliche und gesellschaftliche Wertbeeinflussung zu berücksichtigen, bzw. wäre bei beliebig reproduzierbaren Gütern die Höhe der geschätzten nützlichen Produktionskosten davon abhängig. Die Zugänglichkeit und Beeinflußbarkeit gesellschaftlichen Einflüssen gegenüber wäre jedenfalls beim Verkäufer ausschlaggebender, als die Größe des Vorrats, indem man bei kapitalistisch eingestellten Betrieben eine völlige Einstellung des Werturteils über die Ware auf den Marktpreis annehmen könnte, da die Ware nur als Geldwert, als Mittel, Geld zu erlangen, geschätzt wird, während bei mehr auf eigenen Konsum eingestellten Wirtschaften der stoffliche Einfluß wieder stärker hervortreten würde. Je nach der Wirtschaftsgruppe und der Art der Bewertung des Preisgutes, die natürlich auch wieder durch gesellschaftliche Einflüsse bestimmt wird, würden Käufer und Verkäufer einander gegenübergestellt werden müssen, würde das vermutliche stoffliche oder gesellschaftliche Einwirken auf ihr Werturteil untersucht werden können.

Aber wenn auch eine solche theoretische Untersuchung möglich wäre, — wegen der verschiedenen Art der Einwirkung, der verschiedenen Art der Einstellung der einzelnen Persönlichkeiten und ihrer Wirtschaft würde die Zusammenstellung und Untersuchung solcher abstrakten Beispiele, auch wenn sich besonders typische finden ließen, nicht allzuviel Erfolg versprechen. Jedoch glauben wir, daß Untersuchungen konkreter Preisbildungen auf dem Markte über das Zustandekommen der Preise einzelner Artikel

[1]) Auch Böhm-Bawerk muß zugeben, daß „für den Wert, den das Preisgut Geld für sie (die Verkäufer) hat, nicht so sehr ihre allgemeine Vermögenslage, als vielmehr ein spezieller Bedarf nach Bargeld maßgebend wird .... Produzenten und Kaufleute legen in solchen Momenten besonders hohen Wert auf das Preisgut, welches zur Folge hat, daß sie nötigenfalls schon mit sehr niedrigen Summen vorlieb nehmen." M. a. W. nur bei Notverkäufen tritt Beeinflussung der Wertschätzung des Preisgutes durch den Vorrat ein, wenn es Konsumptionsgut wird. Dieser Umstand ist nicht vom Gütervorrat des Individuums, sondern der Liquidität des Unternehmens abhängig. Beruht nicht auf Konsumptions-, sondern auf Produktionsbedürfnissen.

durch Berücksichtigung der gewonnenen Erkenntnisse qualitativ und quantitativ stofflicher und gesellschaftlicher Beeinflußbarkeit des Werturteils Nutzen ziehen könnten. Eine Darstellung des wirklichen Zustandekommens konkreter Preisbildungen wird nur durch Untersuchung an konkreten Beispielen aus der Wirklichkeit auf induktivem empirischen Wege möglich sein. Die vorliegende Untersuchung verfolgt andere Ziele!

§ 10
Das Wertmaß.

a.

Fragen wir nun nach einem praktischen Maß des Wertes, des gesellschaftlichen und des individuellen, so müssen wir erkennen, daß dies ein ganz anderes Problem ist.

Bestimmen wir etwa das Gewicht eines Körpers dadurch, daß wir Zahl und Dichtigkeit seiner Moleküle feststellen, oder sagt uns die Molekular- oder Ionen-Theorie etwas über die Stärke des Magnetismus bzw. des elektrischen Stromes? Wir können das Gewicht eines Körpers nur durch ein Gewicht, eine Länge nur durch eine Länge, die Stärke des elektrischen Stromes nur durch die Schwingungen der von ihm beeinflußten Magnetnadel messen! Und so werden wir die Höhe der Wertschätzung und des gesellschaftlichen Wertes auch nur durch die Einheit eines Gutes messen können, das ebenfalls der Wertschätzung unterliegt und unter allen Umständen von ihr beeinflußt wird.

Daß es müßig ist, durch Vergleich verschiedener Bedürfnisintensitäten den Wert praktisch zu messen, daß Messen immer einen Vergleich mit einer, wenn nicht in Wirklichkeit absoluten, so doch absolut und konstant gedachten Einheit voraussetzt, daß man „nicht ohne einen gemeinsamen Wertmaßstab von gleichen Werten und gleichen Vorteilen sprechen kann", diese Erkenntnis vermitteln uns besonders eindringlich die Ausführungen G. Cassels[1]).

Aber sagt uns die Magnetnadel und die Stärke ihres Ausschlags direkt etwas über die Entstehung und Ursache des elektrischen Stromes, oder das Gewicht etwas über Zusammensetzung oder Entstehung des gewogenen Körpers? Messungen bilden nur eine notwendige Grundlage theoretischer Erkenntnis, die andere Momente

[1]) Grundriß einer elementaren Preislehre a. a. O. (speziell S. 398—404).

heranziehen muß. Die Ursache kann nie das Maß, das Maß nie die Ursache darstellen!

Wenn es nun zutrifft, daß jedes Individuum in der Geldeinheit einen Wertmaßstab hat, daß dies Wertmaß allgemein gebraucht wird und nur in dieser Einheit der Wert ausgedrückt, verglichen und in eine Quantität übersetzt wird, — so sagt uns doch diese Quantität direkt nichts über die Ursache und Entstehung des Wertes! Allerdings können wir nur an den Preisen in der Geldeinheit die Werterscheinungen studieren. Die von einzelnen Individuen gezahlten Preise allein können uns aber nur die Übertragung von Wertschätzungen auf eine allgemein aber doch relativ sehr verschieden geschätzte Substanz, die Übersetzung in das absolut gedachte Wertmaß darstellen. Und so werden wir weder lediglich durch die Preise den Preis erklären, noch vollends durch sie eine direkte „Messung der Bedürfnisintensitäten der verschiedenen Individuen"[1]) vornehmen können, sobald wir die Schätzung dieser Substanz bzw. ihrer Einheit bei allen als gleich voraussetzen.

Diesen Weg aber geht G. Cassel. Er setzt voraus, daß die Wertskalen von A und B identisch sein müssen, weil „sie beide in jedem Augenblicke in gleicher Weise bereit sind, ihre Werteinheit, das Einmarkstück, umzutauschen"[2]). Und so kommt er dazu, den Preis als „Gleichgewichtsproblem" aufzufassen und aus der „Gleichgewichtslage" von Angebot und Nachfrage zu einem bestimmten Preise Gleichungen abzuleiten, aus denen er die subjektiven und objektiven Momente der Preisbildung erklären und berechnen zu können glaubt.

Wir müssen zugeben, daß dies Gleichungssystem völlig unabhängig von objektivistischen und subjektivistischen Voraussetzungen aufgebaut ist, daß ferner der Zusammenhang der Preise untereinander durch die Funktionen derselben außerordentlich prägnant dargestellt ist. So rücken diese Gleichungen und vor allem die Kritik beider Richtungen der Werttheorie, auch wenn man ihr nicht in allen Punkten zustimmen kann, das Wert- und Preisproblem in ganz neue Beleuchtung.

Trotzdem können wir in dem Casselschen Gleichungssystem, auch wenn wir alle Einschränkungen (geschlossener Markt, völlig freie Konkurrenz, gleiche Preisorientierung[3])) gelten lassen, kein

[1]) A. a. O. S. 404.
[2]) Ebenda S. 397.
[3]) Vgl. S. 420, 442 a. a. O.

richtiges Bild der Wirklichkeit erkennen. Kann überhaupt ein Gleichungssystem die Preisbildung erklären und findet schließlich Cassel wirklich ein praktisches Maß zur Messung von Bedürfnisintensitäten, wie er sich das zur Aufgabe macht?

Wenn Cassel eine allgemein gleiche Schätzung der Geldeinheit voraussetzt, so glaubt er nur eine Ungenauigkeit zu begehen, wie sie bei jeder Messung unterlaufen muß. Und wollte Cassel wirklich nur einen allgemeinen Durchschnitt messen, so müßte eine solche Ungenauigkeit gewiß in Kauf genommen werden. Er will aber einzelne Bedürfnisintensitäten messen und versucht zugleich, aus seinen Gleichungen die Preisbildung zu erklären[1]).

Die Voraussetzung allgemein gleicher Schätzung der Geldeinheit bedeutet aber die Annahme eines gleichen Geldbedürfnisses aller Individuen. Wäre dem so, dann müßten alle Menschen den gleichen Vorrat an Geld und gleiche Bedürfnisse haben — ein Zustand der Maximalbefriedigung an Geld, der Statik nicht des Waren-, wohl aber des Geldbedürfnisses[2]).

Oder aber das Geld müßte wirklich dem Individuum in allen Fällen nur als Meßinstrument erscheinen, seine Schätzung weder stofflich beeinflußt, noch überhaupt individuell verschieden sein[3]). Die Tatsache, daß das Geld, die Geldeinheit verschieden geschätzt wird, läßt sich aber nicht aus der Welt räumen! Obwohl wir erkannten, daß die Bewertung der Geldeinheit nicht immer den genauen Spiegel des „gesamten Versorgungsstandes" darstellt, in gewissen Fällen sogar überhaupt nicht vom Vorrat beeinflußt wird, dürfen wir doch die verschiedene Bewertung dieser Einheit, ohne die ein Tauschverkehr überhaupt nicht möglich erscheint, niemals vernachlässigen.

Sobald man im Gelde nicht nur ein Meßinstrument sieht, stellt eben eine solche Voraussetzung eine Vergewaltigung der verschiedenen individuellen Bedürfnisintensitäten dar. Und diese Vergewaltigung vermag u. E. Cassel keinesfalls dadurch gut zu machen oder auszugleichen, daß er die Nachfrage nach n Gütern als verschiedene Funktionen der Preise ($p_1 \ldots\ldots p_n$)

[1]) Speziell S. 442, 443f.

[2]) Und auch wenn wir das Geld nur als Tauschmittel ansehen würden, wäre eine solche gleiche Bewertung nur bei allgemeiner Maximalbefriedigung denkbar. — Ein Zustand, dessen Möglichkeit C. entschieden bestreitet (S. 429ff.).

[3]) In der Tat faßt Cassel das Geldproblem rein quantitativ und im Grunde nominalistisch auf (vgl. „Weltwirtschaft und Geldverkehr", Gotha 1920, S. 14/15).

darstellt[1]). Schätzung wird nie eine mechanische Funktion der Preise, sondern immer eine organische Funktion des Individuums bleiben, auch wenn sie gesellschaftlich durch die Preise beeinflußt ist.

Gleichheit von Angebot und Nachfrage kann ferner zu einem gewissen Preise als Gleichgewicht, also als Statik und „in gewissem Sinne als Maximalbefriedigung", wie Cassel selber erkennt[2]), nur angesehen werden auf dieser Basis allgemeiner Gleichheit der Geldschätzung. Nur so kann ihm das Preisproblem als „Gleichgewichtsproblem" erscheinen, nur wenn es ein Gleichgewichtsproblem ist, kann es aus Gleichungen erklärt, können aus den Gleichungen Bedürfnisintensitäten berechnet werden. Innerhalb seines Systems geht also Cassel durchaus folgerichtig vor. Da die Voraussetzung den Tatsachen aber nicht entspricht, kann weder seine Darstellung des Tauschproblems der Wirklichkeit entsprechen, noch kann man aus ihr die wahren Bedürfnisintensitäten berechnen.

Sehen wir an dieser Stelle noch von der ausführlicheren Beantwortung der Frage ab, ob Erscheinungen des organischen wirtschaftlichen Lebens sich überhaupt durch Gleichungen[3]), die immer eine quantitative Mechanik voraussetzen, erklären und berechnen lassen, so müssen wir doch noch einmal betonen: Der entwickelte Tauschverkehr setzt ein Tauschmittel, aber verschiedene Bewertung seiner Einheit durch die Individuen voraus. Nur wenn Käufer und Verkäufer sowohl Ware als Geldeinheit verschieden schätzen, kann ein Tausch, kann ein Preis überhaupt zustande kommen. Nur die Substanz der Einheit ist gleich, als Beziehung zum Individuum als individueller Wert ist sie ungleich, muß sie ungleich sein.

Beim Tausch des Einmarkstückes handelt es sich um ein bloßes Umwechseln, zu dem keine Veranlassung vorliegt. Und tauschen, bzw. wechseln die beiden Individuen es, so bleibt der Wert der Einheit doch relativ verschieden. Einmal ist er relativ verschieden je nach der geplanten Verwendungsart zur Befriedigung von Konsumptions- oder Spar- und Vermögensbedürfnissen und ist ferner auch in seiner Verwendung für Konsumptionsbedürfnisse nicht nur gesellschaftlichen, sondern auch verschiedenen stofflichen Einflüssen unterworfen. Wir können die Geldeinheit also niemals als rein objektives oder absolutes, sondern immer nur als relatives

[1]) A. a. O. S. 413.

[2]) A. a. O. S. 433.

[3]) Auch die funktionale Natur der Casselschen Gleichungen macht sie nicht geeignet organische Zusammenhänge zu erklären.

Maß benutzen, dürfen nie von der stofflich und gesellschaftlich bedingten Relativität ihres Wertes absehen, sobald wir Bedürfnisintensitäten der Individuen messen wollen

b.

Allerdings können wir die Geldeinheit beim Messen nicht entbehren, denn nur so gelingt es uns, den quantitativ und qualitativ bestimmten Wert als Quantität auszudrücken — und nur Quantitäten lassen sich messen. Wollen wir aber die individuelle Wertschätzung am bezahlten Preis in der Geldeinheit messen, also soweit sie durch gesellschaftliche Einflüsse relativ auf die Geldeinheit im Augenblick des Kaufs beeinflußt ist, dürfen wir die Einflüsse des Vorrats sowie die gesellschaftlichen der Wirtschaftsgruppe nicht vernachlässigen. Wäre es möglich, diese Momente in der Hauptsache zu berücksichtigen, so könnten wir allerdings den Tauschwert relativ auf das Individuum und so seine durch den Preis beeinflußte Wertschätzung einzelner Güter vergleichen. Ein Weg, die Wertschätzung von Individuen bestimmter Bevölkerungsklassen für bestimmte Güter zu messen, und aus den tatsächlich bezahlten Preisen Schlüsse zu ziehen auf die Verteilung der Güter bzw. der Einkommen, ist von der Praxis längst beschritten, während die Theorie jedenfalls die Werttheorie sich mit dieser Methode bisher kaum auseinander gesetzt hat[1]). Es ist dies die Messung durch Indexziffern, die uns die Verteilung des Einkommens in bezug auf die einzelnen Nahrungs-, Kleidungs- und andere Bedürfnisse darstellen. Falls sie auf wirklich bezahlten Preisen beruhen, nicht nach einem Schema, sondern der Wirklichkeit entsprechend aufgestellt sind, können wir durch sie die Stärke der einzelnen Bedürfnisintensitäten vergleichen, indem wir feststellen, einen wie großen Teil seines Einkommens das Individuum auf sie verwendet.

Wir dürfen nämlich annehmen, daß durch gesellschaftliche Beeinflussung die Bedürfnisse bestimmter Klassen, bestimmter Berufsgruppen, die dasselbe Einkommen beziehen, in der Stärke sowohl als auch bezüglich der Art ihrer Befriedigung im wesentlichen gleichgerichtet werden; daß bei einem bestimmten Einkommen und innerhalb einer bestimmten Wirtschaftsgruppe die Möglichkeit

[1] Nur bezüglich der Messung des Geldwertes, für welchen sich Indexziffern natürlich nur mit äußerster Vorsicht anwenden lassen, so z. B. von Wicksell, „Geldzins und Güterpreise", Jena 1898, spez. S. 6ff. und Fisher, „Die Kaufkraft des Geldes", Berlin 1916, S. 149/88. Auch von Laughlin und Helfferich a. a. O.

zur Befriedigung der Bedürfnisse und die Reihenfolge derselben bei den einzelnen Individuen nicht allzu große Verschiedenheiten aufweist. Zumal ihr Werturteil, — wenn auch nur relativ auf die Geldeinheit durch die Preise nivelliert ist. Die Schätzung der Geldeinheit wird aber im allgemeinen bei gleichem Vermögens- und Einkommensstande und gleicher Berufsgruppe die gleiche sein Und so erscheint tatsächlich im Sinne unserer Wertauffassung, die das Einwirken gesellschaftlicher Beeinflussung voraussetzt, durch Aufstellung von Indexziffern ein Weg gegeben zur Messung der Bedürfnisintensitäten und Werturteile bestimmter Berufs- bzw. Wirtschaftsgruppen.

Wir können erkennen, einen wie großen Teil ihres zum Konsum bestimmten Einkommens Individuen einer Wirtschaftsgruppe zur Befriedigung ihrer regelmäßigen Bedürfnisse gewohnheitsmäßig aufwenden, können in der Tat feststellen, welchen Einfluß der Tauschwert dieser Waren, der sich in den Geldpreisen darstellt, auf diese Bedürfnisbefriedigung ausübt und wie sich der Tauschwert als Niederschlag auf die Geldeinheit im Werturteil des Individuums einer solchen Gruppe wiederspiegelt.

Die gesellschaftliche Würdigung der Einheit des Geldes, die Kaufkraft wird durch gesellschaftliche Beeinflussung allgemein vermittelt, die quantitative Beeinflussung durch den Vorrat ist bei allen diesen Individuen (wenn wir das Vermögen und den Kredit unberücksichtigt lassen) im allgemeinen als gleich anzunehmen. Wir haben so im gezahlten Geldpreis relativ auf das Einkommen einer Wirtschaftsgruppe ein Maß für die Bedürfnisintensitäten einzelner Individuen derselben und ihre individuelle Wertschätzung soweit sie durch den Preis und andere Einflüsse der Wirtschaftsgruppe gleichgerichtet ist. Natürlich müßten diese Indexziffern nach tatsächlich von der Mehrheit dieser Schicht gezahlten Preisen aufgestellt sein, nicht einfach errechnet werden durch eine schematische Aufstellung der nötigen Bedürfnisse und die Verteilung derselben nach den Marktpreisen auf das festgestellte Einkommen. Dann würde sich sicher eine durch gesellschaftliche Beeinflussung und Gewohnheit vermittelte gleiche Rangordnung in der Reihenfolge der Bedürfnisse dieser Gruppe feststellen lassen. Könnten wir außerdem noch feststellen, daß ein Teil des Einkommens zu freiwilligen Ersparnissen oder zur Befriedigung von außerhalb der Gewohnheit liegenden Luxusbedürfnissen verwendet würde, so dürften wir annehmen, daß der Bedürfniskomplex des einzelnen Individuums an Konsumptionsgütern im Durchschnitt befriedigt ist.

Gerade aus dem letzteren Umstand ergibt sich aber, daß, auch wenn die Aufnahme der Wirklichkeit genauestens angepaßt wird und die Indices nach Möglichkeit vervollkommnet werden, es sich doch immer nur um eine ganz rohe Messung handeln kann. Obgleich sich innerhalb einer bestimmten Wirtschaftsgruppe und Einkommensklasse eine gewisse Einheitlichkeit wird feststellen lassen müssen wir erkennen, daß „Luxus ein absolut niemals feststellbarer Begriff ist", wie Sombart[1]) ausführt, daß schließlich auch der Spartrieb bzw. die Art und Stärke der Bedürfnisse, die ihm zum Opfer gebracht werden, an verschiedener Stelle einsetzt und beim einzelnen Individuum trotzdem noch je nach der Einstellung und Art der Persönlichkeit verschieden stark ist.

Nicht die Berufsgruppe allein oder die Einkommensklasse entscheidet darüber, ob das Individuum wirtschaftlich handelt oder nicht, ob es außerhalb der Regel liegende Bedürfnisse als notwendig empfindet oder nicht, schließlich ob das Geld als Konsumptions- oder als Vermögensgut verwendet wird. Es würde sich also nur um Messung der Bedürfnisintensitäten von Konsumentengruppen handeln können. Auch sind wir uns bewußt, so die Einflüsse von Vermögen und Kredit auf Bewertung der Geldeinheit zu vernachlässigen. Da wir aber nur individuelle Wertschätzungen auf ihre Intensität hin messen, also vergleichen wollen und keinesfalls glauben, so das Wertphänomen erklären zu können, dürfen wir diese Ungenauigkeit wohl in Kauf nehmen.

Besonderen individuellen Konsumptionsbedürfnissen und Wertschätzungen, die außerhalb der gesellschaftlichen Beeinflussung der Gruppe liegen, oder sich ihr entziehen, ist auf diese Weise natürlich ebenfalls nicht Rechnung zu tragen Außerdem sind solche Messungen nur für vergangene Zeitabschnitte anzustellen und erlauben nur durch die Vermutung, daß die Bedürfnisse in der nächsten Zeit nicht wechseln werden, Schlüsse auf die künftige oder erstrebenswerte Verteilung.

Immerhin aber würde ein gewisser Durchschnitt der Bedürfnisintensitäten, eine gewisse Einheitlichkeit in ihrer Rangordnung für einzelne Gruppen bei dieser Methode der Messung vorausgesetzt werden können. Und so könnte man durch das Einkommen und seine Verteilung auf einzelne Bedürfnisse Schlüsse ziehen auf die Höhe der betreffenden Bedürfnisintensitäten der Individuen verschiedener Wirtschaftsgruppen. Für einen Vergleich dürfte diese,

[1]) „Der moderne Kapitalismus" II, S. 291.

wenn auch schematische Art der Messung genügen, ist sie auch roh, für soziale Zwecke dürfte sie genügend zuverlässiges Material liefern.

Allerdings über das Zustandekommen und die Bestimmung der Preise sagt sie uns nichts und so zeigt uns diese Methode — das war der Hauptzweck ihrer Darstellung — daß durch Messung niemals ein Aufschluß über Zustandekommen und Ursache des Tauschwertes gegeben werden kann. Es bedeutet etwas ganz anderes Bedürfnisintensitäten zu messen, bzw. den Tauschwert relativ auf das Individuum, — als das Zustandekommen des Tauschwerts, die Preisbildung zu untersuchen, darzustellen und zu erklären.

c.

Ergibt sich aus den bisherigen Erörterungen, daß das Werturteil des Individuums nicht durch eine absolute Größe meßbar ist, so kann auch der gesellschaftliche Wert, der Tauschwert, der durch das Zusammenwirken dieser Werturteile entsteht und dieselben wiederum beeinflußt, nicht durch ein Absolutes meßbar sein. Denn seine Bildung ist weder rein mechanisch als Produkt von technisch-quantitativ notwendiger Durchschnittsarbeit, noch durch quantitative Gegenüberstellung eines gewissen Quantums einer Ware und einer gewissen Anzahl nur quantitativ bestimmter Begehrungen, noch als Produkt oder Summe derselben zu erklären. Die einzelnen Wertschätzungen, als deren Resultat der Tauschwert organisch entsteht, sind relative Funktionen der Individuen. Auch wenn sie durch Stofflichkeit und Gesellschaft beeinflußt werden und eine gewisse Einheitlichkeit dieser Einflüsse zu erkennen ist, so sind diese Einwirkungen doch immer verschieden und wechselnd. Und deswegen muß auch der gesellschaftliche Wert stets etwas Flüssiges, sich Wandelndes sein, auch wenn sich in seiner Bildung gewisse Tendenzen erkennen lassen. Ob wir ihn messen durch Grenznutzen oder gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit — jedes konstruierte Wertmaß wird ein falsches Bild geben, sobald wir es als ein Absolutum auffassen. Ein Wert ist nur zu messen durch einen Wert, ein Relativum nur durch ein Relativum. Und nehmen wir als Wertmaß eine Substanz, Scheffel Korn, eine bestimmte Einkommensmasse als Summe konkreter Güter, schließlich die Geldeinheit, so wird doch jede solche Einheit ein Wertmaß nur bilden können, soweit sie der Schätzung unterliegt und in bezug auf die Schätzung veränderlich ist.

Nur eine Größe, die immer in Beziehung steht zur Schätzung

des einzelnen Individuums läßt sich in Beziehung zur Gesamtheit dieser Wertschätzungen setzen. Eine relativ geschätzte und flüssige Größe also, die wir allerdings im Augenblick des Messens als absolut und konstant zu betrachten haben.

Für den Betrachtenden stellt sich die ausgetauschte Ware sowohl als die ausgetauschte Geldsumme als die gleiche unveränderliche Substanz, bzw. als im Tausche und durch den Tausch gleichgesetzte Quantität von Substanzen dar. In Wirklichkeit bleiben aber die ausgetauschten Güter wohl als Substanzen gleich, — als Beziehungen zum Individuum aber, als individuelle relative Werte müssen sie ungleich sein, wenn ein Tausch zustande kommen soll.

Tauscht A mit B die Ware W gegen die Ware Z, so muß für A notwendig $W < Z$, für B $Z < W$ sein. W und Z sind als individuelle Werte Beziehungen: $\frac{W}{A'} \; \frac{Z}{A'} \; \frac{W}{B'} \; \frac{Z}{B'}$. — Wir bezeichnen sie deshalb in dieser Eigenschaft als W_A, Z_A, W_B, Z_B. So erhalten wir die Proportionen $\frac{W_A}{Z_A}$ und $\frac{Z_B}{W_B}$.

Kommt der Tausch zustande, so müssen sich verhalten $\frac{W_A}{Z_A} = \frac{Z_B}{W_B}$, D. h. die Spannungen zwischen Schätzungen von Ware und Tauschware müssen sich auf beiden Seiten im Augenblick gleich verhalten. Aber nur die Spannungen, die Proportionen $\frac{W_A}{Z_B}$ und $\frac{Z_B}{W_B}$ verhalten sich im Augenblick gleich; nicht ist $W_A = W_B$, oder $Z_A = Z_B$ oder schließlich $W_A = Z_B$.

Schalten wir statt Z eine Summe des wertvollen Tauschguts, 3 G ein, so muß notwendig $W_A < 3\,G_A$ und $3\,G_B < W_B$. Nur die Proportionen $\frac{W_A}{3\,G_A}$ und $\frac{3\,G_B}{W_B}$ können wir einander gleich setzen, wenn der Tausch zustande kommt.

W_A und $3\,G_B$, $3\,G_A$ und W_B sind als Beziehungen als individuelle Werte ungleich, nur als verschiedene individuelle Werte werden sie getauscht und nur wenn die Spannung zwischen ihnen gleich groß ist auf beiden Seiten.

Aber für den Betrachtenden sind sie als Substanzen unverändert geblieben, er setzt $W = 3\,G$.

Hat sich nun die durch einander gegenseitig beeinflussenden Werturteile, die wiederum durch ihre Gesamtheit beeinflußt werden,

durch den Tausch (gesellschaftliche Beeinflussung) für einen begrenzten Zeitraum ein gewisses Verhältnis herausgebildet, tauscht sich allgemein W gegen 3 G und ebenfalls Z gegen 3 G, so werden deswegen nicht alle Besitzer von W, Z und schließlich 3 G tauschen. Nur solche werden tauschen, die W und Z oder W und 3 G oder Z und 3 G verschieden schätzen. Und nur zwischen denjenigen von ihnen, bei denen in der Tat die Spannung $\frac{W}{3\,G}$ und $\frac{3\,G}{W}$ bzw. $\frac{Z}{3\,G}$ und $\frac{3\,G}{Z}$ gleich ist, wird der Tausch erfolgen. Zum Tausch liegt nur ein Anlaß vor, wenn W, Z und schließlich G verschieden geschätzt werden; und nur soweit die Spannung auf beiden Seiten gleich ist, bzw. durch gesellschaftliche Beeinflussung gleich wird, wird getauscht werden.

Wären die Werturteile nur stofflich-quantitativ bedingt, würden tatsächlich nur bei denjenigen Individuen Täusche vorkommen, bei denen die Spannung infolge des überall gleichen Einwirkens der stofflichen Quantität und Qualität von vornherein gleich wäre. In Wirklichkeit stellt aber jeder Handel, jeder Tausch schon eine Wertbeeinflussung dar, durch die sich zwei Werturteile einander anpassen und in bezug auf die Geldeinheit nivellieren, wenn auch die Schätzung von Ware und Geldeinheit relativ verschieden bleiben muß. Wäre das Werturteil nicht beeinflußbar, dann würde in allen Fällen, wo gehandelt, gefeilscht werden muß, kein Tausch zustandekommen. Es würden alle Täusche nicht nur im Augenblick, sondern auch wenn die gesellschaftliche Beeinflussung durch den Tausch nicht mehr in Wirkung ist und die stoffliche ihre Wirkung wieder verstärkt geltend macht, als vorteilhaft erscheinen. In Wirklichkeit ist das aber nicht immer der Fall[1])!

Für den Betrachtenden sind jedoch die einzelnen Werturteile nicht meßbar. Er kann diese zum Tausch notwendige gleiche Spannung als Proportionen verschiedener individueller Werte nicht erkennen und sieht nur ihre quantitative Projektion auf die Substanz. So muß er notwendig zu der Ansicht kommen, auf dem Markte würden gleiche Werte getauscht, setzt er die Substanzen bzw. Quantitäten, die gegeneinander getauscht werden, gleich. Daher der scheinbar unüberbrückbare Gegensatz zwischen dem

[1]) Und nur die Auffassung von einem isolierten, absolut bestimmten Grenznutzen kann unter Umständen zu einer solchen Auffassung verführen, wie die darauf bezügliche Literatur beweist, vgl. Walras a. a. O., S. 23 und Patten a. a. O.

„quantitativ bestimmten Tauschwert" und dem „qualitativ bestimmten Gebrauchswert" bei Klassikern und Objektivisten. Individueller und gesellschaftlicher Wert werden sich — eben infolge ihrer organischen und nicht mechanischen Bildung und Beziehung — nie von einem gemeinsamen Standpunkt aus und durch ein gleiches und absolutes Maß bestimmen lassen.

Die individuellen Werturteile sind irrational, nicht kommensurabel für den Betrachtenden von einem allgemein gesellschaftlichen Standpunkt aus. Und so bleibt zur Messung des durch einander beeinflussende individuelle relative Werturteile gebildeten und diese als Gesamtheit wieder beeinflussenden gesellschaftlichen Wertes nur eine wertgeschätzte Substanz. Nur durch einen Wert kann der Wert gemessen werden, wie eine Länge nur durch ein Längenmaß, ein Gewicht nur durch ein Gewicht. Nur eine Substanz, die Träger relativer Wertschätzung ist, kann Träger gesellschaftlichen Wertes sein. Nur solche Substanz eignet sich zur Messung, die immer und unter allen Umständen wertgeschätzt und Wertträger ist.

Das ist weder Durchschnittsarbeit noch Arbeitsleistung, auch wenn sie im technischen Sinne gesellschaftlich notwendig ist, noch sind Konsumptions- oder Produktionsgüter, noch solche von relativer Dauer, unter allen Umständen und für jeden wertgeschätzt. Auch notwendige Konsumptionsgüter, Grund und Boden oder schließlich Gebäude sind nicht nur zeitlichen, auch örtlichen Wertschwankungen ausgesetzt.

Eine Substanz ist jedoch, wenn auch nicht ohne Schwankungen, so doch in der Vorstellung des Schätzenden, als auch der Gesellschaft immer ein dauernder „Wert": — das „wertvolle", wertgeschätzte Tausch- und Preisgut. Sein individueller und gesellschaftlicher Wert beruht auf der Vorstellung, einer „dauernd wertvollen" Substanz und ist allgemein gesellschaftlich vermittelt; es ist beliebig teilbar und übertragbar und jedermann rechnet mit ihm. Da es den Erwerb aller anderen Güter in Gegenwart und Zukunft zu gewährleisten scheint, hat trotz relativ verschiedener Schätzung seiner Einheit, doch immer eine Geldsumme in der Vorstellung des Individuums genau den Wert ihres Vielfachen. D. h. weil es für den Gelderwerb eine Sättigung nicht gibt, ist die Geldeinheit als Maß, als Recheneinheit so hervorragend geeignet und wird allgemein als solche in gleicher Art benutzt.

Können wir durch die Geldeinheit auch nicht die Höhe der individuellen Wertschätzung messen und keinesfalls erklären, da

sie, sobald sie real zum Konsum (und zur Produktion) benutzt wird, doch immer wieder der stofflich-quantitativen Wertbeeinflussung unterliegt, so können wir doch, sobald es sich um die Messung der Wertschätzung durch die Gesellschaft, um Messung ihrer durchschnittlichen Wertschätzung handelt, gar kein anderes Maß finden, als diese Einheit.

Der als Resultat einander beeinflussender verschieden hoher und einem steten Wechsel unterworfener individueller Wertschätzungen entstehende gesellschaftliche Wert hat ein bestimmtes wechselndes Austauschverhältnis der Güter auf dem Markte zur Folge. Und wenn wir von diesem allgemeinen Standpunkte aus vorurteilslos ohne ethische Forderung messen wollen, dürfen wir dies Verhältnis nur als Verhältnis von Quantitäten ansehen — obgleich wir wissen, daß es weder rein quantitativ oder mechanisch bestimmt noch entstanden ist.

Und da dem Individuum in der Ära des entwickelten Tausch- und Geldverkehrs die Geldeinheit allgemein die Ausdrucksform für die quantitative Bestimmung seiner Wertschätzungen bildet, muß auch uns der Preis in der Einheit des „wertvollen" Tauschguts als beste quantitative Ausdrucksform dieses Verhältnisses gelten. Da dem Individuum sich jede Veränderung seines individuellen qualitativen Werturteils auf seine relative Maßskala, die Geldeinheit, quantitativ überträgt, so wird es auch für den vom gesellschaftlichen Standpunkt aus Betrachtenden als zuverlässigste (im Augenblick des Messens als konstant und absolut betrachtete) Maßskala jede Schwankung des gesellschaftlichen Wertes quantitativ ausdrücken. Und so gibt der Preis eines Gutes uns Aufschluß darüber, wie hoch die Gesamtheit durchschnittlich gezwungen ist es zu bewerten, wie hoch sie es in bezug auf die allgemeine Wertskala in Wirklichkeit bewertet.

Wie hoch ein Gut oder eine Leistung gerechterweise zu bewerten wäre nach seiner Nützlichkeit für die Gesellschaft von einem „rationellen" Standpunkt[1]) aus oder nach Maßgabe der dafür aufgewendeten Arbeit, wie also ein abstrakter „volkswirtschaftlicher" oder ethischer Wert sich gestalten müßte, — das ist eine andere Frage. Auch darüber, wie sich gegenüber den Bedürfnissen des einzelnen der Wert gestaltet, gibt uns der Preis keinen Aufschluß.

Wir erkannten aber, daß auch die Bewertung des Individuums sich nicht nach ethischen Forderungen richtet, bzw.

[1]) oder nicht besser einem der „rationellen" Standpunkte aus?

können nicht behaupten, daß es „richtig" und „rationell" schätzt. So können wir auch in der Gestaltung des gesellschaftlichen Wertes nicht die Erfüllung ethischer oder schließlich ökonomisch „rationeller" Forderungen in Gestalt von Gesetzen sehen.

Wollen wir vorurteilslos die Bildung des gesellschaftlichen Wertes untersuchen, so müssen wir die Ursachen der Höhe der individuellen Wertschätzung darstellen. Wollen wir in gleicher Weise das Resultat messen, so dürfen wir nicht fordern und nicht konstruieren.

Wollen wir messen, wieviel die Gesellschaft einzelnen Produktionsfaktoren zurechnet, wie hoch sie die Mitwirkung derselben zu einem gewissen Zeitpunkt einschätzt, bzw. einzuschätzen gezwungen ist, wie hoch sie sie tatsächlich bewertet, so müssen wir mit G. Cassel erkennen, daß „die Preise der Produktionsfaktoren ausdrücken, wieviel der Markt jedem von ihnen zurechnet"[1]).

Der Markt ist der Kampfplatz der sich begegnenden und beeinflussenden Wertschätzungen, der Marktpreis das Resultat derselben.

Der gesellschaftliche Wertmesser für den gesellschaftlichen Wert ist die Einheit des „wertvollen" Preisguts.

[1]) A. a. O. S. 457.

IV. Kapitel.

Die Zweckrichtung und ihre Rückwirkungen.

§ 11.

Warenumlauf und Produktion.

a.

Durch Einräumung dieser Tatsache geben wir aber nicht zu, daß der Gedanke, ihnen gewisse Ertragsteile zuzurechnen, als eine „Fiktion" im Grunde so völlig verfehlt wäre[1]).

Eine rechnerische, exakte „Zurechnung" allerdings wäre methodisch verfehlt und unmöglich.

Es kann sich nicht um einen Anteil handeln in dem Sinne, daß die Produktionsfaktoren an der Bildung der Wertschätzungen beteiligt seien, daß sie aus sich heraus Wert bildeten und man aus diesem Grunde ihren Anteil an dieser Bildung ihnen zurechnen müsse oder könne.

Dadurch, daß ein Maß für das Wirken einer Kraft gefunden wird, ist noch nichts über ihre Entstehung und Zusammensetzung bekannt. Die Möglichkeit, daß wir die Stärke und Richtung eines elektrischen Stroms durch seine Wirkung auf die Magnetnadel[2]) messen können, überhebt uns nicht der Notwendigkeit seiner Entstehung und Zusammensetzung nachzuforschen. — Und haben wir oder glauben wir die Ursachen für Entstehung, Stärke und Zusammensetzung dieses Stromes gefunden zu haben, so überhebt uns eine solche Feststellung nicht der Notwendigkeit, darüber nachzudenken, warum und unter welchen Umständen er auf gewisse

[1]) Vgl. Cassel a. a. O. S. 457.

[2]) Dieses Beispiel wählt G. Cassel, vergl. a. a. O. S. 339.

Widerstände oder Leiter wirkt, bzw. wie die Leiter beschaffen sein müssen, welches ihre notwendige Zusammensetzung ist.

So überhebt uns auch nicht die Möglichkeit die Wertschätzung relativ auf Individuum oder Gesellschaft durch die individuelle oder gesellschaftliche Maßskala, das Geld oder das Einkommen zu messen und schließlich die Erforschung der Gründe ihrer Entstehung und Höhe, der Notwendigkeit zu erforschen, ob und unter welchen Umständen das Zusammenwirken technischer, mechanischer Faktoren Leiter für die individuellen Wertschätzungen schafft bzw. wann, bei welcher Zusammensetzung und unter welchen Umständen diese Leiter zur Aufnahme derselben geeignet sind, sie akkumulieren können.

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkte die Ergebnisse bisheriger Forschungen, so können wir es nicht, wie Cassel[1]), als müßig bezeichnen, wenn den Entstehungsgründen des Wertes bzw. der Wertschätzung aus objektiven mechanischen Ursachen oder individuellen Schätzungen nachgeforscht wurde und wird. Wäre allerdings das letzte Ziel all dieser Untersuchungen ein wirklich praktisches Maß zu finden, dann könnte man dieser Ansicht beistimmen. Weder der Grenznutzen, noch unser individueller Wert noch die notwendige Arbeitszeit bzw. Arbeitsleistung sind ein solches praktisches Maß; sie geben nicht nur, sobald man sie als absolut auffaßt, ein falsches verzerrtes Bild — sie sind im Grunde auch weder von ihren Entdeckern noch von der nationalökonomischen Wissenschaft überhaupt je als solches praktisches Maß angesehen noch benutzt worden. Man darf wohl behaupten, hauptsächlich deswegen, weil beide, objektive und subjektive Werttheorie, zugleich die letzte Ursache und das absolute, wenn auch nur ideelle[2]) Maß, die absolute Einheit finden wollten, weil sie den Wert durch seine Ursache messen wollten, konnten sie zu keiner Lösung des Problems kommen, die der Wirklichkeit entspricht.

Da der gesellschaftliche Wert eine organische Beziehung darstellt, aus einer Unzahl solcher Beziehungen und Spannungen von

[1] „Dann mag er sich die Frage vorlegen: ist das eine Buch die Ursache davon, daß das andere steht oder umgekehrt" a. a. O. S. 449.

Jedoch schließen wir uns unbedingt der Ansicht an, daß der Mensch „nie imstande ist, die einzelnen Produktionsfaktoren richtig zu schätzen" (S. 456). Das Problem ist aber auch kein „Gleichgewichtsproblem" (S. 444).

[2] Vgl. L. Amonn, der die Verhältniszahlen der Grenznutztheorie als „intensive" bezeichnet („Liefmanns neue Werttheorie" Archiv für Sozialwissensch. u. Sozialpol., Bd. 46 (1918) I, S. 367 ff.).

Mensch zu Mensch auf Grund der niemals rein quantitativ bestimmten Spannung von Mensch zur Substanz entsteht, sich aber dem Auge nur als Proportion von Substanzen als quantitatives Verhältnis darstellt und nur durch eine Substanz meßbar erscheint, konnte eine solche Lösung nicht gelingen.

Wenn wir aber bezweifeln, daß sowohl objektivistische als subjektivistische Theorie die Ursache für Höhe und Entstehung des Wertes der Wirklichkeit entsprechend darstellen, so können wir doch die Ergebnisse beider Theorien, auch wenn sie nur unter bestimmten Voraussetzungen Geltung haben, nicht für bedeutungslos erklären, können wir ihnen niemals das Verdienst absprechen, die Wirkungen der Widerstände und die Leitungs- bzw. Akkumulationsfähigkeit der Wertträger in bezug auf die Wertschätzungen beleuchtet zu haben.

Das eigentliche Verdienst und wohl auch der eigentliche Zweck aller Werttheorien liegt weniger in dem Auffinden eines Maßes, als in der Erkenntnis wirtschaftlicher Zusammenhänge. Also nicht die Darstellung eines Wertmaßes, der absoluten Wertursache, nicht die Messung des gesellschaftlichen Tauschwertes und damit des Preises, sondern die Erklärung des Zustandekommens beider ist die Aufgabe einer Werttheorie; und der Maßstab für ihre Brauchbarkeit ist nicht darin zu finden, ob sie zur Messung des Preises, sondern ob sie zur Erklärung der Preisbildung ausreicht.

Und wie eine Erklärung der Ursachen der Elektrizität unbefriedigend sein müßte, ohne eine Darstellung der Leitungswirkung der Metalle, so muß auch eine Erklärung des Wertes eine Darstellung der Zusammensetzung und der Gestaltung der Wertleiter, der Wertträger in sich schließen.

Es kann und muß auch eine Werttheorie, welche die relative, vom Individuum letzten Endes abhängige Bildung des Wertes erkennt, dazu beitragen nicht nur seine Entstehung zu beleuchten, sondern muß auch darüber nachforschen, ob und wodurch Produktion und Zirkulation Leiter für die Wertschätzungen abgeben. Wir müssen darüber nachdenken, ob und unter welchen Umständen die von ihnen produzierten oder in Umlauf gesetzten Produkte zu Wertträgern werden, die sich gegenseitig beeinflussenden Wertschätzungen auf sich lenken können.

Wir müssen eine zahlenmäßige Zurechnung des Anteils der Produktion und Zirkulation und ihrer Faktoren an der Bildung des individuellen oder des gesellschaftlichen Wertes ablehnen. Produktion und Zirkulation bzw. das Zusammenwirken ihrer

Faktoren bilden keine Werte, sie bilden nur Substanzen, Produkte oder Waren, schaffen, produzieren oder setzen sie in Umlauf. — Hingegen bilden Wertursache und Wertmaß an sich weder Substanzen noch Produkte, können sie weder technisch hervorrufen noch in Umlauf setzen, können also weder Art noch Menge ihrer Zusammensetzung messen.

Es muß uns klar werden, daß an sich das Bestehen von Substanzen, das Entstehen von Produkten, der Transport von Waren keine „Werte" schaffen. Wir erkannten aber andererseits, daß die Wertschätzung an Substanzen, Produkte und Waren gebunden ist, an ihr Vorhandensein und ihre Eigenschaften, sowie eine gewisse Beschränkung ihrer Quantität.

Aus technischen Gründen der Darstellung müssen wir das quantitative Element vorerst soweit wie möglich ausschalten und erkennen zunächst nur, daß in der Ökonomik die Wertschätzung, weil sie im Menschen und nur durch diesen wirksam ist, gleichsam eine Gegenströmung hervorruft, welche die Leiter, die ursprünglich von Natur gegeben sind, eigener und in der Folge fremder Wertschätzung örtlich, sachlich und zeitlich anzupassen sucht.

Und so werden wir zu der Frage kommen, wie wird diese Anpassung erreicht, wodurch und unter welchen Umständen werden an sich technische Vorgänge zu volkswirtschaftlichen?

Zunächst gilt es aber die im vorhergehenden aufgeworfene Behauptung zu prüfen, ob es möglich ist, durch die Zirkulation, den Umlauf von Waren, die Menge der Wertschätzungen stärker auf dieselben zu lenken und so zu erhöhen, also die einzelnen Werturteile nicht zu bilden, sondern zu beeinflussen.

Es erscheint als eines der wichtigsten Probleme zu erforschen, ob und wieweit die Zirkulation imstande ist, Wertschätzungen auf die in Umlauf gesetzten Güter in vermehrtem Maße hinzulenken, auf ihnen zu akkumulieren, obgleich sie die Substanz und Zusammensetzung der Ware nicht verändert.

Gibt es aber eine Wertsubstanz? Wir erkannten den Wert als eine Beziehung, die an die Substanz gebunden ist, aber nicht von ihr gebildet wird, daß es keine Wertsubstanz, sondern nur wertgeschätzte Substanz gibt.

Marx allerdings spricht, obgleich er den Wert als Verhältnis von Mensch zu Mensch erkennt, von einer „Wertsubstanz", die durch die Zirkulation nicht verändert werde.

Wir jedoch müssen aus den vorhergegangenen Untersuchungen den Schluß ziehen, daß, auch wenn die Substanz sich nicht ändert,

doch das Verhältnis nicht nur von Mensch zu Ding, sondern auch von Mensch zu Mensch, — da es an das erstere Verhältnis gebunden bleibt und dadurch bedingt ist, — durch die Zirkulation sich ändern kann. Diesen Umstand können wir allerdings nur dann erkennen, wenn wir zugeben, daß der Wert aus individuellen Wertschätzungen entsteht, und diese Wertschätzungen nicht voneinander unabhängig sind, sondern sich gegenseitig beeinflussend und von ihrer Gesamtheit wiederum beeinflußt den gesellschaftlichen Wert bilden.

Marx allerdings behauptet: „der Wert der Waren ist in ihren Preisen dargestellt, bevor sie in die Zirkulation treten"[1]).

Wer allerdings den Standpunkt verficht, daß der Tauschwert, der gesellschaftliche Wert seine Entstehung lediglich aus objektiven Ursachen absolut und mechanisch herleite, muß zu dieser Behauptung kommen, zumal wenn er eine absolute Äquivalenz zwischen den getauschten Gütern annimmt.

Wer einen Grenznutzen im Sinne der Wiener Schule annimmt, leugnet zwar die Äquivalenz, kann aber, da er die Wertschätzung als isoliert subjektiv, als nur bestimmt durch den eigenen Vorrat und Bedarf des isolierten Individuums annimmt, nicht zu der Erkenntnis kommen, daß durch Austausch der durch den feststehenden Vorrat und Bedarf bestimmte „subjektive" Wert, und so in der Folge der Tauschwert, erhöht werden könne.

Der Tauschwert wird ihm ja nur durch die Menge der isolierten Werturteile, die von vornherein durch Größe des Gütervorrats überhaupt und Mangel bzw. Vorrat an dem betreffenden Gut gegeben sind, bestimmt. So könnte nach dieser Auffassung die Zirkulation allenfalls nur, falls sie die Gütermenge künstlich verringerte, werterhöhend wirken bzw. dadurch, daß sie die Güter demjenigen Individuum zuführt, für das sie infolge des vorher bestehenden Mangels an dem betreffenden Gut und Größe des Gesamtgütervorrats den größten „subjektiven" Wert besitzen. Dieser „subjektive Wert" wäre also ebenfalls schon vorher bestimmt.

Die Konsumption hängt aber doch sicher auch ab von der Zufuhr und kann durch Zufuhr vergrößert werden. Kann aber die Zirkulation zur Vergrößerung der Konsumption beitragen, so ist der Vorrat nicht gegeben, bzw. nicht der gegebene Vorrat allein bestimmt das Bedürfnis und die Wertschätzung! Die Wertschätzung und das Bedürfnis bestimmen wiederum den Vorrat, d. h. der Vorrat des Individuums ist auch durch gesellschaftliche außerhalb liegende Ver-

[1]) Marx I, S. 114.

hältnisse bestimmt und deshalb ist sein Werturteil gesellschaftlich beeinflußt, wie seine Bedürfnisse und sein Vorrat.

Und so scheint wirklich dies Problem nur gelöst werden zu können, wenn man das Einwirken sowohl stofflicher, als gesellschaftlicher Einflüsse auf das Werturteil zugibt, wenn man das Werturteil nicht als absolut bestimmt, sondern als abhängig von „objektiven" außerhalb des Individuums gelegenen und „subjektiven" d. h. innerhalb seiner Wirtschaft vorhandenen Einflüssen auffaßt und nur in der verschiedenen, relativen Art des Zusammenwirkens beider auf das Urteil des Individuums das eigentliche subjektive, individuell relative, organische Moment erblickt.

Nur wenn wir zugeben, daß der individuelle Wert durch gegenseitige Wertbeeinflussung erhöht werden kann, können wir eine mögliche Steigerung des einzelnen Werturteils und so des gesellschaftlichen Wertes durch die Zirkulation erklären.

Wir haben erkannt, daß ein Tausch nur möglich ist bei verschiedener Wertschätzung von Preisgut und Ware.

Wenn A und B tauschen, ist das nur möglich, wenn $W_A < 3\ G_A$ und $3\ G_B < W_B$. Ferner nur wenn sich $\frac{W_A}{3\ G_A} = \frac{3\ G_B}{W_B}$ verhält.

Die Ware kommt durch den Tausch in die Hände desjenigen, der die bessere Verwendungsmöglichkeit für dieselbe hat, für den sie den größten individuellen Wert besitzt. Trotzdem setzt der Tauschwert $W = 3\ G$, d. h. die Projektion der Proportionen auf die Substanz erscheint durch Gleichung darstellbar; nicht aber die Wertbeziehung selbst.

Nach der Grenznutztheorie wäre die letzte beste Verwendungsart von vornherein bestimmt durch den Vorrat bzw. Mangel an der betreffenden Ware und den Gesamtgütervorrat. Untersuchen wir nun aber die individuelle Wertschätzung, bestimmt durch die höchstgeschätzte Verwendungsmöglichkeit:

Wir wissen, daß sie sowohl stofflichen als gesellschaftlichen Einflüssen unterliegt. Betrachten wir zunächst die stoffliche Wertbeeinflussung, so erkennen wir: Eine Ware W kann, falls sie zweckmäßig in Umlauf gesetzt wird, lediglich durch ihr Vorhandensein an einem bestimmten Orte durch ihre stofflichen Eigenschaften Begehrungen und Bedürfnisse auf sich lenken, ja sogar neue auslösen. Und so ist es auch möglich, daß durch die Erfahrung der geschätzte bzw. erhoffte Nutzen sich bestätigt, ja daß W die auf ihren Besitz gesetzten Hoffnungen nicht nur rechtfertigt, sondern übertrifft.

So kann durch zweckentsprechende Zirkulation beim Individuum nicht nur ein größeres Konsumptionsbedürfnis für den Augenblick erregt, sondern dauernd aufrecht erhalten werden (qualitativ-stoffliche Wertbeeinflussung). Durch gesellschaftliche Wertbeeinflussung überträgt sich nun diese erhöhte Wertschätzung der einzelnen, — die auch durch Reklame, also nicht allein durch stoffliche, sondern durch gesellschaftliche Einflüsse ursprünglich erregt sein könnte, — auf andere Konsumenten $B_1 \ldots\ldots B_x$, schließlich auf den Verkäufer A, dessen Werturteil in stärkster Weise gesellschaftlich beeinflußt ist, auf jede Schwankung und Erhöhung der Wertschätzung der Konsumenten reagiert.

Es könnten also sowohl $W_{B1} \ldots\ldots W_{Bx}$, wie W_A vergrößert werden. Und zwar erhöht in bezug auf $G_{B1} \ldots\ldots G_{Bx}$ und G_A.

Also das Werturteil der Konsumenten erhöht sich in bezug auf die Geldeinheit, während W_A, die Wertschätzung des Verkäufers für seine Ware, völlig von den Wertschätzungen der Konsumenten abhängig und auf sie eingestellt ist. — Und so kann W auf dem Markte bei dauerndem Zusammenwirken stofflicher und gesellschaftlicher Wertbeeinflussung gegen eine größere Menge von G, sagen wir 4 G oder 5 G getauscht werden.

Ganz gewiß ist der Einfluß des veränderten Vorrats auf die Wertschätzung, die quantitativ stoffliche Wertbeeinflussung immer vorhanden — wenn auch nicht stets in gleicher Stärke. — In diesem Falle aber war die Veränderung der Wertschätzung nicht durch den bestehenden Vorrat bestimmt, sondern durch gesellschaftlichen Einfluß (Reklame) oder stoffliche Einflüsse der Qualität des Gutes. Diese Einflüsse lösten entweder neue oder bis dahin unterdrückte Bedürfnisse aus, oder lenkten Begehrungen, die bisher auf andere ihnen im Augenblick nicht erreichbare oder sie nur unvollkommen befriedigende Güter gerichtet waren, nun auf die Ware W.

Natürlich tritt ein solches Zusammenwirken stofflicher und gesellschaftlicher Wertbeeinflussung nur unter bestimmten Voraussetzungen ein. Konkurrenz kann Überproduktion und stoffliche Anhäufung verursachen[1]), der Markt wird gesättigt; oder die stoffliche Wertbeeinflussung bekämpft die gesellschaftliche, durch Reklame erzeugte.

Aber die Möglichkeit einer Erhöhung der individuellen Werturteile durch Wertbeeinflussung, eine mögliche stärkere Hinleitung

[1]) Dies Phänomen wird erst später eingehend erklärt werden.

derselben auf die in Umlauf gesetzten Waren infolge der Zirkulation dürfte so dargestellt sein. Eine Auffindung und Erschließung neuer Märkte vergrößert nicht nur mechanisch die Knappheit, verringert nicht nur den Vorrat im Augenblick durch Vergrößerung der Konsumption. Die Zirkulation verändert weder Substanz noch Quantität. Ihr mechanisches oder quantitatives Einwirken auf das Werturteil ließe sich nicht nachweisen, wohl aber löst sie nach Art von Induktionsströmen qualitative gesellschaftliche und stoffliche Einflüsse aus. Die Vergrößerung der Konsumption wird erst möglich durch gesellschaftliche Wertbeeinflussung bzw. qualitativ stoffliche.

Allerdings ist dies die Darstellung laufenden Preises, das muß der objektivistischen Betrachtungsweise eingeräumt werden. Aber auch bei beliebig vertretbaren Gütern könnte, auch wenn sich ein statischer Preis gebildet hat, trotz gleichbleibender oder verringerter Produktionskosten gesellschaftliche oder qualitativ-stoffliche Wertbeeinflussung, wie wir dargestellt haben, den Wert erhöhen. Und diese Wertbeeinflussung könnte genau so, wie durch Mode, Reklame und gesellschaftliche Einflüsse anderer Art, auch durch Vergrößerung und Erschließung der Absatzgebiete infolge der Zirkulation entstehen — ohne daß, wie es die Wiener Schule zur Voraussetzung machen würde, der Vorrat sich im einzelnen verändert haben müßte. Ja, der Gesamtvorrat der beliebig vertretbaren Güter könnte sich vergrößern und gleichzeitig durch Erschließung neuer Märkte der gesellschaftliche Wert erhöht werden.

Daß diese Werterhöhung allmählich aber sicher durch die Konkurrenz in bezug auf die Geldeinheit nivelliert werden würde, wird zugegeben; aber die Erfahrungstatsache, daß durch die Zirkulation eine Erschließung neuer Märkte und dadurch eine größere Ansammlung von Wertschätzungen auf einer Ware zu jeder Zeit veranlaßt werden könnte, scheint doch zu genügen um eine mögliche Bildung und Vergrößerung von Wertschätzungen und dadurch des gesellschaftlichen Wertes innerhalb der Zirkulation zu erkennen.

Die Zirkulation, welche die Produkte und ihre Menge nicht verändert, kann trotzdem die individuelle Wertschätzung in verstärktem Maße auf dieselben lenken, kann veranlassen, daß die einzelnen Werturteile sich unabhängig vom Vorrat erhöhen, die getauschten Quantitäten von Preisgut und Ware andere werden und so der Tauschwert, der gesellschaftliche Wert sich erhöht,

Eine andere Tatsache scheint übrigens diese Erkenntnis zu unterstützen — nämlich die Erfahrung, daß auch bei sonst beliebig reproduzierbaren Gütern nicht nur Produktionsmonopole und Kartelle

sondern auch Handelsmonopole den Marktpreis erhöhen können. Sie müssen also auch werterhöhend wirken.

Nach der Grenznutztheorie wären solche Werterhöhungen nur aus einer künstlichen Zurückhaltung von Waren zu erklären. Sie würde zur Erkenntnis vordringen, daß Handelsmonopole eine künstliche Verringerung des Einzelvorrats der Konsumenten bedeuteten und so Erhöhungen der subjektiven Grenznutzschätzungen bewirkten. Aber dann würde ja durch Erhöhung des Vorrats der Produzenten bzw. Händler wieder deren Werturteil vermindert werden!

Wäre die Zirkulation nicht imstande die Wertschätzungen auf die zirkulierenden Waren infolge stofflicher oder gesellschaftlicher Beeinflussung hinzulenken, m. a. W. wären die Werturteile nicht stofflich und gesellschaftlich beeinflußbar, dann könnten durch Handelsmonopole, welche den Vorrat nicht verändern, weder verringern noch vergrößern, auch keine Vermehrungen der Wertschätzungen erreicht werden.

Wir führten aus, die Zirkulation *kann* die Wertschätzungen auf die zirkulierende Ware leiten, aber sie *muß* es nicht unter allen Umständen, da sie ja nicht eine Ursache des Wertes bildet. Sie kann nur unter Umständen veranlassen, daß die Waren zur Aufnahme der Wertschätzung besonders geeignet, — qualifiziert werden, und zwar nicht sachlich, da sie ja die Substanz, die Produkte nicht verändert, sondern *örtlich*.

Nicht jede Warenzirkulation vermag die individuellen Wertschätzungen anzuziehen, und so den Tauschwert zu erhöhen.

Und fragen wir, unter welchen Umständen tut sie das, bzw. kann sie das, so lautet die Antwort: wenn und soweit sie die Ware den Bedürfnissen des Individuums, der Gesellschaft entsprechend in Umlauf bringt.

So stellt die Zirkulation, der Tauschverkehr, der Handel erst eigentlich die Vollendung, den *Abschluß des Produktionsprozesses* dar, wie schon von *Roscher* und in der Folge von *Lexis*[1]) ausgeführt wurde. Dieser Umstand wurde jedoch mit Ausnahme

[1]) *Lexis*, Artikel Handel in Schönbergs Handbuch, 2. Aufl.: „Wenn der Bergwerksunternehmer . . . ein Produzent ist, so kommt dieser Charakter ebensogut dem Händler zu, der auf seine Rechnung veranlaßt, daß diese Kohlen vom Schacht nach seinem Lager in der Stadt und von da in die Vorratsräume der Konsumenten gelangen" und W. *Roscher* a. a. O. „so ist der Handel gleichsam das Schlußglied in der Kette der produktiven Arbeiten". — Ähnlich *Mataja*, Art. „Handel" im H. d. St.

von Knies[1]) und Ehrenberg[2]) in bezug auf die Bildung des Wertes bisher nie einer theoretischen Auswertung für würdig erachtet, aus dem einfachen Grunde, weil er — deduktiv aus einer absoluten Werttheorie nicht zu erklären ist.

Die Zirkulation kann nur das Vorhandensein von Substanzen und Produkten örtlich verändern, sie örtlich den Bedürfnissen anpassen — sachlich kann sie es nicht, da sie ja nicht imstande ist, die Substanzen, Produkte oder Waren sachlich zu verändern[3]).

b.

Das ist Aufgabe der Produktion. Und mußten wir bei der Zirkulation erst ihre Fähigkeit unter Umständen den Tauschwert zu erhöhen, indem sie die individuelle Wertschätzung auf die zirkulierenden Waren leitet, zu beweisen suchen, so müssen wir zur Erklärung der wertakkumulierenden, wertleitenden Fähigkeit der Produktion gerade den umgekehrten Weg gehen.

Wir müssen auf Grund unserer Auffassung von der Entstehung des gesellschaftlichen Wertes die Behauptung ablehnen, daß die Produktion als solche Werte schaffe, unter allen Umständen die individuellen Wertschätzungen auf ihre Produkte leiten, auf ihnen akkumulieren müsse.

Wie die Zirkulation an sich nur technisch den Standort der Ware verändert, so verändert die Produktion an sich nur technisch die Substanz.

An sich sind Zirkulation und Produktion nur technische Vorgänge, brauchen nicht unter allen Umständen dadurch, daß sie Produkte erzeugen, oder ihren Standort verändern, dieselben zu Wertträgern, Objekten oder Leitern der Wertschätzung des Individuums oder der Gesamtheit zu machen.

Nicht jede Produktion an sich vermag die individuellen Wertschätzungen anzuziehen und zu akkumulieren, den Tauschwert, den gesellschaftlichen Wert, zu erhöhen.

[1]) K. Knies, Zeitschr. f. d. ges. Staatswissenschaft, Bd. 11 (1855) S. 468ff. unterscheidet infolgedessen Stoffwert, Formwert, Ortswert (S. 474ff.).

[2]) R. Ehrenberg, „Der Handel", Jena 1897. „Der Handel ist diejenige Produktionsart, welche die Aufgabe hat, die örtliche Knappheit an wirtschaftlichen Gütern zu überwinden (S. 35). „Der Tauschverkehr verleiht den wirtsch. Gütern einen neuen Wert." (S. 27). Induktive Beweise S. 17f., S. 24ff.

[3]) Allerdings kann sich während der Zirkulation infolge von Natureinflüssen die Substanz verändern (verderbliche Waren), aber nicht entsprechend dem Bedürfnis, sondern entgegengesetzt. Das zeitliche Moment wird, wie später das quantitative, im Verlauf der weiteren Untersuchung eingehender berücksichtigt werden.

Es genügt nicht, Produkte aus Natur und Arbeit mit Hilfe des Kapitals herzustellen, sie müssen durch menschliche Schätzung menschlichen Bedürfnissen angepaßt werden. Und es genügt auch nicht, sie allgemein menschlichen Bedürfnissen anzupassen, sie müssen speziellen und individuellen, allerdings durch gesellschaftliche Einflüsse gleichgerichteten und gleichzurichtenden, aber doch trotzdem örtlich und sachlich unendlich differenzierten Bedürfnissen angepaßt werden. Nur wenn und soweit das geschieht, soweit die Produktion die Substanz den individuellen Bedürfnissen des Menschen entsprechend umgestaltet, wird sie Leiter für die Wertschätzung erzeugen, wird sie aus einem rein technischen Vorgang zu einem volkswirtschaftlichen.

§ 12.

Die technischen und volkswirtschaftlichen Faktoren.

a.

Und so nähern wir uns der Frage von den Produktions- bzw. Zirkulationsfaktoren. Sie sind an sich nur rein technische Faktoren, werden nur unter gewissen Voraussetzungen, nämlich wenn und soweit sie den Bedürfnissen entsprechend Produkte schaffen, Waren in Umlauf setzen, geeignet, Wertschätzungen auf sich und ihre Produkte zu lenken.

Nur wenn und soweit es ihnen gelingt, individuelle Wertschätzungen auf die Produkte und Waren zu lenken, werden sie zu volkswirtschaftlichen Faktoren.

Sie sind Substanzen, bzw. mechanische Kräfte, die aus Substanzen Produkte herstellen, und in Umlauf setzen. Sie bilden und schaffen aber ohne Hinzutreten und Anziehung von Wertschätzungen keine „Werte", sondern nur Wertleiter, Wertträger, soweit sie den Bedürfnissen örtlich, sachlich und zeitlich entsprechend arbeiten.

Die objektive Theorie Marx' glaubt diesem Umstande Rechnung zu tragen dadurch, daß sie die Einschränkung „gesellschaftlich notwendig" macht. Sie beweist aber dadurch wie gesagt[1]), im Grunde nur, daß auch ihre Auffassung des Wertbegriffes auf der Grundlage menschlicher Schätzung aufgebaut ist. Wir haben im Anfang unserer Erörterung[2]) gezeigt, daß Marx von der quali-

[1]) S. § 1 a.

[2]) S. § 1 b.

tativen Notwendigkeit nur deswegen abstrahieren zu können glaubt, weil er annimmt, daß die gegebene Menge Durchschnittsarbeit in einem den qualitativen Bedürfnissen völlig und restlos angepaßten Formwechsel aufginge. Deswegen kann er keine minder zweckmäßige und zwecklose Arbeit im gesellschaftlich qualitativen Sinne anerkennen und findet das Kriterium gesellschaftlicher Notwendigkeit nur in zeitlich-technisch-quantitativer Anpassung an die — Bedürfnisse.

Wie wir im Anfang unserer Untersuchungen (§ 1b) sahen, gibt Marx einen Wechsel der Größe der technisch notwendigen Arbeitszeit zu, nämlich u. a. durch die „Organisation des Produktionsprozesses, den Umfang und die Wirkungsfähigkeit der Produktionsmittel“ [1]) und durch „Naturverhältnisse“ [2]). Er vernachlässigt aber, wie ihm so oft mit Recht vorgeworfen wird, den Einfluß sowohl der Natur als auch technischer Produktionsverbesserungen auf die Akkumulation des Wertes und die Kapitalbildung vollständig.

Der Grund dafür ist die Konstruktion des Wertes der Durchschnittsarbeit selber. Ihr Wert ist ihm bestimmt durch die zu ihrer Erhaltung erforderliche „Summe von Lebensmitteln“ [3]), durch „die zur Produktion dieser Lebensmittel notwendige Arbeitszeit“ [4]). Die zur Herstellung einer beliebigen Ware erforderliche technisch notwendige Durchschnittsarbeit und Arbeitszeit müßte also immer dazu ausreichen, diese zur Befriedigung des „Umfangs sogenannter notwendiger Bedürfnisse“ [5]) erforderliche „Summe von Lebensmitteln“ [6]) in „normaler Güte“ [7]) zu erlangen! Tut sie das nicht, sinkt der „Preis der Arbeitskraft . . . unter ihren Wert“ [8]). — Der Umfang dieser Summe ist ein „historisches Produkt“ [9]) und „für ein bestimmtes Land zu einer bestimmten Periode gegeben“ [10]) — also auch zu einer bestimmten Periode die notwendigen Bedürfnisse und die Wertschätzung der Güter! [11]) Die technisch erforderlichen Zeiten und Mengen von Durchschnittsarbeit in den verschiedenen Produktionszweigen müssen also immer in bezug auf Erlangung des gewohnheitsmäßigen Lebensunterhalts des Arbeiters einander gleich sein und bleiben — und ebenso ihr „Wert“! Durchschnittsarbeit kann und soll immer nur diesen ihren eigenen (durch eindeutig

[1]) Marx I, S. 8. [2]) ebd. [3]) I S. 126. [4]) ebd. [5]) I S. 127. [6]) S. 126. [7]) S. 128. [8]) ebd. [9]) S. 127. [10]) ebd. Hervorhebung vom Verfasser.

[11]) Die menschliche Schätzung, die, wie wir konstatierten, auch der gesellschaftliche Wert Marx' voraussetzt, wird also künstlich zurückgeführt auf historisch determinierte Bedürfnisse nur einer Gruppe, — der Arbeiterklasse!

bestimmte Entwicklung gegebenen) „Wert“ produzieren und reproduzieren! Hier sehen wir besonders deutlich die Unwirklichkeit der Marxschen Konstruktion und die dahinter verborgene ethische Forderung!

Aber — sie ist logisch aufgebaut wiederum auf dem „Springpunkt“ nämlich der „Zwieschlächtigkeit“ der Arbeit und dem glatten Formwechsel derselben als restlos zweckgerichtete Arbeit. Technische Produktionsverbesserungen in einem Produktionszweig, gute Ernten im anderen, berühren nur die „nützliche Arbeit“, nicht die Durchschnittsarbeit und deren notwendige Arbeitszeit [1]). Infolge des glatten und restlosen Formwechsels ihrer „gegebenen Menge“ muß die in einem Produktionszweig überflüssige Durchschnittsarbeit in den anderen zur restlos nützlichen Verausgabung gelangen. Das Verhältnis zwischen der zur Produktion einer Ware notwendigen Durchschnittsarbeit und der zur Produktion der zu ihrer Erhaltung erforderlichen Lebensmittel notwendigen Durchschnittsarbeit wird dadurch immer wieder hergestellt.

Die gesellschaftlich erforderliche Menge von Durchschnittsarbeit und Arbeitszeit (zur Produktion und Reproduktion von Produkten und Lebensmitteln) ändert sich also nicht! Dies Verhältnis wird nur geändert, und gleichzeitig in demselben Verhältnis die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, wenn die allgemeine „Fruchtbarkeit der Arbeit“ [2]) berührt wird durch Vermehrung der „Gesamtmasse, der Masse der von ihr (allgemein) gelieferten Gebrauchswerte“ [3]); — und das kann nur geschehen durch Veränderung der „gesellschaftlichen Organisation des Produktionsprozesses, den Umfang und die Wirkungsfähigkeit der Produktionsmittel“ [4]). Also nur durch gesellschaftliche, allgemeine Fortschritte und Veränderungen, die ihm also ebenso wie der „Umfang der notwendigen Bedürfnisse“ durch allgemein gesellschaftliche Evolution in eindeutig bestimmter Richtung „gegeben“ erscheinen!

Auf diese Weise müßte dann aber auch jeder auf gesellschaftlich notwendiger Arbeitszeit beruhende „Wert“, ent-

[1]) I S. 13. Daher „trifft ein Wechsel der Produktivkraft die im Wert dargestellte Arbeit an und für sich gar nicht“. Sie „ergibt daher in demselben Zeitraum stets dieselbe Wertgröße“ (ebd.).

[2]) I S. 13 „die sich in der Gesamtheit der Werte der Warenwelt darstellt“ (S. 6 ebd.).

[3]) I S. 13. Die Klammer ist Zusatz des Verfassers!

[4]) I S. 8. Hervorhebung vom Verfasser!

sprechend der Geschichtsauffassung Marx', durch historische, rein materialistische Evolution zustande gekommen sein und ferner bestimmt werden! Nicht nur Marx' Wertbestimmung der Arbeit enthält „ein historisches und moralisches Element", sondern als Folge davon sein gesellschaftlicher Wert überhaupt! Akkumulation von Kapital, Abweichungen und Schwankungen der Preise[1]) um diesen „Wert" bedeuten dann nur durch Monopole und Ausbeutung des Mehrwerts entstehende Unregelmäßigkeiten! — Ein bewunderswürdiger, gewaltiger, logisch in sich geschlossener Gedankenbau, der sich auf die „Zwieschlächtigkeit der Arbeit" mit ihrem restlosen Formwechsel als nützliche Arbeit stützt!

Aber dieser glatte Formwechsel ist eben, wie wir im Anfang unserer Untersuchungen nachwiesen, eine ökonomisch unwirkliche Konstruktion und kann zur Erklärung der Preisbildung nicht dienen. Nur wenn die qualitative Anpassung restlos gelänge, würde Marx' gesellschaftlich notwendige Durchschnittsarbeit wirklich „Werte" und „Wert" schaffen — in dem Sinne, daß sie unter allen Umständen entsprechend ihrer technisch erforderlichen Intensität und Zeitdauer Wertschätzungen akkumulieren müßte!

Das ist, wie wir sahen, nicht der Fall![2]) — So werden im Sinne unserer Wertauffassung auch technische Produktionsverbesserungen[3]) sehr wohl und sehr häufig als stofflich qualitative und quantitative Beeinflussungen auf individuellen und gesellschaftlichen Wert wirken, — soweit sie für die zweckgerichtete und nützliche Arbeit in Betracht kommen!

[1]) Und so erklären sich auch die häufigen Widersprüche Marx' zwischen Preis und Wert, die immer wieder zu konstatieren sind. Daß aber auch der Mehrwert die Preise nicht erklären kann, sondern das Wertgesetz in direktem Widerspruch zur Preisbildung steht, beweist die Kritik Diehls a. a. O. Vgl. oben S. 9 Anm. 4.

[2]) Daß in Wirklichkeit das Verhältnis zwischen Produktivität (auch technischer) der Arbeit und ihrer zeitlich erforderlichen Dauer ganz anders sich gestaltet als Marx es in seinen Beispielen darstellt, beweist die spätere einschlägige Literatur: Neben den Untersuchungen John Raes, Ernst Abbées, Sidney Webbs, vgl. auch W. Gelesnoff: „Grundzüge der Volkswirtschaftslehre", Leipzig-Berlin 1908, S. 93ff., sowie G. v. Schulze-Gaevernitz, Der Großbetrieb, Lpz. 92. Vgl. dazu folgende Anm.

[3]) Über die Zusammenhänge zwischen Fortschritten der Technik und volkswirtschaftlicher Produktivität der Arbeit in bezug auf Arbeitslohn und Verkürzung der Arbeitszeit vgl. das Resultat der Untersuchungen von Schulze-Gaevernitz' a. a. O., „Der technische Fortschritt verbunden mit Steigerung der Arbeitsleistung bewirkt dauerndes Herabgehen der Stücklöhne verbunden mit Steigerung der Wochenverdienste der Arbeiter und mit allmählicher Kürzung der Arbeitszeit."

Die Arbeit muß nicht Werte bzw. Wert schaffen, sie kann nur unter gewissen Umständen Wertschätzungen anziehen, soweit sie nicht nur technisch-quantitativ sondern auch qualitativ gesellschaftlich notwendig ist. Und ihre Qualifikation der „Notwendigkeit" hängt davon ab, ob und wieweit ihre Produkte den Bedürfnissen, den Schätzungen der einzelnen Menschen verschiedener Gruppen entsprechen.

Um solche Wertträger oder Wertleiter zu schaffen, bedarf die Arbeit notwendig der Natur und ihrer Produkte. Damit die Natur oder ihre Produkte aber Wertschätzung auf sich lenken können, müssen sie einmal, wie auch die Arbeit, den Bedürfnissen entgegenkommen, oder wenigstens die Erwartung, daß sie ihnen entsprechen, erwecken. Ferner aber müssen die Naturprodukte nur beschränkt dem einzelnen zur Verfügung stehen.

Die beiden originären Produktionsfaktoren können also volkswirtschaftlich nur bewertet werden, falls sie oder ihre Produkte den Bedürfnissen entgegenkommen und von Natur oder Gesellschaft beschränkt sind.

Soweit sie nicht ein freies Gut darstellt und nicht jedem beliebig zur Verfügung steht, kann auch eine reine Natursubstanz[1]), wenn sie qualitativ den Bedürfnissen entgegenkommt, sowohl individuelle als gesellschaftliche Wertschätzung auf sich lenken und festhalten.

Ebenso ist Arbeitsleistung nur, wenn sie dem Individuum nicht beliebig zur Verfügung steht, und soweit sie qualitativ dem konkreten Bedürfnis entgegenkommt, geeignet an sich Wertschätzungen auf sich zu lenken und zu akkumulieren.

b.

Zusammenwirken von Arbeit und Natur erzeugt Produkte sowohl, als produzierte Produktionsmittel, Produktivkapital, soweit es zweckmäßig geschieht. Das Produktivkapital (Werkzeuge, Maschinen usw.) ist wiederum imstande, im Verein mit Natur und Arbeit weiteres Kapital in verstärktem Maße zu bilden, soweit zweckmäßig produziert wird. Wird nicht zweckmäßig produziert, schafft es nur eine größere Produktenmenge. Aber eine größere Produktenmenge, rein technisch betrachtet, vermag es wiederum

[1]) Marx gilt jungfräulicher Boden als Gebrauchswert (I, S. 8), Grund und Boden an sich aber nicht als Tauschwert (III², S. 162).

im Verein mit Arbeit und Natur nur dann zu erzielen, wenn die Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel gesellschaftlich oder durch Natur geregelt ist[1]).

So schließt auch der volkswirtschaftliche Begriff Kapital innerhalb einer bestimmten Gesellschaftsform immer die jeweilige Regelung der Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel in sich.

Innerhalb der bestehenden Gesellschaftsform verdankt nun das Kapital seine volkswirtschaftliche Produktivität seiner Eigenschaft im Verein mit den beiden originären Produktionsfaktoren bei Beschränkung des Eigentums, soweit zweckmäßig produziert wird, einen Mehrertrag wertgeschätzter Güter abzuwerfen.

Diese Beschränkung des Eigentums an Produktionsmitteln erzeugt aber die Möglichkeit, sich durch ein wertgeschätztes Tauschgut Produktionsmittel zu verschaffen.

So schließt innerhalb der bestehenden Gesellschaftsform der volkswirtschaftliche Begriff des Kapitals gleichzeitig den Begriff des Geldkapitals notwendig in sich, sobald ein „wertvolles" Tauschgut existiert und als allgemeines Tauschmittel fungiert.

Und so verdankt schließlich das Geldkapital schon seine technische Produktivität lediglich der Tatsache der Beschränkung des Eigentums an Produktionsmitteln, die dem Individuum die Möglichkeit bietet sich mit Hilfe eines „dauernd wertvollen" Gutes diese Produktionsmittel zu verschaffen. Nur soweit das Eigentum gewährleistet und gesellschaftlich beschränkt ist, kann das Geld als wertvoll, als dauernd wertvoll erscheinen; nur soweit schließlich das Eigentum an Produktionsmitteln gewährleistet ist, können durch das wertvolle Tauschgut, das gleichzeitig Vermögensgut ist und in der Vorstellung des Individuums so alle Güter in kristallisierter Form darstellt, Produktionsmittel verschafft werden. Nur deshalb kann im Verein mit den originären Produktionsfaktoren auch mittelbar das Geldkapital eine größere Menge von Produkten produzieren.

[1]) Nur soweit für das Individuum die Verfügungsgewalt über die Früchte eigener oder fremder Arbeit geregelt ist, ist auch rein technisch die Möglichkeit gegeben eine größere Produktenmenge zu erzielen. Auch die Überführung des Eigentums an Produktionsmitteln in das Eigentum der Gesellschaft würde eine Beschränkung oder Regelung der Verfügungsgewalt (im umgekehrten Sinne) in sich schließen. Auch die sozialistische Gesellschaft als Eigentümerin mußte dem einzelnen, der sich zur Ausbeutung geeignet erweist, die Produktionsmittel zur Benutzung, zur Verfügung oder zum Besitz überlassen, mußte also eine Beschränkung und Regelung vornehmen.

Also schon die technische Produktivität des Geldkapitals ist von der gesellschaftlichen Regelung der Eigentumsverhältnisse abhängig. Und diese Beschränkung macht es zugleich schon zu einem geeigneten Leiter menschlicher Schätzung, soweit vermutet werden kann (infolge gesellschaftlicher und stofflicher Wertbeeinflussung), daß es der Schätzung entsprechend im Verein mit den originären Produktionsfaktoren produzieren wird, oder daß die Produktionsmittel, die mit Hilfe des Kapitals zu erlangen sind, zweckmäßig produzieren werden — und zwar (bei Gewährleistung des Eigentums) einen größeren Ertrag hervorbringen werden.

Und so stellt die Beschränkung des Eigentums die Voraussetzung für die innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung zu beobachtende volkswirtschaftliche Produktivität des Kapitals dar.

Alle drei (oder falls man die Trennung zwischen Produktiv- und Geldkapital für angebracht hält, alle vier) Produktionsfaktoren sind nur, falls sie von der Gesellschaft beschränkt sind und nur soweit als sie die Möglichkeit bieten zweckmäßig zu produzieren, volkswirtschaftliche Faktoren.

So werden sie auch wegen dieser Eigenschaft, die infolge gesellschaftlicher und stofflicher Wertbeeinflussung vermittelt ist, nach ihrem höchstgeschätzten Nutzen bewertet: als Verstärkungsmittel wirtschaftlicher Energie anderen gegenüber. Die gesellschaftliche Würdigung wird durch die Stofflichkeit und Erfahrung bestätigt und unterstützt. Weil die wertgeschätzten Eigenschaften in ihnen vermutet werden, wird der geschätzte Nutzen der Produktionsfaktoren, wie der anderer Güter, schon bevor er in Wirkung tritt, bewertet.

Auch bei der Bewertung beim Kauf oder Tausch aller anderen Güter wird nicht der wirklich eingetretene Nutzen (der erst beim Gebrauch infolge stofflicher Beeinflussung abgeschätzt werden kann) sondern der nach Maßgabe vorhergehender stofflicher und gesellschaftlicher Beeinflussung des Werturteils erwartete Nutzen eingeschätzt; und dementsprechend bestimmt sich ihr Preis.

Wenn auch nicht immer die Zahlung, so erfolgt doch die Bewertung jedes Gutes vor Eintritt des tatsächlichen Nutzens.

Das zeitliche Moment spielt also nicht nur bei der Miete von Kapital, bei der Kapitalnutzung, sondern bei der Vergütung für die Benutzung aller drei Produktionsfaktoren, wie beim Kauf aller anderen Güter, eine Rolle — wenngleich gewohnheitsmäßig Arbeitslohn, Pacht, Miete und Zins erst nach Eintritt der Nutzung gezahlt werden.

So kann auch nicht behauptet werden, daß das zeitliche Moment,

die höhere Schätzung gegenwärtigen Genusses vor dem zukünftigen (Böhm-Bawerk)[1]) das wesentliche Moment für Erklärung des Kapitalzinses bilde. Es ist nicht immer der Fall, daß gegenwärtige Güter mehr wert sind, oder mehr Wert zu haben scheinen, als zukünftige. Dies Moment wäre also allenfalls geeignet, zeitweise Erhöhungen, — nicht das Bestehen des Zinses zu erklären[2]).

Als Wesentliches erscheint vielmehr der Umstand der gesellschaftlichen Beschränkung des Eigentums an Produktionsmitteln und die Möglichkeit, sich dieselben durch das „dauernd wertvolle" Preis- und Vermögensgut zu verschaffen, das in der Vorstellung des Individuums so alle Güter in kristallisierter Form[3]) darstellt[4]).

Der Zins ist der Preis des höchstgeschätzten Nutzens des Kapitals — Profit zu bringen, der durch gesellschaftliche und stoffliche Beeinflussung dem Individuum vermittelt ist.

c.

Zins, Pacht, Miete, Lohn stellen den Preis der Nutzung von Arbeit, Boden, Kapital dar, beruhend auf geschätztem Nutzen, auf individuellen, stofflich und gesellschaftlich beeinflußten Wertschätzungen. Nicht anders als durch diesen Preis können wir Kapitalprofit, Grundrente, Arbeitsertrag quantitativ darstellen und vom gesellschaftlichen Standpunkt aus errechnen.

Nur soweit sie der Schätzung, den augenblicklichen stets wechselnden Bedürfnissen, entgegenkommen und Wertträger zu schaffen vermögen, sind die Produktionsfaktoren wertgeschätzt und haben sie ‚Wert". Nur soweit können sie im volkswirtschaftlichen Sinne als produktiv bezeichnet werden und werden aus technischen Faktoren zu volkswirtschaftlichen.

Letzte Ursache und absolut bestimmend für Entstehung und

[1]) Positive Theorie des Kapitals, 3. Aufl., Innsbruck 1909, I. Halbband passim.

[2]) So etwa Diehl, vgl. Anm. 4.

[3]) U. E. der berechtigte Kern der Seniorschen Abstinenztheorie!

[4]) Eine weitere Auseinandersetzung mit der einschlägigen Literatur ist wegen des beschränkten Rahmens der Abhandlung nicht möglich. Im wesentlichen deckt sich die hier vorgetragene Auffassung mit der K. Diehls (Theoretische Nationalökonomie, S. 298 ff.) auf dessen ausführliche Kritik der Böhm-Bawerkschen Zinstheorie verwiesen werden muß. Es wäre noch hinzuzufügen, daß das zeitliche Moment allenfalls eine größere Rolle spielen würde beim Konsumptionskredit zur Erklärung von Erhöhungen des Zinses bei äußerst dringendem Bedarf, die auf der anderen Seite durch das größere Risiko erklärbar wäre. In einer an Senior und Malthus anlehnenden Kapitalzinstheorie bringt auch Budge (a. a. O. S. 15/16) treffende Argumente gegen die Theorie Böhm-Bawerks vor.

Höhe des gesellschaftlichen Wertes kann deswegen keiner von ihnen sein. Vorerst das Maß ihrer Zweckrichtung entscheidet darüber, ein wie großes Maß individueller und gesellschaftlicher Wertschätzung sich auf sie hinlenkt und von ihnen unter Umständen festgehalten wird.

Das Maß der Zweckrichtung des einen Produktionsfaktors ist aber wiederum von der Zweckrichtung der anderen, die Zweckrichtung der anderen Faktoren wieder von der des einzelnen abhängig.

Ihr Wert, d. h. ihre Fähigkeit durch zweckmäßige Produktion Wertschätzungen anzuziehen, ist so auch nicht durch ihre absolute oder technisch quantitative Eignung zur Produktion gegeben, oder durch ihre absolute Beschränkung.

Nur soweit diese Umstände sich auf die Bedürfnisse auf die individuellen Werturteile Geltung verschaffen, dem Individuum bzw. der Gesamtheit erkennbar und in bezug auf ihre Bedürfnisse fühlbar werden, können sie von Wirkung sein. Gesellschaftlich und stofflich verschieden beeinflußte Werturteile entscheiden über die Zurechnung. Eine rechnerische absolute Bestimmung ihrer volkswirtschaftlichen Produktivität, ihrer Zweckmäßigkeit zur Bindung oder zur Beeinflussung von Werturteilen, ist deswegen unmöglich. Ihren wirklichen Anteil an der Akkumulation der Werturteile werden wir ebensowenig feststellen können, wie die erforderliche Art ihres Zusammenwirkens. Zweckgerichtete Gruppierungen und Umgruppierungen des Kapitals, ebenso wie technische Produktionsverbesseruugen desselben oder der zweckgerichteten Arbeit, schließlich Naturkräfte können, als stofflich qualitative oder quantitative Einflüsse auf die einzelnen Wertschätzungen einander gegenseitig in ihrer Produktivität beeinflussen, je nach Konstellation von gesellschaftlichen Macht- und Rechtsverhältnissen. So können wir nur feststellen, wieviel der Markt ihnen zurechnet, und nur diese Zurechnung können wir messen durch den Preis in der Einheit des „wertvollen" Tauschguts

Auch wenn die Produktionsfaktoren einzeln Wertschätzungen auf sich lenken können, wenn Natur an sich Produkte und auch Wertträger schaffen kann, auch Arbeit unmittelbar durch Leistung von Diensten, auch Kapital entweder als unmittelbares Produktionsmittel oder als wertvolles Tauschgut für Konsumptions- und Produktionsmittel Wertschätzungen auf sich lenken kann, — Arbeitsprodukte können nur durch Zusammenwirken von Natur und Arbeit, und in vergrößerter Masse bei Hinzutritt von Kapital, entstehen,

Waren können nur durch Zusammenwirken dieser drei Faktoren zirkulieren[1]).

Wodurch gelingt es nun, die an sich technischen Faktoren zu volkswirtschaftlichen umzubilden, sie zur Produktion zweckentsprechender Produkte zu veranlassen? Wie kommt die Anpassung des Prozesses der Produktion und Zirkulation an die Bedürfnisse des einzelnen, schließlich der Gesellschaft zustande?

§ 13.

Die Unternehmertätigkeit.

a.

Die durch verschiedene Bedürfnisse hervorgerufenen Wertschätzungen entstehen im Menschen und sind nur durch den Menschen wirksam. So erzeugen sie gleichsam als Gegenströmung eine Tätigkeit, die dafür sorgt, daß die ursprünglich von Natur gegebenen Leiter ihnen örtlich und sachlich angepaßt werden —; ja, wir dürfen jetzt erkennen, daß sie auch zeitlich den Bedürfnissen angepaßt werden müssen, sollen sie möglichst vollkommen Wertschätzungen auffangen und anziehen.

Und nun haben wir auch die Antwort auf unsere im vorhergehenden Abschnitt gestellte Frage. Es ist die menschliche Arbeit, die bewirkt, daß die Produktionsfaktoren zweckmäßig produzieren. Derselbe Mensch, der seine Bedürfnisse befriedigen will, muß auch durch Arbeit dafür sorgen die Natur oder Naturprodukte sachlich, örtlich und zeitlich ihnen anzupassen. Ursprünglich arbeitet der Mensch also nur für seine eigenen Bedürfnisse und muß mit seinem Intellekt (Verausgabung von menschlichem Hirn, Nerv)[2]) die Verausgabung seiner körperlichen Arbeitskraft (Muskel, Hand usw.)[3]) zunächst seinen eigenen Bedürfnissen anpassen. Mit zunehmender Entwicklung des Tauschverkehrs, infolge der gegenseitig immer mehr bedingten Abhängigkeit der Bedürfnisse — und Werturteile der Menschen voneinander, die durch Gewohnheits- und schließlich staatliches Recht sich regeln mußten, mußte er seine Arbeit auch fremden Bedürfnissen und Werturteilen anpassen.

Sachlich, örtlich und zeitlich muß diese Anpassung sein. Schon der Schneeschuhe verfertigende und anpreisende Finne der Vorzeit[1]), der für den Fischfang, den Beutezug Schiffe oder Waffen verfertigende Fischer, Krieger, Seefahrer, schließlich Waffenschmied und Schiffbaumeister — alle „spekulieren" auf künftige, zunächst eigene, dann fremde Bedürfnisse! Mit der Fortentwicklung der gegenseitigen Abhängigkeiten, des Tauschverkehrs, und (durch sie bedingt und sie wiederum bedingend) der Rechts- und Eigentumsverhältnisse entstand so die Möglichkeit und Notwendigkeit für fremde Bedürfnisse zu produzieren. Damit erwuchs zugleich die Möglichkeit durch produzierte Produktionsmittel durch Kapital und Geldkapital diese Wirtschaft auf fremde Bedürfnisse zu spezialisieren um so eigene Konsumbedürfnisse allseitig befriedigen zu können, endlich fremde Arbeitskraft im Austausch zu erwerben. Schließlich, je mehr die gegenseitige Abhängigkeit wuchs, genügte nicht allein die Befriedigung von Konsumptionsbedürfnissen; auch die Macht, die Selbständigkeit, die relative Unabhängigkeit von den Abhängigkeiten der Gesellschaft konnte durch Tätigkeit auf wirtschaftlichem Gebiet erhalten und vergrößert werden.

Es entsteht infolge der Konstellation von organisch entstehenden Staats-, Rechts- und Wirtschaftsverhältnissen der kapitalistische Betrieb, der technisch wiederum bedingt wurde durch die Entwicklung der Arbeitsteilung, der Arbeitszerlegung, die so notwendig zur Trennung (und trotzdem Verbindung, Kooperation!) der beiden menschlichen Tätigkeiten führen mußte. So trennte sich die körperliche mechanische Tätigkeit der technischen Produktion von der intellektuellen der sachlichen örtlichen und zeitlichen Zweckrichtung! Der intellektuellen Tätigkeit fällt die Aufgabe zu die von der technischen Produktion absorbierte körperliche Tätigkeit sowie die anderen Produktionsfaktoren zweckmäßig einzustellen und zu verschaffen.

Die Unternehmertätigkeit trennt sich immer mehr von der körperlichen Arbeit, die schließlich rein mechanisch-technisch wurde.

Allerdings sind Unternehmertätigkeit und technische Arbeit

---

[1]) Allerdings wird oft nicht berücksichtigt, daß auch die Zirkulation, das Transportgewerbe und schließlich der Handel, Natur, Arbeit und Kapital erfordern. Aber ohne Natur, ohne Land- und Wasserstraßen, ohne menschliche Arbeitskraft, ohne Transportmittel aller Art (zu denen auch Geld und Geldsurrogate gehören) und schließlich Geldkapital ist die Zirkulation auch technisch unmöglich.

[2]) Vgl. Marx I, S. 11.

[3]) Ebenda.

[1]) Vgl. Sombart, „Der kapitalistische Unternehmer" (Arch. f. Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Bd. 29 (1909) S. 739. „Es sieht nach Schneewetter aus, Knaben, sagten die Finnen, denn sie hatten Aanderer (Schneeschuhe) zu verkaufen", aus der Magnus Barford-Sage (1006 n. Chr.) „. . . Das Urbild aller Händler . . . Prototyp der Reklame".

bis auf den heutigen Tag noch häufig durch mannigfache Berührungspunkte miteinander verknüpft, sodaß sie zu einer notwendigen Einheit nicht nur innerhalb des Betriebes, sondern auch öfter noch in einer Person verbunden sind.

Jedoch erfolgt diese Trennung mehr oder weniger vollständig je nach der Größe und Richtung, schließlich der mehr oder weniger kapitalistischen Einstellung des Leiters einer Unternehmung (d. h. der von vornherein beabsichtigten Einstellung auf fremde Bedürfnisse und der immer mehr rein rechnerischen, vom eigenen Konsumptionsbedarf losgelösten Tätigkeit) um schließlich im kapitalistischen Betrieb rein in Erscheinung zu treten.

b.

Doch immer ist diese Trennung nicht rein durchzuführen; es kommt darauf an, unter welchen Gesichtspunkten man sie vornimmt. So läßt auch Sombart zwischen kapitalistischem Unternehmer und Handwerker das Übergangsstadium der „kleinkapitalistischen Unternehmung" gelten[1]), findet aber doch den Unterschied, indem er den Unternehmer als Produktionsleiter im Gegensatz zum technischen Arbeiter charakterisiert. Und unter dem Gesichtspunkt der Trennung der geistigen Einstellung auf rein sachliche, rechnerische, kapitalistische Tätigkeit, von der nur wirtschaftenden, kurz, um den kapitalistischen Unternehmer zu kennzeichnen, kann wohl eine andere nicht gut gefunden werden[2]).

Wollen wir aber erkennen, welche Tätigkeit es ist, die den Produktionsfaktoren die den Bedürfnissen entsprechende Richtung überhaupt gibt und sie den Wertschätzungen anpaßt, dann erkennen wir, daß wir die Trennung nicht in dieser Weise vornehmen dürfen.

Wir müssen erkennen, daß auch z. B. der Handwerksmeister, der den Produktionsprozeß leitet und selber technisch am Produkt mitarbeitet, ob nun im Verein mit einer größeren oder kleineren Zahl von Angestellten, oder auch allein[3]), darauf bedacht sein muß, sowohl technisch als auch sachlich, örtlich und zeitlich seine Produktion auf den Absatz einzustellen. Und wer könnte leugnen, daß dies geschieht, wenn auch unvollkommen und durch die eigene

[1]) Kapitalismus I, S. 201 f.

[2]) Diesem Gesichtspunkt haben auch wir in bezug auf Einstellung des Werturteils Rechnung getragen.

[3]) J. Pierstorff („Die Lehre vom Unternehmergewinn) hält von seinem anderen Standpunkte aus den kleinen Handwerker, der ohne Gehilfen arbeitet, nicht für einen „Unternehmer im wissenschaftlichen Sinne des Wortes" (213).

Konsumwirtschaft und andere geistige Einstellung[1]) vielfach erschwert.

Das Charakteristikum der Unternehmertätigkeit, vielmehr ihre Voraussetzung in dem eben angedeuteten weiteren Sinne der Einstellung auf die Werturteile, Wertleitung und Wertansammlung auf die Produkte und Waren, scheint uns vielmehr in dem Moment der Selbständigkeit, der durch fremde Abhängigkeiten unbehinderten Entschlußkraft und Anpassungsfähigkeit an die Verhältnisse des Marktes gegeben zu sein. Nur so kann der Unternehmer unbehindert seine organisatorische, unternehmende, seine rechnerische und erfolgheischende, schließlich seine oder anderer technische Arbeit zweckrichtende Tätigkeit entfalten.

Diese Selbständigkeit ist nur zu erreichen durch den Besitz oder die Verfügung über Vermögen, Kapital. Wir haben im vorhergehenden dargestellt, wie speziell die die kapitalistische Wirtschaft auslösende und wiederum von ihr ausgelöste, nie rastende unersättliche Begierde nach dem „wertvollen" Tauschgut als Vermögens- und Machtgut den Unternehmer zu seiner nie ruhenden Tätigkeit ansporntt, daß aber auch nur das gewissermaßen „objektivierte" vom Vorrat unabhängige Geldbedürfnis des kapitalistischen Unternehmers die rein sachliche, rechnerische Bewertung der Ware erzeugt. So erkennen wir auch, daß die völlige Anpassung an die Bedürfnisse des Marktes am vollkommsten bei sachlicher Bewertung der Ware erfolgen kann. Und so erklärt es sich uns, daß wenn wir auch dem Handwerker im Gegensatz zum rein technischen Arbeiter die Ausübung von Unternehmertätigkeit zuerkennen müssen, diese sich nie so frei und vollkommen entfalten kann, wie die ungehemmte des kapitalistischen Unternehmers; weil der erstere eben nie innerhalb seiner Konsumwirtschaft rein sachlich wird bewerten können.

Ferner aber erkennen wir, daß nicht allein das Eigentum, die Größe des Vorrats diese Bewertung erzeugt, und so den eigentlichen ungehemmten Unternehmertyp, sondern daß diese Einstellung ebenso bedingt wird durch die Persönlichkeit[2]). Und so erkennen wir auch, daß nicht immer das Eigentum an Kapital

[1]) Das technische mehr künstlerische Interesse am Werk, an der Ware, gleichgültig ob Erfolg erzielt wird. Vgl. Sombart, „Der kapitalistische Unternehmer", S. 704, sowie „Kapitalismus" passim.

[2]) Vgl. die Schilderung der Persönlichkeit Siemens' gegenüber der Halskes bei Ehrenberg, „Das Wesen der neuzeitlichen Unternehmung" (Thünenarch. I, S. 34 f.), auch von Sombart u. Wiedenfeld a. a. O. zitiert.

darüber entscheidet, ob jemand als Unternehmer zu bezeichnen ist, oder als technischer Arbeiter und Angestellter. Allerdings wird in den meisten Fällen das Interesse für die eigene Person Geld zu verdienen, Erfolg zu erlangen, Macht zu besitzen, die Unternehmertätigkeit auslösen; auch wenn dies Bestreben, wie wir zeigten, nicht immer rein egoistischen Motiven zu entspringen braucht. Vielmehr sind es neben altruistischen, vielleicht auch oft religiösen[1]), patriotischer[2]) und anderen buntgemischten Motiven, in der Hauptsache doch wohl Macht und Selbständigkeitsbedürfnisse, wenn sie sich auch im „Nexus der kapitalistischen Ära" als Streben nach rechnerischem Erfolg nach Geldverdienst äußern müssen! Und nur so können wir es uns auch erklären, daß es Unternehmernaturen gibt, die dies Macht- und Erfolgstreben nicht so sehr durch das Eigentum, als die Verfügungsgewalt über Kapital befriedigt sehen[3]).

Das Charakteristikum der (reinen) Unternehmertätigkeit braucht deshalb auch nicht unbedingt an das Eigentum von Kapital gebunden zu sein, da auch die bloße Verfügungsgewalt unter Umständen Selbständigkeit bedeuten kann.

Nicht immer sind der oder die Eigentümer einer kapitalistischen Unternehmung Unternehmer! Ihre „zweckrichtende" Tätigkeit kann sich unter Umständen auf den bloßen Zins- bzw. Tantièmebezug beschränken.

Die wirklichen Unternehmer sind in solchem Falle die eigentlichen Leiter, die Direktoren des Unternehmens.

Ja Wiedenfeld[4]) zeigt uns besonders anschaulich, daß geradezu ein Kampf besteht zwischen dem Konsumbedürfnis der reinen Nichts als-Kapitalisten, der Aktionäre (der rechtlichen Eigentümer) und ihrem Streben nach möglichst großer Ausschüttung von Gewinn einerseits, und andererseits dem Machtbedürfnis des eigentlichen Unternehmers, des Leiters der Gesellschaft, dessen Streben auf Schaffung von Reserven auf Vergrößerung des Unternehmens und nur deshalb in der Hauptsache auf Geldgewinn gerichtet ist. Dies rein kapitalistische sachliche Streben steht also in diesem Falle

[1]) Auf die z. B. Ehrenberg bei den Fuggern hinzudeuten scheint. „Große Vermögen" I.

[2]) Krupp, ebenda.

[3]) K. Wiedenfeld, „Das Persönliche im modernen Unternehmertum", 2. Aufl. München-Leipzig 1920, S. 11, 113ff.

[4]) K. Wiedenfeld a. a. O. S. 111ff., ähnlich auch Sombart, „Kap. Unternehmer' S. 719.

in schroffstem Gegensatz zu dem des eigentlichen oder der eigentlichen Eigentümer.

Beide Parteien streben nach Gewinn — aber innerhalb der modernen Form des kapitalistischen Betriebs bedeutet eben ein Streben zur Befriedigung von Konsumptionsbedürfnissen eine Hemmung der reinen Unternehmertätigkeit. Wie nun das Betreben nach Macht, nach Erfolg und Vergrößerung des kapitalistischen Leiters sich verwirklicht, wie dieser trotz seiner Bindung durch die Beschlüsse der Generalversammlung es durchsetzen kann, ein rein kapitalistischer Unternehmer zu bleiben, wie er seine Persönlichkeit geltend macht in Leitung und Lenkung der Majoritätsbeschlüsse der Aktionäre, das wird jeder, der in einen solchen Zusammenhang hineingeblickt hat, erkennen.

Daß und wie das bei bloßer Leitung trotz aller entgegengerichteten Bestrebungen und Bindungen durch die Aktionäre möglich ist, wie doch die Aktionäre, die nur ihr Kapital arbeiten lassen und sich mit dem Unternehmen nicht innerlich verwachsen fühlen, in ihren Entschlüssen der Unternehmertätigkeit freie Hand lassen müssen, kurz, wie der eigentliche kapitalistische Unternehmer den Sieg behalten muß, zeigt uns die Untersuchung Wiedenfelds ganz augenscheinlich[1]).

Zumal erkennen wir den Unterschied sehr deutlich, wenn er dem trotz aller Hemmungen doch in der Hauptsache selbständig disponierenden Leiter eines Aktienunternehmens den durch Mitbestimmnug einer Anzahl von Instanzen und staatlichen Körperschaften gerade in seiner wichtigsten Betätigung, der schnellen Entschlußkraft behinderten Beamten staatlicher Unternehmungen gegenüberstellt! Dieser kann, obgleich er genau so, wie der oder die Direktoren einer privatkapitalistischen Unternehmung im rechtlichen Sinne nur Angestellter ist, doch nicht wie jene als Unternehmer betrachtet werden wegen der nie ganz zu beseitigenden öffentlich rechtlichen Bindung staatlicher Unternehmungen (pekuniäre Haftung, Instanzenweg, auch durch Ausgleichsfonds nicht zu beseitigen!)[2]).

Wir glauben Wiedenfeld rückhaltlos beistimmen zu können,

[1]) S. 111ff. und 134.

[2]) S. 132, 133, auch Sombart a. a. O. „Privatverwaltungen gegenüber ist der Staat in dreifachem Nachteil, er arbeitet ohne Konkurrenz, kann sich untauglicher Menschen nicht entledigen und leidet am Aberglauben der Anciennität" — wenn auch letzteres Argument vielleicht für augenblickliche Verhältnisse nicht mehr ganz zutreffend.

wenn er diese Hemmungen als „unüberwindliches Hemmnis“[1]) bezeichnet, das gerade den Leiter einer solchen staatlichen Unternehmung hindert, „günstige Wendungen der Konjunktur auszunutzen“. Die eigentliche Quelle der Unternehmertätigkeit, die Selbständigkeit, ist beschränkt — und wir dürfen hinzufügen —, wenn auch nicht für alle staatlichen Betriebe innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft, so doch für Staatsmonopole und innerhalb des sozialistischen Staates, — der Ansporn der Konkurrenz.

Nicht durch das tatsächliche größere oder geringere Miteigentum derartiger Leiter an der betreffenden Unternehmung, nicht durch größere oder geringere Entlohnung oder Anteil am Gewinn ist diese Initiative zu ersetzen und aus der Persönlichkeit herauszuholen. Sie kann erst voll zur Entfaltung gebracht werden bei einer möglichst unbeschränkten Verfügungsgewalt über das in einem Unternehmen investierte Kapital, wie es bei Staatsbetrieben nie zu erreichen sein wird.

So bildet die Selbständigkeit der Verfügungsgewalt über Kapital die Voraussetzung der Unternehmertätigkeit in allen Fällen.

Nur wenn diese Voraussetzung gegeben ist, kann der Unternehmer uneingeschränkt allen Marktströmungen gerecht werden, ihnen entsprechend die Anlage und Organisation des Kapitals vornehmen, verschiedene Betriebe zur Unternehmungseinheit verbinden, den technischen Produktionsprozeß einstellen, oder schließlich im allgemeinen oder bis in alle Einzelheiten den letzteren überwachen und den Bedürfnissen, den Werturteilen, dem Markte anpassen.

So wird es schließlich nicht nur eine ökonomische, sondern auch eine technische Unmöglichkeit bei einem modernen differenzierten Großbetrieb beides zu tun: mechanisch zu arbeiten und gleichzeitig die Zweckrichtung der Produktionsfaktoren vorzunehmen. Eine wieviel größere Anpassungsfähigkeit und Überlegenheit die Trennung technisch-mechanischer Arbeit und der Unternehmertätigkeit auch technisch ergibt, erkennen wir aus den mannigfachen Gegenüberstellungen von Handwerk und kapitalistischem Betrieb in Sombarts großem, umfassenden Werk[2]).

Und mußten wir zugeben, daß auch selbständige Handwerker oder Kleinhändler Unternehmertätigkeit (wenn auch

[1]) A. a. O. S. 131.
[2]) Kapitalismus I und II passim.

nicht kapitalistische) mehr oder weniger ausüben, indem sie für Zweckrichtung der Produktionsfaktoren sorgen — die völlige Anpassung, das restlose Aufgehen im Markte, die feinste Witterung für Möglichkeiten der Wertanziehung und Wertakkumulation ist eben nur möglich bei völliger Trennung mechanischer und geistiger Arbeit! Ja, die Trennung kann noch weiter gehen, so daß der Unternehmer auch auf Überwachung des Produktionsprozesses nicht nur seiner Einzelheiten, sondern im allgemeinen verzichten muß, daß er die Zweckrichtung von Natur und Arbeit im besonderen Angestellten überlassen muß und schließlich seine ganze Tätigkeit der Zweckrichtung und Gruppierung des Kapitals widmet[1]).

Also, auch wenn wir von dieser höchsten Objektivierung und Loslösung des Unternehmers vom Produktionsprozeß absehen und sie jedenfalls nicht verallgemeinern — die reine Unternehmertätigkeit ist nur gegeben bei völliger Loslösung von der technischen Arbeitsleistung. Nur der kapitalistische Unternehmer kann im Werturteil rein sachlich sein, da für seine Tätigkeit und Bewertung Konsumptionsbedürfnisse nicht in Frage kommen; nur er kann sich ganz auf die Wertspannung, den Markt einstellen, da er sich nur diese Tätigkeit vorbehält.

Es wurde schon erwähnt, daß diese Einstellung nicht nur sachlich und örtlich, sondern auch zeitlich erfolgen muß, und zwar in Zirkulation und Produktion. Auch die gefährliche Tätigkeit der Spekulation, der zeitlichen Zweckrichtung, der Einstellung auf die zeitlichen Bedürfnisse des einzelnen und der Gesellschaft, gehört zur hauptsächlichsten Funktion des Unternehmers[2]). Und gerade diese zeitliche Anpassung erfordert natürlich die ganze vom Technischen losgelöste reine Unternehmertätigkeit. Jedoch ist sie nicht nur ein Tätigkeitsgebiet für den Händler, also nicht nur eine weitere Stufe oder nur eine Erscheinung der Zirkulation[3]). Auch der Produzent muß seine Produkte zeitlich zweckrichten.

Allerdings wird auch die Unternehmertätigkeit sich differenzieren zu einer Arbeitsteilung oder Arbeitszerlegung wie die technische Arbeit. Auch die Tätigkeit der reinen Spekulation, wie die rein örtliche oder rein sachlich zweckrichtende Tätigkeit, werden sich abgrenzen in gewisser Weise.

[1]) Vgl. Wiedenfeld a. a. O. und Sombart, Der kapitalistische Unternehmer spec. S. 722 unter Hinweis auf die Schilderung von von Th. Veblen und John Moody, „The truth about the trusts“ (S. 905).
[2]) Vgl. auch Ehrenberg, „Der Handel“, S. 32f.
[3]) Wie z. B. Ehrenberg sie aufzufassen scheint (a. a. O. ebenda).

So werden wir reine Spekulanten, reine Händler finden und reine Produzenten und Fabrikanten, die nur für den Auftrag arbeiten. Daneben aber immer Übergangserscheinungen. So wird der Händler meistens Spekulant aber oft auch Produzent sein, wie der Produzent auch Händler und Spekulant.

Bestrebungen, den Zwischenhandel auszuschalten oder zu organisieren, Produzenten und Konsumenten zu verbinden oder zu trennen, werden einander zuwiderlaufen. Solche Differenzierungen berühren aber nicht das eigentliche Wesen der Unternehmertätigkeit, sind vielmehr nur von Zweckmäßigkeitsgründen zeitlicher und persönlicher Notwendigkeit und Einstellung gegeben, von wechselnden Konjunkturen sowie auch Rechtsverhältnissen abhängig.

Diese Differenzierung ist deswegen auch nicht eine fortschreitende Erscheinung, wie die Zerlegung der mechanischen Arbeit. Vielmehr werden bei der Unternehmertätigkeit diese Bestrebungen einem steten Wechsel unterworfen sein, einen steten Kampf bedeuten, der in der Persönlichkeit des kapitalistischen Unternehmers im Gegensatz zum Handarbeiter aber auch zum Künstler, zum Gelehrten usw. begründet liegt.

Der Unternehmer, von Sombart als „Eroberer“[1]) als „Gestalter der wirtschaftlichen Welt“[2]) bezeichnet, versucht eben sein Glück auf allen Gebieten, möchte alle erobern und wird nur durch die Notwendigkeit der Umstände oder seiner physischen Natur gezwungen, in eine solche Begrenzung zu willigen. So ist der Händler und Spekulant niemals vom Unternehmer, auch wenn er reiner Produzent ist, zu trennen. In der kapitalistischen Unternehmerpersönlichkeit sind eben immer Händler und Unternehmer vereinigt. Sie fügen sich im „kapitalistischen Wirtschaftssubjekt zu ganz neuer und eigenartiger Individualität zusammen“, wie Sombart[3]) sich ausdrückt.

In jedem Händler muß ein Stück Unternehmer sein, und umgekehrt! Erst die Vereinigung dieser beiden stellt den reinen Unternehmertyp dar, dessen Veranlagung Sombart einmal als „divinatorisch-spekulativ“ bezeichnet.

[1] Der kapitalistische Unternehmer 731.

[2] Ebenda 713.

[3] Der kapitalistische Unternehmer (S. 728) „daß gleichsam zwei Seelen im kapitalistischen Unternehmer wohnen, die aber zum Unterschied von denen Faustens sich nicht voneinander trennen wollen“ (ebenda).

So urteilt Heinrich Heine über Rothschild: „Eine eigentümliche Kapazität ist bei ihm die Beobachtungsgabe oder der Instinkt, womit er Kapazitäten anderer Leute in jeder Sphäre, wo nicht zu beurteilen, so doch herauszufinden versteht“. Es ist ein mehr intuitives Fühlen besonderer Art[1]), das sich in der Fähigkeit Marktströmungen und -Konstellationen gewissermaßen vorauszuahnen zeigt, das, verbunden mit der rein rechnerisch-kalkulatorischen Fähigkeit und den anderen, durch den kapitalistischen „Nexus“ ausgelösten Eigentümlichkeiten, die Überlegenheit der Unternehmerpersönlichkeit auf wirtschaftlichem Gebiet ausmacht[2]).

c.

Nur dadurch, daß der Unternehmer es vermag, sich völlig den Marktströmungen, den Werturteilen anzupassen, gelingt es ihm die Menge der Wertschätzungen auf seine Ware zu lenken.

Ist so die Tätigkeit des Unternehmers eine rein zweckrichtende und ist sein Werturteil ganz auf den Markt eingestellt, rein sachlich, fast ganz unselbständig geworden, so erwächst ihm aus dieser Einstellung seiner Persönlichkeit und seines Werturteils doch noch eine andere Eigenschaft.

Er stellt nicht nur die Produktion zweckmäßig ein, indem er sie sachlich, örtlich und zeitlich den Bedürfnissen anpaßt, sondern er kann auch gewissermaßen aktiv die Werturteile beeinflussen.

Wir mußten schon im vorhergehenden Verlauf unserer Untersuchung verschiedentlich andeuten, daß der Unternehmer nicht nur seine Tätigkeit und seine Produkte den Werturteilen anpassen kann, sondern auch durch Wertbeeinflussung die Wertschätzung für seine Produkte erhöhen kann, ja sogar durch Einführung und Verbreitung neuartiger Produkte neue Bedürfnisse erregen, also Wertschätzungen, wenn auch nicht schaffen, so doch im Menschen auslösen kann[3]).

[1]) Völlig verschieden von dem des Künstlers und Gelehrten wie auch Sombart es uns a. a. O. darstellt (748).

[2]) Natürlich kann es sich hier nur um einen ganz kleinen Ausschnitt der Schilderung der Unternehmertätigkeit und -Persönlichkeit handeln. Das Problem ist theoretisch von Sombart u. Wiedenfeld, mehr historisch von Ehrenberg bearbeitet, vgl. die angeführte Literatur.

[3]) Indem er sie, gleichsam neue Bedürfnisse vorausahnend aus schlummernden Begehrungen erweckt. Niemals wird die Unternehmertätigkeit Bedürfnisse auslösen können, die der zeitlichen Strömung der einzelnen oder gesellschaftlichen (Massen-) Psyche zuwiderlaufen.

Diese Tätigkeit bedeutet offensichtlich nicht nur eine passive Anpassung, sondern auch eine Beeinflussung des Geschmacks, der Mode und so des Marktes, schließlich der einzelnen Bedürfnisse und Werturteile

So kann die Unternehmertätigkeit auch Ansammlungen von Wertschätzungen auf Gütern verursachen durch gesellschaftliche Beeinflussung (Reklame) sowohl als durch stofflich-qualitative (Verbesserung der Produkte usw).

Allerdings wird eine solche Erhöhung der Werturteile durch gesellschaftliche Einflüsse nur von Dauer sein können, wenn die stoffliche sie dauernd unterstützt, wenn der Gegenstand wirklich die durch Reklame und Anpreisung erregten Erwartungen des Individuums erfüllt.

Im anderen Falle wird die stoffliche Beeinflussung, die fortschreitende Erfahrung und Würdigung, die die stofflichen Eigenschaften dem Individuum vermitteln, derartige Erhöhungen wieder ausgleichen. Das Werturteil des Menschen ist eben nicht nur relativ individuell bedingt, sondern auch je nach den verschiedenen stofflichen und gesellschaftlichen Einflüssen verschieden; und so auch schwankend und flüssig. Wäre es von vornherein nur stofflich bedingt, dann müßten alle Täusche auch nach erfolgtem Kauf vorteilhaft erscheinen Daß das nicht der Fall ist, daß jeder Handel, jedes Feilschen, bzw. der Erfolg desselben, schon eine gesellschaftliche Beeinflussung bedeutet, die später durch stoffliche unterstützt, übertroffen, oder herabgemindert werden kann, haben wir bereits gezeigt.

Andererseits sind die Werturteile keinesfalls weder im einzelnen noch in ihrem Zusammenwirken, nur etwa gesellschaftlich als Function der Preise oder objektiv mechanisch durch einen „autogenen" Wert der Produkte bestimmt oder durch „gesellschaftlich notwendige" Arbeitszeit. Dann wäre der Markt überflüssig und das Zustandekommen des gesellschaftlichen Wertes regelte sich reibungslos und mechanisch.

Nur das Zusammenwirken verschiedener stofflicher und gesellschaftlicher Einflüsse kann uns das Schwanken der einzelnen Werturteile und das Zustandekommen des stets schwankenden flüssigen gesellschaftlichen Wertes erklären.

So kann auch eine vorübergehende ungesunde[1]) Steigerung der einzelnen Werturteile durch Reklame, Anpreisung, Handel erreicht

[1]) Im Sinne ökonomischer Forderungen, die wir hier nicht zu stellen haben.

werden. So können durch Spekulation, durch Zurückhaltung von Waren „ungesunde" vorübergehende Aufstauungen und Aufblähungen von Wertschätzungen veranlaßt werden. Allerdings werden sie infolge stofflicher Einflüsse durch Erfahrung wieder ausgeglichen, aber nur um neuen derartigen Einflüssen Platz zu machen.

Und nun können wir auch das quantitative Element, das wir bisher aus Gründen der klareren Darstellung vernachlässigt haben, berücksichtigen. Wir beleuchteten bisher in der Hauptsache die qualitative Anpassung und Beeinflussung, welche die Zirkulation, Produktion und Spekulation, kurz das Wirken der Unternehmertätigkeit, oder vielmehr des einzelnen Unternehmers veranlassen kann.

Aber auch quantitativ muß die sachliche, örtliche und zeitliche Anpassung erfolgen. Der Vorrat, die quantitative natürliche und gesellschaftliche Beschränkung übt auf die Werturteile, wie wir darstellten, einen starken, wenn auch verschiedenen Einfluß aus, bzw. die Würdigung der Qualität eines Gutes ist von seiner Quantität mit abhängig. Und so muß auch der Unternehmer nicht nur sachlich, örtlich und zeitlich, sondern auch quantitativ seine Ware den Bedürfnissen anpassen. .

Und was noch wichtiger ist, er kann Wertschätzungen auf seiner Ware nur festhalten, akkumulieren durch sachliche, örtliche, zeitliche und quantitative Beschränkung. Er muß versuchen, seinen Produkten in sachlicher, örtlicher und zeitlicher Beziehung die Qualität der quantitativen Beschränkung zu verleihen.

So kann er eine gewissermaßen aktive Wertbeeinflussung nicht nur qualitativ, sondern auch quantitativ ausüben.

Ja beide Arten der Beschränkung müssen zusammenwirken und sind nicht voneinander praktisch zu trennen.

Um eine Wertansammlung auf seinen Produkten zu veranlassen, versucht er die Wertschätzungen nicht nur auf seine Produkte zu lenken, die Ware denselben anzupassen, damit sie als ihr Leiter und Träger geeignet sei. Er muß auch versuchen, die Wertschätzungen auf ihr festzuhalten, gleichsam zu akkumulieren.

Das gelingt ihm aber, da jeder Unternehmer dies Bestreben hat, nur wenn er seine Ware zum besseren Leiter macht, als die Produkte der anderen Unternehmer und so die von diesen angesammelten oder geleiteten Wertschätzungen auf sein Produkt ablenkt. Und ist ihm das durch Anpassung oder aktive Wertbeeinflussung gelungen, dann muß er versuchen Widerstände aufzurichten,

damit die Wertschätzung sich auf seinen Produkten hält und unter Umständen für gewisse Zeit akkumuliert. Der Unternehmer muß also versuchen, fremde Monopole zu brechen und eigene aufzurichten! Monopole in qualitativer und quantitativer Beziehung, in bezug auf Ort und Zeit.

Dieses Bestreben Monopole aufzurichten, eine quantitative, qualitative, örtliche und zeitliche Beschränkung für seine Produkte zu schaffen, kann nun ebenfalls eine ungesunde Akkumulation der Wertschätzungen auf Produkten des einzelnen Unternehmers hervorrufen.

Indem der Produzent seine Produktion einschränkt oder die Produkte in bezug auf Ort und Zeit zurückhält, kann er tatsächlich eine aktive Wertbeeinflussung ausüben.

Aber jeder Produzent sucht die Wertschätzungen auf seine Ware zu lenken und auf ihr dauernd festzuhalten (was auch, wie wir zeigten, durch Unterbieten des Preises und größeren Absatz geschehen kann) — und das gelingt ihm nur durch Brechung anderer Widerstände, falls ihm nicht natürliche oder künstliche Monopole zur Verfügung stehen oder er sich solche schaffen kann.

Und so kommt es, daß nicht nur stoffliche Wertbeeinflussung künstliche durch gesellschaftliche Beeinflussung erhöhte Werturteile modifizieren kann und umgekehrt. Es sorgt auch die Konkurrenz der Unternehmer dafür, daß nicht dauernde Akkumulation von Wertschätzungen auf den Produkten einzelner bzw. auf einzelnen Produkten stattfinden kann, daß die Wertschätzungen abgelenkt werden, sich verteilen, Ansammlungen und Aufstauungen derselben beseitigt werden.

Diese Einflüsse der Unternehmertätigkeit, die Zweckrichtung der Arbeit und der anderen Produktionsfaktoren sowohl, als die Beeinflussungen der Preisbildung insonderheit durch die Konkurrenz konnten natürlich auch dem umfassenden Geiste Karl Marx' nicht entgehen. Und er berücksichtigt sie auch zum großen Teil, wie zahlreiche Ausführungen des ersten und dritten Bandes seines „Kapitals" beweisen. Jedoch kann er ihnen im Rahmen seiner Theorie nur Einfluß auf Gestaltung des Gebrauchswertes und des Preises, nicht aber auf den Wert einräumen. Vielmehr behält er die absolute Bestimmung des Wertes durch die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit bei und gibt damit die Erklärung der Preisbildung durch seine Theorie preis!

V. Kapitel.

Die Dynamik.

§ 14.

Die Wertbeeinflussung durch die Konkurrenz und die Art ihrer Dynamik.

a.

Also ist, wenn nicht die technische Arbeit, so doch die Unternehmertätigkeit mit ihrer Hilfe imstande, die Wertschätzungen zu beeinflussen, auf die Waren zu lenken, auf ihnen festzuhalten (falls Monopole vorhanden) oder von ihnen abzuleiten. Ihre Konkurrenz übt also, sobald sie einsetzen kann, auf die Preise und den Profit stärksten Einfluß aus. — Ist es dann nicht doch diese Konkurrenz, die den Wert bestimmt? Der Zeitpunkt zur Prüfung dieses Einwandes ist jetzt gekommen!

Gewiß, die Konkurrenz sorgt unter Umständen für Ausgleichung der Preise, drückt den Profit herab und verändert den gesellschaftlichen Wert. — Und wie steht es mit den einzelnen Werturteilen, den individuellen Werten?

Die Konkurrenz beeinflußt auch sie, jedoch nivelliert sie sie nicht in allen Fällen, da sie nur in bezug auf die Geldeinheit nivellieren kann. Aber erschiene uns das einzelne Werturteil als absolut bestimmt, so würde ein solcher Einfluß der Konkurrenz doch bedenklich sein und geeignet die Beweiskraft unserer Behauptungen zu erschüttern[1]). Wir müßten dann auf dem Umwege über Veränderungen des Einzelvorrats versuchen, dies Phänomen zu erklären. Zu einer gesellschaftlichen Betrachtung würden wir aber nicht kommen können.

Eine solche erscheint nur möglich, wenn wir die Abhängigkeit des einzelnen Werturteils von Gesellschaft und Stofflichkeit einräumen.

Da wir nun diese gesellschaftlichen und stofflichen Einwirkungen nicht nur einräumten, sondern zur Voraussetzung unserer Erörterungen machten, bestätigen diese Einflüsse der Konkurrenz nur unsere Behauptung.

Und ferner: „Die Konkurrenz erhöht und erniedrigt, aber sie

[1]) Marx gibt demzufolge auch nur einen Einfluß auf den Preis zu.

schafft nicht das Niveau“[1]). Wir glauben diese Antithese ebenfalls und zwar mit größerem Recht anwenden zu können als Marx. Ja, wir können so weit gehen, zu behaupten, die Konkurrenz der Unternehmertätigkeit erhöht und erniedrigt den gesellschaftlichen Wert, aber sie schafft nicht sein Niveau.

Das Niveau wird geschaffen durch die einander beeinflussenden und von ihrer Gesamtheit wieder beeinflußten Werturteile, die wiederum nicht absolut sondern relativ bedingt sind durch verschieden wirkende stoffliche und gesellschaftliche Einflüsse. Wir kamen zu unserer Behauptung von der Relativität des Werturteils im Sinne des Individuellen, Organischen, Amechanischen, das sich der exakt quantitativen Bestimmung entziehen muß, durch die Erkenntnis, daß die Bedürfnisse des Menschen von verschiedener Stärke seien, in verschiedener Reihenfolge sich geltend machten. Wir erkannten den verschiedenen Einfluß des Vorrats, der Stofflichkeit und der Gesellschaft. Diese Einflüsse waren, wie wir feststellten, einmal qualitativer, ferner quantitativer Art. Wie sie sich aber auf das einzelne Individuum und sein Werturteil Geltung verschafften, das war nicht nur von Qualität und Quantität abhängig, sondern von der Einstellung des Individuums auf die Gesellschaft. Diese Einstellung war aber nicht nur vom Vorrat und Versorgungsstande eindeutig bestimmt, sondern ebenso und letzten Endes von der Individualität. Und wir betonten mehrfach: gerade in dem vom Vorrat verschiedenen Einwirken stofflicher und gesellschaftlicher Einflüsse, welche die Unmöglichkeit exakter rein quantitativer Bestimmbarkeit beweisen, erblicken wir das eigentliche „subjektive“ individuelle, organische Moment.

Die Bedürfnisse des Menschen und so seine Werturteile sind nicht absolut. Sie sind durch Natur und Gesellschaft begrenzt, können durch diese Beschränkungen und Begrenzungen herauf- und herabgedrückt werden. Ja, es können sogar durch gesellschaftliche Einflüsse (Einflüsse der konkurrierenden Unternehmertätigkeit) neue Bedürfnisse und Bedürfniserhöhungen ausgelöst werden, nicht nur Erhöhungen der bestehenden veranlaßt werden. Das Werturteil wird also durch außerhalb des Menschen liegende Ursachen beeinflußt. Aber die einzig „objektiven“ Ursachen sind Vorrat und Qualität und auch diese sind wieder z. T. durch die Gesellschaft bestimmt. Und soweit sie von der Gesellschaft bestimmt sind, gesellschaftliche Beschränkung bedeuten, sind sie wieder letzten Endes bestimmt durch Bedürfnisse der menschlichen Individuen.

[1]) Marx III, S. 401.

Das Bedürfnis ist das Primäre! Und wenn auch die Bedürfnisse durch gesellschaftliche und natürliche Einflüsse erhöht, ja sogar ausgelöst werden können, so können diese Einflüsse das Bedürfnis nicht erzeugen. Das Bedürfnis ist wie die Einstellung und Tätigkeit des Menschen, von seiner verschiedenen Veranlagung und Persönlichkeit abhängig. Wenn auch die Stärke des Kleidungs- und Nahrungsbedürfnisses durch Gesellschaft und Stofflichkeit beeinflußt werden, seine Reihenfolge bis zu einem gewissen Grade vereinheitlicht und gleichgerichtet werden kann, so ist diese Beeinflussung relativ verschieden, weil die Beeinflußbarkeit nicht gleich ist, weil die Bedürfnisse des Menschen von Natur nicht nur verschieden gerichtet, auch verschieden stark sind. Trotz möglicher Gleichrichtung durch gesellschaftliche Einflüsse, trotz Beeinflußbarkeit von Stofflichkeit und Gesellschaft dürfen wir sie nicht gleichsetzen. Trotz Beschränkung und Abhängigkeit sind die Werturteile individuell verschieden. Hinzu kommt aber, daß der Mensch nicht nur Konsum-, sondern auch Macht- und Selbständigkeitsbedürfnisse hat. Und ließen sich scheinbar infolge sozialer Einflüsse erstere soweit gleichrichten, daß die „exakte“ Forschung glaubte, sie ohne weiteres gleichsetzen zu dürfen, so erscheinen diese letzteren unter keinen Umständen als gleich. Auch sie können zwar unterdrückt oder gefördert werden durch äußere Verhältnisse, sind aber immer verschieden stark und unabhängig vom Vorrat. Und auch diese letzteren Bedürfnisse üben Einfluß aus auf die Ökonomik und zwar, wie wir zeigten, nicht nur einen nebensächlichen, sekundären.

So entstehen nicht nur die Werturteile durch die Individualität und müssen verschieden sein, da die Bedürfnisse des Menschen verschieden sind — auch die wirtschaftliche Tätigkeit des Individuums ist durch individuelles Bedürfnis bestimmt.

Diese Tätigkeit ist nicht nur nach seinem Vorrat verschieden intensiv, sondern auch nach seiner Veranlagung, Erziehung, Einstellung und so von Natur aus verschieden gerichtet, verschieden stark. Gewiß wird ihr Erfolg (Lohn, Profit) durch die Gesellschaft und Natur mitbestimmt, durch gesellschaftliche und natürliche Beschränkungen und Bedürfnisse. Ja sogar die Intensität der Tätigkeit kann durch sie beeinflußt, vergrößert oder verringert werden.

Aber letzten Endes wird die Intensität doch verschieden sein je nach der Veranlagung des Menschen, die verschieden starke Bedürfnisse in sich schließt!

Und schließlich, es wird nicht nur bei „objektiv“ durch Gesellschaft und Natur gegebenen Verhältnissen durch verschiedene

Intensität der Arbeit der eine mehr der andere weniger verdienen können. Auch der Verdienst, das Einkommen wird ihm je nach dem Grad seiner Bedürfnisse verschieden hoch erscheinen. Wollen wir also die Ursache des Wertes, des gesellschaftlichen und des individuellen, bestimmen, so wird dessen Quelle immer das konkrete Bedürfnis des einzelnen Menschen sein. Aber nur wenn wir eine Beeinflußbarkeit durch Stofflichkeit und Gesellschaft voraussetzen, werden wir auf dem Boden der Wirklichkeit bleiben, die dem Individuum eine durch Natur und Gesellschaft bestimmte Wirklichkeit ist. Die Gesellschaft aber besteht aus Individuen und ausschlaggebend ist auch innerhalb der von Natur und Gesellschaft gezogenen Grenzen die verschiedene Individualität.

Es sind Menschen, die Bedürfnisse und zwar, trotz Beeinflussung von Stofflichkeit und Gesellschaft, verschiedene Bedürfnisse haben!

So stellt sich uns die Ursache der gesellschaftlichen Werterscheinung dar als ein unteilbarer und vom menschlichen Individuum untrennbarer Begriff. Und eben deshalb muß er eine beeinflußbare und zwar verschieden beeinflußte wechselnde Beziehung sein. Als eine Lebensäußerung des vergesellschafteten Individuums muß die individuelle Wertschätzung notwendigerweise Einwirkungen von Stofflichkeit und Gesellschaft ausgesetzt sein, weil das Individuum an beide gebunden ist. Niemals aber soweit, daß diese Lebensäußerungen der Individuen als mechanisch quantitative Funktionen der Stofflichkeit oder der Gesellschaft aufzufassen wären. Die Wertschätzung wird eine an Stofflichkeit und Gesellschaft gebundene und von ihr beeinflußte immer aber individuell-relative organische Funktion des Individuums bleiben. Gerade diese relativ je nach Einstellung des Individuums verschiedene Einwirkung beider Einflüsse, diese im Grunde amechanische Relation offenbart uns das letzten Endes Organische, quantitativ nicht Erfaßbare, Lebende der menschlichen Wertschätzung und so auch der gesellschaftlichen Werterscheinung. Die letztere projiziert sich wohl dem Auge auf die Substanz quantitativ, kann aber ihrem Wesen nach nie ein quantitatives Verhältnis sein. Sie wird nie eine rein mechanische, sondern immer eine organische Beziehung sein, wie auch die Gesellschaft und das aus ihr erwachsende Wirtschaftsleben ein organisches Gebilde menschlicher Individuen ist. Der gesellschaftliche Wert beruht auf dem stofflich und gesellschaftlich beeinflußten höchst geschätzten Nutzen dieser Individuen. Nur so finden wir eine Erklärung für den steten und notwendigen Wechsel dieser Einflüsse,

die nur nach Gruppen gewisse Gleichrichtungen aufweisen und so gewisse stets wiederkehrende Tendenzen in der Bildung des Wertes veranlassen. Nur so ergibt sich eine Erklärung für den steten Fluß, die stete Dynamik des gesellschaftlichen Wertes — ein Spiel in sich und gegeneinander variabeler[1]) organisch sich gruppierender Energien!

b.

Wie steht es nun mit dem Zustande der Statik, der Ausgleichung von „Angebot und Nachfrage", der durch die Konkurrenz scheinbar erreicht wird? — Wohl kann Angebot und Nachfrage insofern ausgeglichen werden, als das Angebot zu einem gewissen Preise der Nachfrage entspricht. Aber sind dadurch die Bedürfnisse ausgeglichen? Gibt es überhaupt einen Zustand, eine Statik in dem Sinne, daß Angebot und Nachfrage in Wirklichkeit jemals ausgeglichen wären, bzw. können wir uns einen solchen Zustand innerhalb der bestehenden Gesellschaft vorstellen?

Der Zustand der Statik muß für exakt objektivistische und exakt subjektivistische Theorie etwas Verschiedenes bedeuten. Dem Objektivisten würde Ausgleichung der Einkommen genügen — der Grenznutzlehre aber würde folgerichtig eine Ausgleichung der Einkommen noch keine Statik bedeuten. Es müßte vielmehr der gesamte Versorgungsstand aller Individuen ausgeglichen werden. Eine Statik würde nur eintreten, wenn das Individuum „im Gleichgewichtszustande ein Maximum der Bedürfnisbefriedigung" erreichte.

Könnte nun aber für alle Individuen eine solche Ausgleichung der Einkommen oder des gesellschaftlichen Versorgungsstandes eintreten, oder vielmehr erschiene ein solcher Zustand denkbar?! Ganz abgesehen davon, ob er eintreten könnte oder nicht, denkbar wäre er nur, wenn die Bedürfnisse der verschiedenen Individuen gleich und wenn sie ohne Ausnahme begrenzt wären.

Wäre auch eine Befriedigung der Nahrungs- und Kleidungsbedürfnisse denkbar, — das Individuum lebt innerhalb der Gesellschaft und so werden auch seine Bedürfnisse nach Macht, Selbständigkeit und Unabhängigkeit sich innerhalb der Gesellschaft äußern müssen, da sie durch die Gesellschaft beschränkt sind.

Gewiß gibt es Individuen, bei denen sich diese Bedürfnisse rein

[1]) Die also nicht nur „keine absoluten Größen" sondern auch in ihren „Verhältnissen zueinander" nicht „fest bestimmt" sind! Vgl. dazu A. Amonn a. a. O., Archiv f. Sozialwissensch. Bd. 46, I, S. 386f.

geistig auswirken können, die in künstlerischer, wissenschaftlicher, politischer Betätigung, mehr oder weniger unabhängig vom Wirtschaftsleben, diese Bedürfnisse auswirken lassen und mit Faust sprechen könnten „was willst du armer Teufel geben"!

Gewiß gibt es auch Individuen, denen ein gewisses Existenzmaximum vorschwebt, auch wenn sie sich nicht in anderer als wirtschaftlicher Beziehung betätigen und die es sich mit dessen Erreichung und Aufrechterhaltung genug sein lassen, auch wenn das Bett, „auf dem sie sich zur Ruhe legen" nicht im Faustisch-Goetheschen Sinne ein „Faulbett" zu sein braucht, sondern in harter Arbeit verdient ist. Dagegen gibt es nicht nur in geistiger Beziehung „faustische" Naturen, um diesen seit Erscheinen von Spenglers[1]) bedeutendem Werk leider fast zum Gemeinplatz von Feuilletons gewordenen Ausdruck anzuwenden, — weil er wie kein anderer charakterisiert! Diejenigen Menschen, die ihr ganzes Streben, ihren ganzen unersättlichen Macht- und Unabhängigkeitsdrang in ökonomischer Beziehung ausleben wollen, deren Ideal es letzten Endes ist, sich als „Gestalter der wirtschaftlichen Welt zu fühlen"[2]) gehören im Zeitalter des Kapitalismus gewiß nicht zu den Ausnahmen! Und was das Wichtigste ist, sie sind es, die den Pulsschlag des Wirtschaftslebens bestimmen.

Mathematische Gleichungssysteme müssen versagen, wenn wir das Gesellschaftsleben, das Wirtschaftsleben, das von menschlichen Individuen bestimmt wird, zum Gegenstand von Untersuchungen machen.

Und wie steht es unter diesem Gesichtspunkt mit der Methodik derartiger Untersuchungen? Sie stellt gewissermaßen eine Untersuchung ‚*omnibus paribus*' dar, eine Annahme der allgemeinen Gleichheit aus der nur eine solche gefolgert und abgeleitet werden kann!

Nur wenn die Werturteile verschieden sind, wird getauscht. Sie sind aber nicht nur nach dem Vorrat, sondern nach der Individualität verschieden und ohne Sättigung.

So ist auch hinter der Abstraktion einer Statik immer die Annahme einer möglichen Maximalbefriedigung verborgen! Eine solche Voraussetzung vermeidet nur Schumpeter, der diese Gefahr wohl erkennt (S. 200) — aber, wie erwähnt, nur dadurch, daß er die Resultate seiner statischen Untersuchung nur für die Statik gelten

[1]) „Der Untergang des Abendlandes", I, München 1920.
[2]) Sombart, „Kapitalismus" u. „der kapitalistische Unternehmer", S. 713.

läßt. Wollte man den Versuch machen, sie auf die (dynamische) Wirklichkeit zu übertragen, würden sie eben eine solche Voraussetzung in sich schließen! Und so wird auch in dem aus der statischen Gleichung abgeleiteten absoluten Wert, trotzdem die Untersuchung sonst den Anschein völlig voraussetzungsloser Methodik trägt, immer eine Forderung ethischer oder „wirtschaftlicher" d. h. wirtschaftspolitischer Art, verborgen sein.

c.

Ist menschliches Bedürfnis und Handeln nicht restlos durch mechanisches Wirken von Quantitäten bestimmt und bestimmbar, so entsteht auch die Dynamik nicht nur infolge verschiedener sachlicher Qualifikation, sondern letzten Endes davon unabhängig infolge verschiedener und grenzenloser Bedürfnisse; und sie wird versuchen sich die Bedingungen zu schaffen, derer sie zu ihrer Entwicklung bedarf.

Und von diesem Gesichtspunkt aus müssen wir auch die von der Konkurrenz verursachte Statik der Preise untersuchen.

Der Konkurrenz wohnt sicher die Tendenz inne unter gewissen Umständen nach Ausgleichung der Qualifikation zu streben, künstliche und natürliche Monopole, soweit es möglich ist, in ihrer Wirkung „unschädlich" zu machen, einzureißen, zu zerstören. Die Konkurrenz tendiert auf Ausgleichung der Einkommen und Vermögen, schließlich aller Beschränkungen in Gestalt sachlicher, örtlicher, zeitlicher und schließlich persönlicher Qualifikation.

Aber Konkurrenz bedeutet Streben nach Überlegenheit[1]) nicht nach Gleichheit!

Das menschliche Streben geht nicht nur nach Befriedigung von Konsumbedürfnissen, oder nur nach Einkommen als rein ophelimistischer Masse von Gebrauchsgütern (Oppenheimer). Es ist schrankenlos, unendlich, ist auf Macht, Unabhängigkeit, Selbständigkeit gerichtet, die auf ökonomischem Gebiet sich als nie ruhende Begier nach immer größerer Masse „dauernder Werte" äußert.

Und so würde auch eine Wegräumung aller Monopole (eine Abstraktion, die nicht verwirklicht werden kann, da, auch wenn natürliche Monopole sich beseitigen ließen, persönliche Qualifikation immer bestehen bleiben würde), sich nie ein Dauerzustand

[1]) Sombart, „Kapitalismus", II, S. 424. „Überlegenheit . . . den Anforderungen des Publikums gerecht zu werden . . . größere Anpassungsfähigkeit.

der Statik oder vielmehr des statischen Schwankens durchsetzen können.

Der statische Verlauf würde einmal regelmäßig nur bei verschiedener sachlicher und persönlicher Qualifikation vor sich gehen und würde außerdem immer wieder durch dynamische Erscheinungen von seiten der Nachfrage durchbrochen werden können. Allein diese Tatsache beweist schon, daß die Wertschätzungen nicht mechanisch bedingt und hervorgerufen und außerdem immer wieder Ableitungen und Stauungen ausgesetzt sind.

Aber trotzdem — diese Durchbrechungen allein würden den statischen Verlauf (unter „normalen" Umständen) nur unterbrechen, nicht aufhalten, da die Dynamik auch diese „Störungen" durch die Einwirkungen der Arbeit, der Unternehmertätigkeit, beseitigen würde. Immerhin die Monopole sind nicht nur Störungen, die „die Wage unrichtig machen" (Oppenheimer) sondern Vorbedingungen des regelmäßigen Schwankens.

Aber auch von seiten des Angebots würden immer wieder neue Widerstände aufgerichtet werden, deren die Statik zum regelmäßigen allmählichen Verlauf bedarf. Auch die Intensität und Anpassungsfähigkeit der Arbeit, die das Bedürfnis — und zwar das verschiedene — gleichsam als Gegenströmung hervorruft, sorgt dafür, daß der auf Ausgleichung der Monopole gerichteten Konkurrenz immer wieder neue Widerstände, neue Monopole erwachsen — durch eben diese Konkurrenz.

Das Bedürfnis des Menschen, der sich als „Gestalter" des wirtschaftlichen Lebens fühlt, sein Unabhängigkeits- und Machtstreben macht sich geltend in der Tätigkeit des Unternehmers, der einerseits die technischen Produktionsfaktoren zweckrichtet, in örtlicher, zeitlicher, sachlicher, quantitativer Beziehung den Wertschätzungen anpaßt, fremde Monopole bekämpft und einreißt.

Andererseits ist er aber wiederum bestrebt, für sich solche Monopole aufzubauen, als Widerstände zur Aufstauung und Akkumulation der Wertschätzungen auf seine Produkte.

Überlegenheit, nicht Gleichheit, Freiheit der Persönlichkeit, Beschränkung der Gegner bedeutet dies Streben.

So erscheint die Statik nicht nur aus der Dynamik heraus zu erklären, sie ist auch nur als Grenzerscheinung der Dynamik[1])

[1]) So erscheint auch die Schumpetersche auf Clark zurückgehende bewußte Scheidung von Statik und Dynamik nur in bezug auf die isolierte statische Grenznutztheorie, auf deren Grunde sie folgerichtig entstehen mußte, als methodischer Fortschritt. Und eine Verbindung beider kann deswegen nur durch Durchbrechung der Wände des konstruierten „Kristalls" von der Seite der Dynamik aus erfolgen. Es drängt sich hier ein Vergleich auf mit der Elektrophysik. Infolge der Maxwellschen Feldgleichungen, die nur aus der Elektrodynamik heraus zu erklären sind, erscheint auch die Elektrostatik als Grenzerscheinung der Elektrodynamik. Damit soll aber nicht etwa eine völlige Analogie zwischen elektrischen und gesellschaftlichen Phänomenen angedeutet werden.

denkbar, die nur unter gewissen Umständen aus der Dynamik heraus sich entwickeln kann. Da sie zum regelmäßigen Verlauf wie er innerhalb der bestehenden Gesellschaftsform beobachtet werden kann, der Monopole und verschiedener Qualifikation bedarf, so wird auch ihr Verlauf innerhalb der bestehenden Wirtschaftsform immer nur als Folge und bei Bestehen dynamischer Wirkungen erklärt werden können.

Die Materie kann nur beschränken, — aber nicht mechanisch, weil das Gestaltende in der Organik einander beeinflussender, in sich und gegen einander variabeler lebender Energien beschlossen ist, die, mathematisch irrational, nie exakt quantitativ und mechanisch zu erfassen ist[1])!

§ 15.

Organische und dynamische Struktur von Recht und Wirtschaft — Unmöglichkeit absoluter Gesetze.

Betrachten wir also das Wirtschaftsleben, so sehen wir: es wird nicht durch mechanische sondern durch menschliche Dynamik gestaltet. Das bedeutet, die Gestaltung kommt nicht nach mechanischen Gesetzen zustande, sondern wächst organisch aus der Gesellschaft heraus. So ist die Grundlage für die Wirtschaftstheorie auch immer nur schwankend und flüssig.

Allerdings gibt es eine Grundlage für das Wirtschaftsleben, gewissermaßen einen weiten Rahmen, wie Diehl sich ausdrückt.

Das ist die Rechtsordnung. Aber einmal bildet sie nur eine bedingte Grundlage und ferner erhebt sich die Frage: ist sie absolut und feststehend?

So müssen wir noch einmal einen kurzen Blick auf die Wirkungen und schließlich, soweit uns das möglich ist, die Gestaltung des Rechts in bezug auf die Wirtschaft werfen.

„Künstliche Monopole" also Rechtsmonopole bestimmen die Wirkung der Konkurrenz, schränken sie ein und bedingen das regelmäßige allmähliche Schwanken des statischen Preises.

[1]) Der deswegen auch nicht durch eine von einer konstruierten Statik ausgehende Variationsmethode nach Art der Schumpeterschen beizukommen ist.

Die Konkurrenz hat die Tendenz sie zu zerstören, bedarf ihrer aber zur Hervorbringung des allmählichen statischen Verlaufs und endiert wiederum zur Schaffung derselben.

Gesellschaftliche Beschränkungen bestimmen also den Verlauf der Dynamik, lösen sie allerdings nicht ursprünglich aus, und werden selber wieder von ihr erzeugt.

Das geltende Recht ist nicht der Überbau (Marx) sondern der Unterbau, die Grundlage des Wirtschaftslebens und nur auf dieser konnten wir auch unsere Untersuchungen des Wertphänomens aufbauen. Aber auch das Recht entsteht, wennschon es höchste Verkörperung menschlicher Objektivität darstellt, nicht objektiv, sondern organisch aus der Gesellschaft. Und zwar haben auf seine Bildung nicht nur materielle wirtschaftliche Zustände Einfluß, sondern auch gewisse Ideale und Ideen, für deren Gestaltung auch andere Tendenzen und Verhältnisse maßgebend sind als nur gesellschaftliche und schließlich wirtschaftliche. Immerhin können aber auch wirtschaftliche Ideale Rechtsideale einer bestimmten Gruppe erzeugen, und wie Sombart nachweist, aus höchst realen wirtschaftlichen Machtbestrebungen erwachsen. Wenn sie auch nicht die Rechtsordnung bestimmen, so können sie doch zur Folge haben, daß gewisse bestehende Rechtsnormen, wenn nicht außer Kraft gesetzt werden, so doch in ihrer Wirksamkeit allmählich Einbuße erleiden können[1]).

Obgleich wir erkannten, daß die Rechtsordnung die Grundlage des Wirtschaftslebens bildet, und es in allen seinen Auswirkungen maßgebend beeinflußt, gewissen Tendenzen erst den nötigen Spielraum gibt, so lohnt es sich trotzdem zu beobachten, wie sich aus dem Bestreben gewisser Wirtschaftsgruppen gewisse Rechtsideale als erstrebenswert entwickeln können, deren allmähliche Verwirklichung als geltendes Recht allerdings von anderen als wirtschaftlichen Machtverhältnissen allein abhängt.

So erkannten wir, daß innerhalb des Wirtschaftslebens die Freiheit für den einzelnen Beschränkung anderer bedeutet und nur auf Kosten solcher sich verwirklichen läßt. So erkennt auch Sombart, daß „das naturgemäße Rechtsideal jedes Produzenten das Monopol" ist. „Die Freiheit für sich, Beschränkung für andere. Wenn er sich für eine ganz andere Ordnung ausspricht, so geschieht das, weil er sein Ideal nicht anders verwirklichen zu können glaubt.

[1]) „Kapitalismus" II, S. 32ff., S. 40; ähnlich Jellinek a. a. O. S. 81.

Er willigt in ein Kompromiß, um wenigstens einiges für sich zu retten"[1]).

Streben nach Freiheit, Selbständigkeit, Macht kann wiederum nur durch Beschränkung anderer fremder Begehrungen und Machtbefugnisse sich durchsetzen; — so kommt es zur Beschränkung nicht nur fremder, sondern auch eigener Machtbefugnisse, durch das Ideal der Gewerbefreiheit.

So weist uns Sombart nach, daß dies Rechtsideal schon vor Einführung der Gewerbeordnung die Schranken der noch bestehenden Zunftordnung durchlöchern konnte[2]). Wieweit dies Rechtsideal allerdings die tatsächliche Schaffung der Gewerbeordnung beeinflußte, das entzieht sich der Möglichkeit nationalökonomischer Forschung; denn hierbei sind auch andere, nicht wirtschaftliche Faktoren in Rechnung zu ziehen.

So konnte sich schon innerhalb und veranlaßt durch die Zunftordnung das Rechtsideal der Gewerbefreiheit entwickeln! Und so wiederum aus wirtschaftlichen Bestrebungen heraus unter Einflüssen der herrschenden Gewerbefreiheit ausgelöst, die Tendenz, diese Freiheit wieder in Form von Syndikaten, Kartellen, Trusts einzuschränken. Eine Beschränkung, die — wie uns Wiedenfeld[3]) darlegt — wiederum einen Kampf darstellt und infolgedessen je nach Persönlichkeitseinstellung des Unternehmers in verschiedener Weise zustandekommt. Ein Kompromiß, in dessen Rahmen er sich diejenige Art freier Betätigung, die seiner individuellen Neigung am meisten entspricht, durch Aufgabe anderer vorzubehalten weiß[4]).

So erklärt sich, — wenn nicht die Schaffung und spätere Wirksamkeit, — so doch das Ideal der Gewerbeordnung durch das Streben des Unternehmers, der sich „als Gestalter der wirtschaftlichen Welt" fühlen will. So das Ideal der Zunftordnung durch die Bestrebung auf Beschränkung des, wie wir feststellten, sowohl im Werturteil als in der Tätigkeit auf Konsum gestellten Handwerkers, — des mehr technischen durch geistige Veranlagung und äußere Umstände gehemmten Unternehmers, der „der Anpassung an den

[1]) Sombart, „Kapitalismus" II, S. 29.

[2]) Ebenda S. 38 u. 40 (die Schuhmacher in Breslau!).

[3]) Wiedenfeld a. a. O.

[4]) So die Unterschiede englischer, französischer, deutscher, amerikanischer Bildungen nach dem herrschenden Ideal der Mehrzahl der Unternehmer jedes Landes, infolge von Eigentümlichkeiten der Individualität, bedingt von Wirtschaftsgruppe und Rasse.

Markt und der selbstherrlichen Bezwingung desselben nicht gewachsen ist"[1]).

Und so erklären sich auch schließlich auf Beschränkung gerichtete Bestrebungen des im Werturteil und Wirtschaften auf Konsum gestellten Arbeiters und Angestellten (in Form von monopolistischer Beschränkung durch Gewerkschaftsorganisation, Streiks und Ausstände) aus der Absicht der Beschränkung des Marktes der Arbeit und der Konsumenten derselben — auf Kosten der persönlichen Freiheit.

Also derartige durch notwendige Kompromisse entstandene Rechtsideale können wohl, wenn nicht die Schaffung der Rechtsordnung bestimmen, so doch, falls sie sich zur Tendenz bestimmter Gesellschaftsgruppen verdichten, mit zur organischen Bildung von Gewohnheits- und staatlichem Recht beitragen — auch wenn sie wiederum aus dem Gegensatz staatlicher Rechtsnormen und wirtschaftlicher Rechtsideale sich herleiten.

Unsere Untersuchungen gelten nur für die bestehende Gesellschaftsform unter bestimmten Rechtsverhältnissen. — Trotzdem glauben wir mit Sombart behaupten zu können: Die Rechtsordnung wird wohl den Grad der Wirksamkeit der Kräfte der Wirtschaft beeinflussen, aber nur soweit, als diese Kräfte überhaupt vorhanden sind[2]). „Wirtschaftliche Kräfte werden, soweit sie zu einer gewissen Reife gediehen sind, Mittel und Wege finden sich trotz einer bestehenden Rechtsordnung durchzusetzen[3])."

Würde die Hinwegräumung von Monopolen, soweit sie auf gesetzlichem Wege möglich ist, auch die Schaffung neuer und andersartiger — sei es dieser oder jener Wirtschaftsgruppe verhindern können?

Wie schließlich die Entwicklung sich gestalten mag, das können wir innerhalb der Grenzen rein nationalökonomischer Forschung wohl nicht entscheiden. Ob die Syndizierungstendenz, die nach Sombart „ein dem Kapitalismus fremdes Element in das Wirtschaftsleben hineinträgt" bestimmt ist (im Verein mit den Tendenzen zur Koalition und Monopolisierung des Arbeiters) „den Kapitalismus aufzulösen"[4]), ob schließlich die Kurve der Entwicklung dahin geht, daß es dem Unternehmer, der „als Condottieri anfing", „bestimmt ist, als Beamter zu endigen"[1]) — das können wir nicht voraussagen. Die Richtung gesellschaftlicher Entwicklung wird jedenfalls nie eindeutig bestimmt[2])!

Jedoch hat uns diese letzte Untersuchung gezeigt, daß nicht nur das Wirtschaftsleben, sondern auch die Wirtschafts- und Rechtsordnung dynamisch zustande kommen auf dem Wege organischer Entwicklung. Daß also die Grundlagen der Wirtschaft keine festen und absoluten sind, sondern in stetem Flusse sich befinden, in stets wechselnden Beziehungen zueinander stehen!

Und auf einer solchen schwankenden Grundlage glaubt die exakte Theorie absolute Gesetze aufbauen zu können?

Und wenn man nun auch einer solchen „exakten" Untersuchung nur bedingte Dauer einräumen würde, wenn man sie nur unter bestimmten Voraussetzungen gelten ließe: nicht nur die Grundlage ist flüssig und schwankend — auch der Verlauf des Wirtschaftsprozesses innerhalb einer bestimmten Wirtschaftsordnung und schließlich einer bestimmten Wirtschaftsperiode ist nie mit Bestimmtheit nach Art von Naturgesetzen vorauszusagen, ist immer organischen von Individuen ausgehenden dynamischen Einwirkungen unterworfen, kann immer von ihnen durchkreuzt werden[3]).

Allerdings können wir nicht soweit gehen, die Ergebnisse der exakten ökonomischen Forschung infolge dieser Erkenntnis nun völlig zum alten Eisen zu werfen. Die exakte Theorie hat uns weitvolle Aufschlüsse vermittelt. Wer könnte die Fruchtbarkeit der Erkenntnisse der Wiener Schule und schließlich der klassischen und neueren objektiven Theorie[4]) bestreiten!

---

[1]) Sombart, „Kapitalismus" II, 30.

[2]) Vgl. II, S. 38, vgl. auch Diehl, Th. N-Ök. Kap. 3.

[3]) Ebenda.

[4]) „Der kapitalistische Unternehmer" S. 696

[1]) Ebenda S. 723. Wiedenfeld a. a. O. erblickt in Kartellen nicht völlige Bindung, sondern (bei Aktienunternehmen) eher eine Stärkung der Unternehmertätigkeit (speziell S. 137).

[2]) U. E. das Ergebnis des Meinungsstreites über die ursprüngliche materialistische Geschichtsauffassung!

[3]) Sombart, „Kapitalismus" I, Geleitwort XVII/VII). Wir werden in der Sozialwissenschaft auf die Ermittlung einer (Natur-)Gesetzmäßigkeit in dem strengen Kantschen Sinne verzichten müssen — aus dem außerordentlich trivialen Grunde, weil wir kein Objekt besitzen, auf das wir jene strenge Gesetzmäßigkeit anzuwenden in der Lage wären. . . . die soziale Wissenschaft muß mit der Tatsache rechnen, daß sie jeden Augenblick neuen Erscheinungen gegenübersteht wie aus der unausgesetzten (insbesondere durch die einem steten Wechsel unterworfene äußere Regelung der sozialen Zusammenhänge) neugeschaffenen Bedingtheit der Einzelphänomene sicht ergibt."

[4]) Z. B. die Darstellung der Wirkungen der Monopole bei Oppenheimer a. a. O.

Aber alle Ergebnisse exakter Theorieen sind — eben weil sie exakt sein wollen — immer nur unter gewissen Voraussetzungen annehmbar. Niemals werden wir z. B. eine Zurechnung der Produktionsfaktoren aufstellen können, nie — trotz Marx — eine Ausgleichung der Profitrate unter allen Umständen annehmen dürfen. Alle auf Grund rein quantitativer Beziehungen oder gar statischer Gleichungen aufgestellten „Gesetze" können nur als Tendenzen unter gewissen Umständen Geltung erlangen

Es ist ein Irrtum anzunehmen, „als ob es in der Sozialwissenschaft derartig feste und unabänderliche Gesetzmäßigkeit gäbe, wie das Gravitationsgesetz"[1])

In einer Zeit, in der selbst die absolute Gültigkeit des letzteren und anderer Naturgesetze zum mindesten betritten wird, brauchen wir nicht erst in eine Auseinandersetzung darüber einzutreten, ob die Nationalökonomie durch Verzicht auf absolute Gesetze ihren wissenschaftlichen Charakter einbüßt.

Und es erscheint als nur zu natürlich, daß innerhalb unserer Wissenschaft sich die Erkenntnis der Unmöglichkeit rein quantitativer exakter Bestimmtbarkeit wirtschaftlicher Phänomene verhältnismäßig früh vollziehen mußte; — allerdings in der Hauptsache in Form der Resignation und Kritik, schließlich offener Ablehnung „exakter" Theorien.

Diese Erkenntnis der Relativität, oder sagen wir besser, um jede Analogie mit der Physik zu vermeiden, dieser Relativismus, bedeutet aber durchaus nicht nur Resignation oder Verneinung! Wer möchte den sogenannten realen Theorien trotz mangelnder Synthese das Verdienst der Förderung wirtschaftlicher Erkenntnis absprechen!? — Daß aber auch auf dieser Basis systematische Forschung möglich ist, — allerdings nicht in Form eines starren absoluten Systems, sondern als organische, der lebenden Struktur der Gesellschaft und Wirtschaft folgende Synthese, — und daß auch diese positive Ergebnisse liefern kann, — das sucht diese Arbeit zu zeigen.

[1]) Diehl, Theoretische Nationalökonomie S. 35.

G. Pätz'sche Buchdr. Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Die angegebenen Preise sind die im Juli 1922 gültigen; für das Ausland erhöhen sie sich durch den vorgeschriebenen Valuta-Zuschlag. Die Preise für gebundene Bücher sind bis auf weiteres unverbindlich.

Eine Kapitalrentensteuer im Rahmen der Neuordnung der Reichsfinanzen. Von Dr. **H. G. Haenel,** Freiburg i. B. VI, 76 S. gr. 8° Mk 30.—

Inhalt: 1. Die Finanzlage des Reiches — die einmalige Vermögensabgabe. 2. Erhöhung der bestehenden und neue Steuern für das Reich. 3. Der Mombertsche und Lotzsche Vorschlag. 4. Eine Kapitalrentensteuer als vorwiegende Belastung des unproduktiven Rentnertums zur Ergänzung einer für die nächste Zeit noch nicht zu befürwortenden und durchsetzbaren Reichsvermögenssteuer. 5. Die Kapitalrentensteuer im besonderen: Mögliche direkte Erhebungsart. Können Ueberwälzungen, Doppelbesteuerungen und Ungleichmäßigkeit der Belastung verhindert werden? 6. Die Couponsteuer im besonderen: Indirekte Erhebungsart. Ist es möglich, Kursverluste zu vermeiden, sowie die Ungleichmäßigkeit der Belastung und Doppelbesteuerungen zu verhindern? 7. Ergebnisse. — Der Gesetzentwurf der Reichsregierung. — Anhang: Der Text des Gesetzentwurfs der Reichsregierung.

Die Schrift tritt für eine Kapitalrentensteuer des Reiches ein, um das erarbeitete Einkommen zu schonen und eine volkswirtschaftlich unproduktive Klasse zu belasten; denn die produktiven Kreise der Bevölkerung werden in ihrer augenblicklichen schwierigen Lage durch die geplante große Vermögensabgabe, auch wenn diese in Raten gezahlt werden kann, bis an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit belastet werden.

Die Abhandlung schließt mit einer kurzen Kritik des Gesetzentwurfes der Reichsregierung, welche ganz große und sehr geringe Rentenbezüge gleich hoch belastet und trotz seiner bestehenden Einfachheit eine sichere Erfassung nur bei Zinsen aus Wertpapieren, Bank- und Sparkassenguthaben garantieren kann.

Eugen Dührings Wertlehre. Nebst einem Exkurs zur Marxschen Wertlehre. Von Dr. **Gerhard Albrecht.** IV, 66 S. gr. 8° 1914 Mk 21.60

Inhalt: 1. Die Bedeutung der ökonomischen Werttheorie. — 2. Der Produktions- und Verteilungsgesichtspunkt (die „theoretische" und die „politische" Betrachtung). — 3. Das subjektive Bedürfnis als primäre Wertschätzungsursache. — 4. Die Beschaffungskosten. — 5. Der Wertinhalt. — 6. „Produktionswert" und „Positionswert". — Exkurs: Zur Marxschen Wertlehre.

Zur Geschichte der Werttheorie in England. Von Dr. phil. **W. Liebknecht.** V, 112 S. 1902 Mk 33.60

Über die Bedingungen wirtschaftlicher Tätigkeit. Kritische Erörterungen zu den Wertlehren von Marx, Knies, Schäffle und Wiese. Von Dr. **Otto Gerlach.** (Staatswissenschaftliche Studien. Hrsg. von Prof. Dr. Ludwig Elster. Bd. 3, Heft 5.) VI, 87 S. gr. 8° 1890 Mk 28.80

Inhalt: Einleitung. Die verschiedenen Aufgaben der Wertlehre. — I. Die Wertlehren von Marx, Knies, Schäffle und Wieser. — II. Die Realität der als Inhalt des Wertbegriffes behaupteten Beziehungen: 1. Abstrakt menschliche Arbeit. 2. Gebrauchswert in genere; vertretbarer, fungibler Gebrauchswert. 3. Sozialkraft; eine Personal- und Vermögenssubstanz. 4. Der natürliche Wert; gesellschaftlicher Grenznutzen. — III. Die Bedingungen der Tauschtatsache. — IV. Die notwendigen Bedingungen wirtschaftlicher Tätigkeit: 1. Die Bedingungen wirtschaftlicher Tätigkeit eines isolierten Individuums. 2. Die Bedingungen wirtschaftlicher Tätigkeit in arbeitsgegliederter Gesellschaft: a) Das Verteilungsprinzip; b) Bedingungen der Leitung von Produktion und Konsumtion bei gegebenem Verteilungsprinzipe. — V. Schluß.

Die heutige Arbeitslosigkeit im Lichte der Weltwirtschaftslage. Von Dr. **C. A. Verrijn Stuart,** o. Prof. d. Nationalökonomie u. Statistik an der Universität Utrecht. (Kieler Vorträge, herausgegeben von Prof. Dr. Bernhard Harms. Heft 5.) 23 S. 8° 1922 Mk 15.—

Finanzbedarf und Wirtschaftsleben. Eine theoretische Betrachtung von Dr. phil et rer. pol. **Heinrich Mannstaedt,** Bonn. 30 S. gr. 8° 1922 Mk 6.—

Der durch seine früheren Schriften bekannte Verfasser untersucht hier die Frage nach dem Einfluß des Finanzbedarfs der Staaten und seiner Deckung auf das Wirtschaftsleben; im besonderen betrachtet er den Einfluß der Zwangsabgaben an sich, deren verschiedene Arten auch verschiedene Wirkungen hervorrufen.

Grundsätzliches zum Reparationsplan. Von Dr. **Franz Gutmann,** o. Prof. an der Universität Jena. 20 S. gr. 8° 1921 Mk 7.—

Diese Studie behandelt höchst aktuelle, grundsätzliche Fragen des unübersichtlichen und unübersehbaren Reparationsproblems. Sie gibt in gedrängter Form einen allgemeinen Ueberblick und erschließt das Verständnis für diesen schwierigen Gegenstand, vor allem hinsichtlich der Zusammenhänge des Finanz- und Geldwesens. Nicht nur für Volkswirte, Politiker, Bankleute und Großindustrielle, sondern für alle, die die Bedingungen für die künftige Gestaltung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse verfolgen, ist die Schrift von besonderer Bedeutung.

Begriff und Funktion des Kapitals. Kritik und Versuch einer Neubegründung der Kapital- und Zinstheorie. Von Dr. **Karl Muhs** in Jena. (Abhandlungen des staatswissenschaftl. Seminars zu Jena. Bd. 15, Heft 2.) VII, 104 S. gr. 8° 1919 Mk 42.—

Der Verfasser ist in der vorliegenden Abhandlung von der Ansicht ausgegangen, daß die ökonomische Theorie bisher nicht vermocht hat, das Zinsproblem einer befriedigenden Lösung entgegenzuführen. Das hat seinen Grund in der herrschenden Kapitalauffassung, die einesteils das Kapital dem bloßen Produktionsmittel gleichsetzt, also einer wirtschaftlichen Größe, die in der großen Vielheit ihrer Auswirkungen zu einem Zins nicht verhilft und infolge ihrer Beschaffenheit nicht zu verhelfen befähigt ist, sodann jegliches Mittel des Erwerbes als Kapital betrachtet. Verfasser lehnt die dualistische Betrachtungsweise ab, da durch sie die Zinsbildung nicht zu erklären ist.

Der Kapitalprofit. Eine kritische Untersuchung unter besonderer Berücksichtigung der Theorie Franz Oppenheimers. Von Dr. **Siegfried Budge,** Frankfurt a. M. XII, 156 S. gr. 8° 1920 Mk 88.—

Nationalökonomie, Bd. 117, Heft 4: . . . Eine Besprechung des B.'schen Buches in knappem Rahmen kann seiner Bedeutung nicht voll gerecht werden. Sein Wert liegt in der Fülle von Anregungen, in den unzähligen scharfsinnigen und loyalen Kritiken anderer Lehren, ebenso wie in den konsequent durchdachten systematischen eigenen Ableitungen. Konnten wir der Theorie in wesentlichen Punkten auch nicht zustimmen, so bleibt davon unberührt die uneingeschränkte Anerkennung des Wertes dieses Buches. Frieda Wunderlich-Charlottenburg.

Geld und Kapital. Gesammelte Aufsätze von Dr. **Friedrich Bendixen,** Direkt. der Hypothekenbank in Hamburg Dritte Auflage. VI, 222 S. gr 8° 1922 Mk 54.—, geb. Mk 80.—

Inhalt: Zur Theorie des Geldes: Fünf Jahre Geldtheorie. Der Geldbegriff zur Frage der Definition des Zahlungsmittels und der Werteinheit. Vom Geldwert. Vom Gelde als Generalmenner. Geldwert und Goldwährung. Das Gold im internationalen Verkehr. Die Geldschöpfung. Bemerkungen zur Geldschöpfungslehre. Vom theoretischen Metallismus. Nominalismus und Metallismus. — II. Die Reichsbank und ihre Politik. Der Charakter der Reichsbank. Die Reichsbank „auf Kündigung". Geldknappheit und Notendeckung. Goldeinfuhr und Goldabfluß. (Ein Gutachten zur Bankenquete). Weitere Gutachten zur Bankenquete. Devisenhandel und Reichsbankausweise. Die Lombardverteuerung an den Quartalsterminen. Die Lombardverteuerung in der Praxis. — III. Das Kapital: Die nationale Bedeutung der Kapitalbildung. Fremde Werte an deutschen Börsen. Industrieller Hypothekarkredit. Die Amortisationshypothek. — Anhang: Grundriß eines Systemes der ökonomischen Theorie des Geldes.

MAR 6 1928

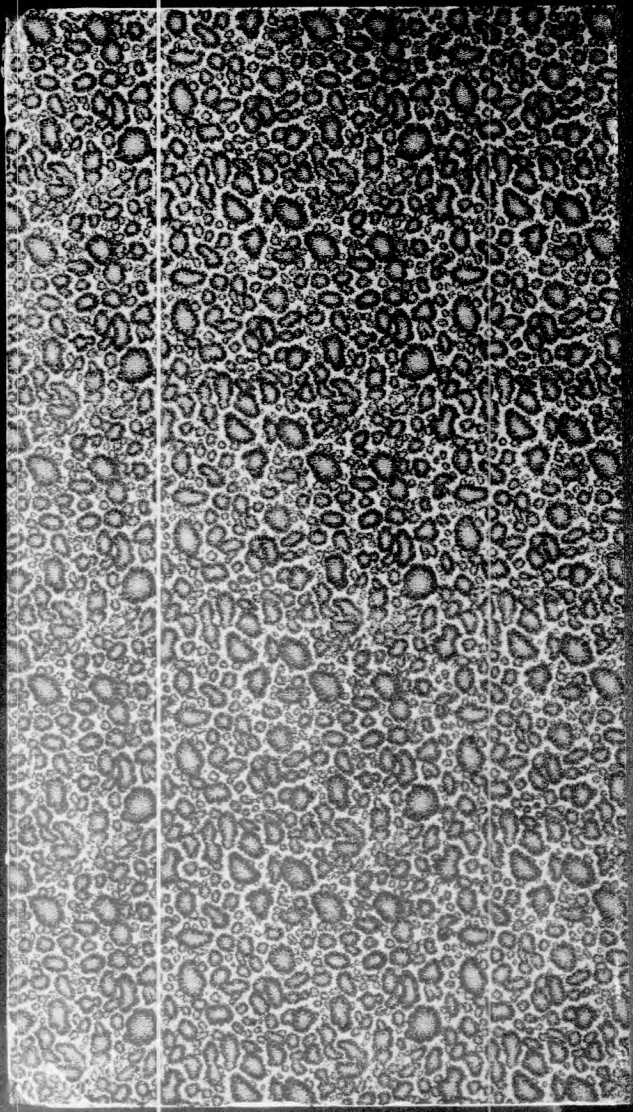
330.11 H118

Haenel

Westbeeinflussung

MSH 33695

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0050706756



END OF
TITLE